

Der
Biedermann.

Ein und funfzigstes Blatt 1728 den 19 April.

PALINGENIUS.

Proh Jupiter! ille bonus Vir
Prorsus habebatur; sed fallax gratia linguæ
Atque oris, non est semper effigiei
Regula.

Sie fange durch dieses Blatt den andern Theil meiner wöchentlichen Schrifften an, und kan mich nunmehr nicht länger enthalten, diejenige Verwunderrung zugestehen, darinnen ich seit einiger Zeit, im Absehen auf dieselben gestanden bin. Es hat mich befremdet, daß man sich die Mühe genommen, sie nun schon ein Jahr lang zu lesen, da ich doch noch in keinem einzigen Stücke eine rechte Abbildung von meiner äusserlichen Person gegeben habe: so daß meine Leser es noch zur Zeit nicht wissen können, ob ich lang oder kurz, breit oder schmal, weiß oder schwarz bin? Wieviel auf die Wissenschaft dieser wichtigen Umstände bey einem Scribenten ankomme; das werden mir alle diejenigen bezeugen helfen, die so sorgfältig sind, ihre Bilder in allerley Format in Kupfer stechen und vor ihre Bücher setzen zu lassen. Imgleichen werden mir alle Buchhändler es zugestehen, daß eine Schrift noch einmahl so gut abgehe, wenn der Verfasser derselben mit seiner hübschen Mine, gleich vor dem Titelblatte eine gute Meynung von dem ganzen Buche bey den Käufern erweckt. Ich entsinne mich, daß ein gewisses Philosophisches Systema vor einiger Zeit deswegen seinen Verleger an den Bettelstab gebracht, weil der Kupferstecher dem gelehrten Manne, von dem es verfertigt war, eine etwas altfränkische, ungekämmt, und so zu reden recht schulsüchsische Perücke gestochen hatte: daher denn alle Welt den richtigen Schluß gemacht, daß ein Autor, dem es von aussen um den Kopf so verwirrt ausfähe, unmöglich von innen ein recht wohl eingerichtetes Gehirn haben könne. Doch das mag an seinem Orte beruhen.

Ich muß derowegen die Ursache entdecken, warum ich mich noch nicht in Kupfer habe stechen lassen; und da bitte ich, alle Welt zu glauben, daß nicht ich, sondern mein Verleger schuld daran sey. Nicht zwar, als wenn er die dazugehörigen Kosten gescheuet hätte: Mein; er hat mir seit vielen Monaten angelegen, daß ich ihm doch ein wohlgemachtes Contrefait von meiner Gestalt überschicken möchte: weil er gesonnen wäre, selbiges von dem besten Meister in Deutschland stechen zu lassen. Er that mir den Vorschlag, daß er es nicht auf die gemeine Art, sondern auf eine ganz neue Manier anbringen wollte. Er wolle nemlich das Gemählde in seinem künstlich-geschnitzten Rahmen auf eine hohe Ehrensäule stellen lassen. Von ferne sollte sich mein kleines Landgut im Prospective zeigen, und oben über mir sollten ein paar wilde Männer in freyer Luft schweben, und eins von meinen wöchentlichen Blättern mit ihren Keulen unterstützen, darauf mit ausserordentli-

chen grossen Buchstaben stehen sollte: **Der Biedermann.** So seltsam mir dieser Entwurf vorkam, so schien er mir doch nichts so gar ungereimtes in sich zu fassen, welches ich nicht weit ärger auf andern Büchertiteln gefunden hätte: sogar wenn die größten Künstler im Kupferstechen dieselben verfertiget. Weil ich aber von dergleichen prächtigen Weiltäufigkeiten kein Liebhaber bin, so überschickte ich ihm an statt meines Gemähltes ein Kupferblatt aus einer gewissen Auflage der Esopischen Fabeln, worauf dieser alte sinnreiche **Moralist** abgebildet war, mit der Bitte, dieses Bild von neuem stechen zu lassen und meinen Nahmen darunter zu setzen. Diesem meinem Verlangen aber hat er kein Gnügen thun wollen: ohne Zweifel aus Besorge, daß eine so unförmliche Gestalt des Verfassers dieser Blätter, ihnen einen mercklichen Stoß geben, oder ihren Abgang hindern würde.

Warum ich aber eben in Gestalt eines, nach der gemeinsten Meynung so übelgebildeten Mannes, in Kupfer gestochen seyn wollen; das ist leicht zu sagen: weil ich ihm nehmlich, sonderlich nach diesem Bilde, welches ich von ihm besaß, so ähnlich bin als ein Ey dem andern. Ich scheue mich gar nicht, meine unansehnliche Gestalt, der sich vielleicht eitele Gemüther schämen würden, frey zu gestehen: Denn warum sollte ich mich wohlgestalter machen als ich bin? Bey meinem Leben habe ich von meiner äusserlichen Bildung weder Vortheil noch Nachtheil zu erwarten: werden aber unsere Nachkommen über zwey oder drey tausend Jahre, irgend noch ein Exemplar von meinen Papieren, etwa in dem finstersten Winckel einer stäubigten Bibliothek finden, und einiges Belieben tragen, dasselbe zu lesen; so wird sich schon ein mitleidiger Criticus finden, der mir, wie dem Esopus dieses Glück bereits wiederfahren, mit einer annehmlichen Leibes-Gestalt zu statten kommen, und in einem ganzen Buche gegen alle meine Feinde beweisen wird, daß ich zu meiner Zeit die artigste Positur von der Welt gemacht habe. Ich will diesem barmherzigen Gelehrten hiermit vor seine Mühe zum voraus Danck abgestattet haben, und ihn zugleich bitten, daß er sich durch dieses Blatt nicht wolle irre machen lassen, seine Gelehrsamkeit in Aenderung meiner Gestalt zu erweisen. Denn ich habe das Vertrauen zu ihm, daß er auch die allerklärste Beschreibung, die ich hier von meinem Körper gegeben habe, vermöge seines wichtigen Kopfes, schon zu meinem Besten werde zu kehren und zu verdrehen wissen.

Aus dem bisherigen werden meine Leser nunmehr ihre Neugierigkeit ziemlichermaßen befriediget haben. Ich erfreue mich daher schon, mit wieviel größerem Verstande, und mit wie viel größerer Erbauung sie meine Blätter lesen werden, nachdem sie auch von der Figur, die ich mache, sich einen lebhaften Abriß in Gedancken vorstellen können. Denn wieviel deutlicher werden ihnen nicht hinfort alle meine Betrachtungen seyn, wenn ihnen im Lesen die sonderbare Positur eines kleinen, rungelichten, übelgewachsenen, schielenden, höckerichten, lahmen und stammenden Esopus vor Augen stehen wird? Dieses wird sonder Zweifel allen meinen Blättern das rechte Licht geben, und es reuet mich isō schon, daß ich mich nicht gleich zu Anfange des vorigen Jahres bereits, auf diese Weise abgemalder habe.

Meine Herren Brüder, die Scribenten von allen Gattungen meyne ich, werden mich doch um dieser Ursache halber nicht aus ihrer Zahl verstoßen; weil ich nicht so liebreizend vor dem Titel meiner Blätter erscheinen kan als Sie. Ich weiß, sie sind viel zu vernünftig, als daß sie den Werth dieser Schrifften nach der Annehmlichkeit meiner Bildung beurtheilen

theilen sollten. Ich habe aber wohl eine andere Ursache zu befürchten, daß man mir den Titel eines Scribenten streitig machen werde. Es sind mir schon einige Urtheile zu Ohren gekommen, die gewisse recht scharfsinnige Leute davon gefället haben sollen. Sie haben davor gehalten, ich hätte an den wöchentlichen Blättern, der Biedermann genannt, fast gar nichts gemacht: Meine Correspondenten hätten gar zuviel Theil daran, als daß ich sie mir zueignen könnte. Hierauf weiß ich in der That nichts zu antworten, als daß sie recht haben. Ich verlange nehmlich an diesen Papieren nicht mehr Theil zu haben, als dasjenige was übrig bleibt, wenn ein jeder von meinen Gehülffen das seinige zurücke nimmt: doch hoffe ich bey dem allen, an dem kleinen Quartbändchen des vorigen Jahres, welches nur aus 200 Seiten bestehet, zum wenigsten noch einmahl soviel eigenes zu haben, als gewisse große Männer an den vielfältigen Folianten sich anmassen können, an deren Titelblättern ihre berühmte Nahmen mit unzählbaren Ehren-Titeln prahlen: da doch die Rücken der Bände alles dasjenige in güldenen Buchstaben zeigen, was ihre gelehrte Federn an den herrlichen Wercken, so ihren Ruhm verewigen werden, gethan haben. Ich bitte derowegen, mir nur solange unter den kleinen Scribenten einen Platz zu vergönnen, bis man alle Sammler und Herausgeber fremder Bücher, imgleichen alle Vorreden-Künstler und Registermacher aus der Anzahl der grossen Autoren wird ausgeschlossen haben.

Was die Briefe meiner Correspondenten anlanget, die einigen bisher gar zu starck vorgekommen, so bin ich bereit, ihnen zu willfahren, wenn sie sich nur deswegen vereinigen und mir zu wissen thun wollen, wie groß die Anzahl derer sey, die es nicht gern sehen, wenn ich die Gedancken meiner Gönnern und Freunde mit einrücke. Zu gleicher Zeit bitte ich aber auch die gegenseitige Parthey, sich ihrer Zahl nach zu melden; denn ich bin entschlossen, mich nach den meisten zu richten. Ich wüßte wohl ein Mittel, beyden ein Gnügen zu thun. Ich dürfte nur wöchentlich zwey Blätter herausgeben, so hätte ich Platz genung, meine eigene Betrachtungen anzustellen, und zugleich alle fremde Zuschriften, die mir eingeschickt werden, bekannt zu machen. An mir soll es in diesem Stücke nicht fehlen: Ich will nur meinen Verleger erst zu Rathe ziehen.

Ich muß aber meinen werthen Lesern, gleich zu Anfange dieses neuen Theiles, ein sehr sinnreiches Schreiben vorlegen, welches viel zu rühmlich vor mich lautet, als daß ich es unterdrücken sollte. Es ist ein sehr gelehrter und berühmter Mann, der selbiges an mich abgelaßen hat. Ich kan zwar im Vertrauen gestehen, daß ich weder von seiner Person noch von seiner Gelehrsamkeit die geringste Wissenschaft oder Probe habe: doch weil er von mir und meinen Kleinigkeiten so viel machet, wie aus dem ganzen Briefe zu ersehen ist: so erfordert wohl die Höflichkeit, daß ich ihn wieder lobe. Der Brief lautet so:

Werthester Herr Biedermann,

Sie sey ein ehrlicher Mann, der die Wahrheit liebt; und Eure Urtheile sind Biedermännisch. Um so viel weniger trage ich Bedencken, Euch zu bitten, daß Ihr aus beykommendem Buche einen Auszug machen, und solchen in Eure Blätter setzen wollet. Der Titel desselben ist: Vivitur ingenio: d. i. Eine Sammlung von artigen, moralischen, satyrischen und possierlichen Einfällen von mancherley Dingen: von der Liebe, Galanterie, Poesie, Politick, Religion und Historie, u. s. f. ursprünglich mit Kreide an die Breter zu St. James Parc, dem hohen und niedrigen Adel und andern vornehmen Personen zum besten geschrieben, von einem wilden Manne, der sich selbst einen Secretär der Wildnis nennet, und vor den Vater des wilden Jungen Peters, den man von Hannover nach Engelland gebracht, gehalten wird, London 1728. Es hat mir ein gu-

ter

ter Freund, der den Verfasser sehr wohl kennet, dieses Buch zugeschicket, und mich inständig gebeten, Euch solches bestens anzupreisen. Gedachter Freund hat mich versichert, daß der Autor gar ein feiner Mann sey. Ihr werdet mir gewiß eine sonderbare Freundschaft erweisen, wenn Ihr sein Buch mit einigen Lobsprüchen recensiret. Denn ob ich gleich nicht leugnen kan, daß die Sachen darinne etwas unordentlich und undeutlich vorgetragen werden, ja auch die Schreibart nicht viel taugte; so muß ich doch auch gestehen, daß manches gute darinn anzutreffen ist. Die possierlichen Gedancken von der Galanterie sind gewis nicht uneben. Nicht nur mein Freund, sondern auch der Autor wird Euch zu vielem Dancke verpflichtet seyn. Er hält auf Eure Schriften ungemein viel, und Ihr werdet sehen, wie er eurer an unterschiednen Orten, als p. 24, 28, 32, 76, und 80 mit großen Lobsprüchen gedacht. Die beyden Exemplars von dem Buche stehen euch zu Diensten, und ihr könnet solche mir behalten: wobey der Verfasser noch einen Ducaten vor eure Bemühung beygelegt hat. Solltet ihr etwa nicht Zeit haben das ganze Buch durchzulesen, so nehmet unmaßgeblich nur das Register, in welchem ihr die artigsten Sachen, auch die nicht in diesem Buche stehen, beysammen antreffet. Gleichwie ihr nun der erste seyd, der von diesem Buche den Auszug machet, also steht es ganz allein in eurer Gewalt, den Autorem berühmt und den Verleger reich zu machen. Diese Gütigkeit, so Ihr um meiner willen meines Freundes seinem guten Freunde erzeiget, will ich auf andere Art zu verschulden suchen, der ich indeß bin

Halle den 16 Merz 1728. Euer schuldigster Diener C.

Ich beklage, daß mir der vornehme Verfasser dieses Schreibens etwas zugemuthet hat, so ich wieder meinen Willen ausschlagen muß. Auszüge aus Büchern zu machen ist eine gar zu schwere Kunst, als daß ich mich unterfangen sollte eine Probe davon zu machen. Denn aus der Vorrede und den Registern etwas zusammen zu stoppeln, wie die Pfuscher im Journalisten-Handwercke thun, das schickt sich vor keinen Biedermann: das hieße nur den Leser spotten, und die Welt äffen. Es gehört viel Einsicht dazu, wenn man die Stärke und Schwäche eines Tractats auf einmahl übersehen, und einen kurzen Begriff von weitläufigen Wercken in etlichen Blättern geben will. Zudem habe ich auch den beygelegten Ducaten, der mir richtig eingehändiget worden, so nöthig nicht, als gewisse Leute, die davor alles was man nur wünschet, in ihre Monatschriften einzurücken bereit sind: ohne dergleichen güldne Fürsprecher aber auch des besten Buches nicht gedencken. Ich habe derowegen das eine Exemplar des Buches, nebst dem erwehnten Ducaten, an einen guten Freund von dieser Gattung nach Holland geschicket, mit der freundlichen Ansuchung, die von einem andern guten Freunde von mir, der die Ehre hat ein guter Freund von einem guten Freunde des Herrn Autors zu seyn, an mich geschēhene Fürbitte, in so weit statt finden zu lassen, daß seiner neuen Schrift in dem nechsten Stücke der dasigen Monatschrift mit einem ansehnlichen Lobspruche gedacht werde. Imgleichen habe ich an den Verfasser der Französischen Quintessenz der Amsterdammer Zeitungen eben dergleichen Bitte ergehen lassen; als welcher sich gleichfalls in gelehrte Sachen mischet. Zum wenigsten hoffe ich, daß er dieses unvergleichlichen Werckes eben so rühmlich gedencken werde, als er vor einiger Zeit des Eloge de la goute und de la fievre quarte Meldung gethan: Eines Tractats, der gewis in den heißesten Hundstagen geschrieben zu seyn scheint.

Sonst muß ich mich wundern, daß mein Ruhm und Nahme auch schon so gar in Engelland erschollen ist. Wie? die allerklügste, tieffinnigste Nation von der Welt, weiß iho schon von mir? Ein so großer Scribent, als der Vater des wilden Knaben von Hameln ist, führet mich in seinem fürtrefflichen Wercke, mit vielen Lobsprüchen an? Diese Ehre ist bald zu groß vor mich, und ich müste der undanckbarste Mensch von der Welt seyn, wenn ich nicht sein Buch, so viel mir möglich ist, loben und bekannt machen wollte. Ehestens will ich seine Gedancken von der wahren Galanterie meinen Lesern vor Augen legen, weil er ein besonderer Kenner davon seyn muß.

5

Der
Biedermann.

Zwey und funfzigstes Blatt 1728 den 26 April.

Opis

Wie wollt er denn nun wohl dieß freye Leben hassen,
Und nicht der Städte Lust für seinen Wäldern lassen?

Seil ich weiß daß meine Blätter auch an vielen Orten gelesen werden, wo die artigen Manieren der heutigen Welt im größten Flore sind, und die politeste Lebens-Art im Schwange gehet; so hätte ich längst gern einmahl von der sogenannten Galanterie was einfließen lassen; wenn ich mich nur vor einen Kenner davon hätte ausgeben dürfen. Allein da ich auf dem Lande, und zwar an einem sehr einsamen Orte gebohren und erzogen bin; auch bey meinem Aufenthalte auf Academien und in grossen Städten, mehr in meiner Studierstube mit verstorbenen Gelehrten, als in Gesellschaften mit artigen Weltleuten umgegangen: so habe ich mich niemahls unterfangen von einer Sache zu schreiben, die ich nicht verstanden. Ich bin ein Mann von der alten Welt, der sich in die neuen Moden blutschlecht zu schicken weiß. Wer auch die Abbildung so ich vor acht Tagen von mir gemacht, in Erwägung ziehet, wird leicht daraus abnehmen können, daß mir die Galanterie dieser Zeiten nicht eben zum besten anstehen würde. Meine Kleidungen sind schlecht und altväterisch gemacht. Ich habe mit Fleiß denselben Schnitt darinnen beygehalten, den ich an den Bildern meiner Vorfahren gefunden: Daher mußte ich neulich von Herßen lachen, als mir dieses auf eine unvermuthete Art vorgerücket wurde.

Ich gieng, nebst vielen andern Fremden, die sich sowohl als ich auf der isigen Leipziger Messe befinden, in dem berühmten Auerbacher - Hofe auf und nieder. Ein paar junge Cavalliere, die meines Erachtens von den galantesten seyn mochten, so sich iso dafelbst aufhalten, wurden mich gewahr; und der eine sprach zum andern mit einem herglichen Gelächter: Mon frere, sieh doch jenen compendieuses Dorf-Juncker an. Ma foi! das ist ein rechter galant-homme. Ich glaube, er hat seinen ganzen Staat noch von seinem Ur-Aelter - Vater geerbt. Ich stund mit dem Rücken gegen sie gekehrt, und that, als wenn ich dieses nicht hörete: Drehete mich aber bald darauf unvermerckt nach ihnen um, diese meine Spötter kennen zu lernen. Und da erblickte ich ein paar solche bunte Herren, die keinem Papagey einigen Vorzug einräumen dorsten. Ich will nur den einen beschreiben. Die Strümpfe waren weiß, aber mit goldnen Zwickeln biß über die Waden besetzt; Die Hosen schwarz Sammet; das Unterkleid von hellblauem Atlas mit silbernen Spitzen verbremet, und mit gelbem Taffete gefüttert. Das Ober - Kleid war roth mit Goldstückenen Aufschlägen, goldenen Balletten und grünem Futter. Am Degen hieng ein Busch von einem künstlich geknüpften silbernen Bande. Am Haarbeu-

tef war gleichfalls eine sehr ausgedehnte Nase von schwarzen und weissen Bändern, und auf dem Hüte, eine roth- und gelb-sprencklichte Feder zu sehen.

Es gieng mir bey diesem seltsamen Anblicke eben so als andern Leuten, die vom Dorfe in die Stadt kommen, und etwas gewahr werden, so ihnen neu und ungewöhnlich ist. Ich vergaß meiner selbst über der vielfältigen Vermischung fast aller möglichen Farben, und stund halb erstarrt, biß in dem Gedränge jemand kam, der mich von meiner Stelle stieß, und mich also wieder zu mir selbst brachte. Obwohl es mir nun sehr unnatürlich vorkam, sich in eine so bunte Maske zu verstecken: so besche,de ich mich doch gern, daß ich dergleichen zur Galanterie gehörige Sachen zu beurtheilen nicht fähig bin. Denn was weiß ichs, ob dieses nicht etwa die allerneueste Pariser-Mode so mit sich bringet?

Indem ich aber nach Hause komme und mich über das vor acht Tagen gerühmte Buch mache, um aus der Abtheilung von Galanterien den versprochenen Auszug zu verfertigen: so erblicke ich mit der größten Verwunderung, daß mein Scribent gleich in dem ersten Hauptstücke, darinn er von Kleidungen handelt, die Regel giebt: Wer galant seyn will, der suche so viel Farben in seinem Habite anzubringen als es möglich ist: Denn das läßt hübsch. Als ein Secretär der Wildnisse, setzt er die Ursache hinzu: Weil nehmlich in Wäldern und Feldern allerley Blumen durcheinander wachsen, und in Vermischung ihrer Farben nicht die geringste Spur der Ordnung blicken lassen; aber eben deswegen vor was schönes gehalten werden. Ich erschrack, daß eine Sache, die ich vorhin vor unnatürlich gehalten hatte, in der Natur selbst das anmuthigste Original haben sollte: Allein was war zu thun? Leugnen konnte ichs nicht; also mußte ichs glauben, und man mercke sich also diese Vorschrift: Je bunter, je besser: Denn das läßt hübsch.

Eine so glückliche Entdeckung machte mich noch begieriger, meinem Lehrmeister in der Galanterie weiter nachzuspüren; und ich fand alsobald diese neue Regel zur Kleidung gehörig: Wer recht galant seyn will, der schaffe sich Credit, damit er ohne Geld von Krämmern, Kaufleuten und Schneidern alle Neuigkeiten haben könne, sobald sie Mode werden. Der Beweis war wieder aus der Wildniß hergenommen; doch auf eine umgekehrte Art. Die wilden Thiere, hieß es, behelfen sich mit den Häuten, Federn und Fellen, so ihnen die Natur zu eigen gegeben: Aber der Mensch als ein edleres Geschöpfe muß sie darinn übertreffen und lauter geborgte Sachen zur Kleidung brauchen. Die Ursache war wichtig, und ich merckte mir das; gebe auch nach der Anleitung eines so grossen Scribenten, diese andere Vorschrift vor galante Leute: Ein geborgter Habit ist besser als ein bezahlter; Denn er läßt hübsch.

Im Absehen auf den Umgang mit Leuten, als wovon das andre Hauptstück handelt, macht der Autor die Anmerkung, daß man sich gar nicht zwingen müsse, in ihrer Gegenwart sich anders zu verhalten, als man in ihrer Abwesenheit thun würde. Man könne sich also vor vornehmern und fremden Personen eben so freymüthig anstellen, als vor Bekannten und geringern. Man könne und solle ohn alle Blödigkeit schwätzen, singen, lachen pfeifen, springen, gähnen, husten, niesen, sich ausdehnen u. s. w. nicht anders, als wenn man gang allein wäre, oder zum wenigsten nur die vertrautesten Freunde um sich hätte. Hierauf setzt er die Ursache hinzu, die er abermahl aus der Wildniß entlehnet: Die Thiere in Wäldern bleiben bey dieser natürlichen Freyheit, ohne sich durch des eigen-

sinnige

sinnige Nichts, welches man den Wohlstand nennet, einen Zwang anlegen zu lassen. Hieraus mache ich denn die dritte Regel vor galante Leute: Man lehre sich im Umgange an keine Ehrerbietigkeit oder Bescheidenheit; denn das läßt nicht hübsch.

Der Umgang mit Frauenzimmer macht das vierdte Hauptstück aus, darinnen mein Scribent den rechten Kern von allen Galanterien vorschreibt, indem er zeigt, wie man sich gegen das schöne Geschlecht aufzuführen habe. Erbarkeit und Schamhaftigkeit, spricht er, müssen hier ganz verbannet seyn: Das sind Wörter die von Grillenfängern erdacht worden, und bey galanten Leuten nicht gehört werden müssen. Zucht und Keuschheit sind gleichfalls solche Hirngespinnster, die man vergessen muß, ehe man zur Galanterie gelangen kan. Man sehe nur wie es die Thiere in ihrer Einfalt und Unschuld machen; so setzt er den Beweis nach seiner Art hinzu. - Zwingen sie sich wohl ihre Neigungen und Begierden zu zähmen? dämpfen sie ihre aufsteigenden Lüfte? Nehmen sie sich aus unzeitiger Scham gegen ihre Weiblein etwas übel? Ganz und gar nicht. Nun aber leben ja die Thiere nach dem Rechte der Natur, wie der große Kayser Justinian in seinen güldenen Rechts-Büchern hochweislich erinnert: Denn was ist sonst das Recht der Natur, als was die Natur alle Thiere gelehret hat? Und was folget hieraus unwidersprechlicher, als daß Mannspersonen gegen Frauenzimmer in Mienen, Geberden, Worten und Wercken sich an nichts binden dürfen, als an das, wozu sie Appetit haben. Kurz zu sagen: Je wilder, je besser; denn das läßt hübsch.

Das fünfte Hauptstück handelt vom Reden insbesondere; und der Autor läßt sich darinnen angelegen seyn die auserlesensten Regeln vorzuschreiben. Vors erste benimmt er seinen Lehrlingen das Vorurtheil, daß sie nur alsdenn reden müßten, wenn sie was dabey gedächten: als welcher Grundsatz die ganze Galanterie übern Haufen stossen würde. Man müsse vielmehr schwätzen, ohne zu wissen, was man sagen wolle, und unaufhörlich plaudern, gesetzt, daß es nichts hieße. Denn, setzt er hinzu: so machen es die Thiere. Sie schreyen, brüllen, heulen, grunzen, bellen, wiehern, blöcken, schnattern, zwitschern und gackern, ein jedes nach seiner Art, ohne das geringste dabey zu gedencken. Eine Heerde Gänse stellt er hier sonderlich zum Muster einer recht galanten Unterredung vor. Ob man laut oder leise reden müsse, das entscheidet er aus eben dem Grunde. Man solle sich nehmlich an nichts binden, und entweder den Leuten was ins Ohr zischeln, oder aus vollem Halse schreyen, wie es einem in den Sinn käme: gesetzt, daß dieses eine Heimlichkeit, jenes aber eine ganz gleichgültige Sache wäre, die alle Welt wissen könne. Doch merckt er an, daß es allezeit besser sey seine Stimme wacker hören zu lassen, und zehen andere, die bereits reden, zu überschreyen: Denn das lasse galant und hübsch.

Von Essen und Trincken handelt mein Scribent im folgenden sechsten Capitel. Hier stellt er nun als Secretär der Wildnisse, sonderlich die Jagthunde zum Muster der Galanterien vor: Wie sich nehmlich diese, bey einer wohlbesetzten Tafel verhalten würden; so müßten es galante Leute auch machen. Er habe zu dem Ende einen Versuch mit diesen Thieren gemacht, um zu sehen, was vor Regeln herauskommen würden. Da hätten nun die heißhungerigen Gäste vors erste nicht schleunig genug zur Schüssel kommen können; gleich
nach

nach den besten Bissen geschnappt ; sie einander von den Tellern gerissen ; das Tischtuch über und über besudelt, die Wein - Gläser umgeschmissen und zerbrochen ; die Beine von dem Fleische und die Gräten von den Fischen in dem ganzen Zimmer herumgeworfen, u. d. m. Alle diese Stücke preiset er seinen Schülern zur löblichen Nachfolge an. Er lachet dabey über die Einfalt derjenigen, die andern eher, und was bessers, als sich selbst vorlegen ; oder aus unnöthiger Höflichkeit nicht sagen wollen, von welcher Speise sie gern eine grössere Portion hätten. Jenes ließe ja augenscheinlich der Regel zuwieder ; die da sagt, ein jeder sey sich selbst der nächste : Dieses aber wäre eine thörichte Verminderung seines Vergnügens, welches man sich auf eine so erlaubte Art verschaffen könnte. Mit einem Worte, schließt er : Man verhalte sich bey Tische fein hündisch ; denn das läßt hübsch.

Von der Reinigkeit muß ich aus dem siebenden Capitel noch etwas erwehnen. Die Wildniß, sagt er, habe ihm auch hierinnen eine zulängliche Anleitung gegeben, wie sich galante Leute zu verhalten hätten. Man könne nemlich in diesem Stücke weder zu viel noch zu wenig thun : Denn es gäbe Thiere von schmutziger, und andre von sehr sauberer Art. Beydes wäre also der Galanterie nicht zuwieder, wenn mans nur in jedem Stücke fein arg machete, und sich fleißig vor der Mittelstraße hütete. In dem einen könne man es so hoch treiben als die Säue, im andern aber den Katzen ähnlich werden, die sich unaufhörlich lecken und putzen. Ja, man könne es auch den Enten gleich thun, die sich wechselsweise im Kothe zu besudeln und im Wasser abzuspülen gewohnt sind. Wer es nun so machet, schließt der Autor, der ist galant : Denn das alles läßt hübsch.

Ich habe also meinem neulichen Versprechen ein Genügen gethan, und den Liebhabern der Galanterie, die neuesten Regeln derselben, aus einem neuen Englischen Scribenten, der aber ein Deutscher von Anfunst ist mitgetheilet. Ich muß indessen vermuthen, daß ich heutigen Welt - Leuten nicht gar zu viel neues gesagt haben werde, welches sie nicht allbereit wissen sollten. Vielleicht gehet in der Artigkeit izziger Zeiten schon das meiste davon im Schwange : Denn nach meiner einfältigen Lebens - Art kan ich nicht wissen, was davon schon üblich ist oder nicht. Ich sehe auch an mir selber wohl eine grosse Unfähigkeit galant zu werden. Theils rührt dieselbe von meinem Naturelle, theils von meiner Auferziehung, theils auch von dem Umgange her, den ich allezeit gehabt habe. Wer im Absehen auf diese drey Stücke in glücklichere Umstände gesetzt worden, wird sich die obigen Lehren leicht zu Nuße machen können. Ohne Zweifel würde man noch mehr lernen, wenn das ganze Werck ins Hochdeutsche übersetzt würde. Derjenige Buchhändler würde gewiß nicht übel dabey fahren, der dergleichen Auflage unternehmen möchte, dadurch der galanten Welt der größte Gefallen geschehen, ihm selbst aber ein ansehnlicher Vortheil zuwachsen könnte. Denn nachdem ich diesen so rühmlichen Auszug von dem ganzen dritten Theile des erwehnten Buches gemacht : so ist kein Zweifel, daß es nicht zum wenigsten so starck, als ein extraordinaires Gespräch im Reiche der Todten abgehen sollte.

Der

Bieder mann.

9

Drey und funfzigstes Blatt 1728 den 3 May.

B O I L E A

Crois tu, que d'une Fille humble, honnête, charmante
L'Hymen n'a jamais fait de femme extravagante?

WEin ehrlicher guter Freund, der alte Deutsche Wallraf Zuchmantel, hat mir durch eine bequeme Gelegenheit wieder einmahl geschrieben, und mich von neuem erinnert, seinem neulichen Verlangen zu willfahren, d. i. aus dem belobten Ehezucht-Büchlein D. Menzgers oder Johann Fischarts, etwas zum Besten des Weiblichen Geschlechts in meine Blätter zu bringen. Ich mag diesem inständigen Ansuchen nicht länger widerstehen, und da er mir lezlich das erwehnte Büchlein zugesandt, so kan ich ihm hierinn leicht ein Gnügen thun. Ich erwehle aber aus demselben die lehrreiche Unterredung zweyer Ehefrauen, die der berühmte Desiderius Erasmus in Lateinischer Sprache geschrieben; dieser alte Scribent aber Deutsch übersezet hat. Es ist kein Zweifel, daß man gedachtes Gespräch leicht nach der heutigen zierlichern Mundart unsers Vaterlandes übersezen könnte. Mich dünckt aber diese alte Sprache unserer Vorfahren habe in ihrem rauhen Wesen was recht ehrliches an sich, so sich vor wahre Biederleute sehr wohl schickt. Man verseze sich derowegen ein anderthalb hundert Jahre früher in die Welt, und lese das folgende Stücke einer Unterredung zweyer alten Deutschen Frauenzimmer. Erasmus hat ihnen Lateinische Nahmen gegeben, mein Scribent nennt sie Deutsch: nehmlich Rosemunde und Grimbildin. Die Überschrift lautet:

Ein schönes Lehrhaftts Gespräch zweyer ungleicher Weiber von ihren
Ehemannen, genant Klag des Ebstands.
Rosemunda. Grimbildin.

Rosemunda. Gott grüß dich mein liebe Nachbarin Grimbildin. Grimbil. Hab danck meine liebste Rosemunda: Wie so hüpsch? Du bedunckest mich jezund viel schöner dann sonst. Rosem. Mustu mich dann alsobald mit eim spott empfangen? Aber ich hab daß gespött wol gewont. Grimbil. Nein warlich, ich spott nicht, du gefaldest mir heut gar wol. Ros. Willeicht machts mein newer Rock. Gr. Raht mehr, diß hast errahten, dann ich hab in langer zeit nichts seuberlichers gesehen: Ich halt, es sey Englisch thuch. R. Die Wolle mag wol der art sein, aber auff Benedisch ist es geferb. G. Ey, wie ein schön thuch, wie ein lieblich farb, ist linder dann Seiden, von wannen kommet dir ein solch köstlich geschenck? R. Du fragest thörlich, von wem solt einer Ehefrawen solchs oder dergleichen gezeimen, dann von irem Ehemann? G. O selige Rosemunda, sey fro, daß du ein solchen Mann überkommen hast, ich wolt daß ich für mein Hauswirt ein
C
haus-

haufswisch genommen het. **R.** Wie dem? Ich bitt dich, ist so bald der küßmonat vñ euch
 vergangen, vñ so böß zwischen euch worden: Ich gedacht anderst nit, dann jr wolt im an-
 fang einander vor grosser lieb fressen. **G.** Kein guten tag kan ich mehr bey ihm haben:
 Sichstu nicht, wie zerrissen ich hie stehe, also läßt mich der Laur in zerrissenen lumpen und fe-
 gen daher gehn: Oder ich leb nicht, wo ich mich nicht vilmal schäme für die leut zu gehn,
 wann ich sihe, wie so fein ehrlich andre Ehemweiber (so ärmer gesellen erheuracht haben) da-
 her gehen. **R.** liebe Nachbarin, einer frommen Frawen zier ligt nicht an der kleidung
 oder an eusserlichen schmuck, viel weniger an der Hoffart (als Sanct Peter lehret, vñnd ich
 jüngst inn der Predigt gehört hab) besonder steht in reinem wandel, guten sitten und Züch-
 tigen geberden, vñ in auffrichtigkeit des Gemüts. Mit züchten zu reden, die gemeine
 Mezen vñ Bübin, wöllen herauß gestrichen, vñ von vilen gesehen sein, Aber wir, als
 frommen Ehemweibern gebüret, lassen vns billich an dem genügen, so vns beschert ist, dann
 wir sein hübsch genug für einen Mann, wir sind genug geschmucket, wann wir einem
 Mann gefallen. **G.** Ja wann mirs der mein mitlerweil nicht verschwendet, vñ das
 Brot am maul abschnit. Gegen sein Weib ist er gar karg, aber sonst verthut er vnütz-
 lich daß gut, daß ich ihm zugebracht hab, daß doch nicht wenig ist. **R.** Womit verthut
 ers dann, **G.** Was ihn gelüst, es sey mit buben, prassen, spielen, vñ dergleichen. **R.**
 Thu gemacht. **G.** Es helt sich leyder also, Ist nit anders, wann ich seiner zu abends lang
 wart, so kompt er mit vngestüm heim, aller essen feins, den nechsten nider gelegen, schnar-
 chet die ganze nacht, will des andern wustes geschweigen. **R.** Ey far schon: Man spricht,
 Welche Fraw jren Mann vntersteht zubeschammen, die macht ihr selbs einen schandlichen
 Namen. **G.** Wolt lieber sterben, oder bey einer Saw ligen, dann bey ein solchen Mann.
R. Fährst jm auch dapffer vber das Maul, wann er also kompt? **G.** Warumb nit?
 Der schweinen Belß verdient wol, er sind kein stummen an mir. **R.** Was folget aber
 hernach? **G.** Anfenglich schuuret er grausam, in meinung mich zu vberbößern. **R.**
 Schlägt er nicht zu? **G.** Ein mal fählets nicht weit, daß er mit der faust dran wolt. **R.**
 Hör eins wander. **G.** Er erwüschet ein stecken vñ rumort umb sich, als wolt er ein fecht-
 spiel anfahen. **R.** Förchstu dir nit? **G.** Gar nicht, sonder ich sieng ein herß, vñ ge-
 dacht, es muß doch sein, vñ ergriff ein dreybeinigen stul, het er mich berürt, ich mein ich
 wolt jm gekempt haben. **R.** Was ist daß für ein new Kriegsvolck, als zum Türcken zu?
 Hattestu nicht zu disem dreybeinigen Schilt, ein Rocken oder Kuncel zur hand, an statt
 des spieses? **G.** Er würt wol empfunden haben, an wen er sich geleinet het. **R.** Ach
 mein liebe Grimhildin, Nit also. **G.** Wie nicht also? Will er mich nit für sein Weib, so
 will ich ihn nit für mein Mann haben. **R.** Sanct Paul lernet vnns Weiber vil ein bes-
 fers, Das wir vnsern Ehemännern mit aller ehrerbietung sollen vorkommen vñ vnder-
 than sein. So helt Sanct Peter vns die fromm Sara zu einem Exempel vñ spiegel für,
 die jhren Mann Abraham ein Herren genant hab. **G.** Ja ich habs auch gehört, was
 spricht er aber darnach weiter, so mans blätlein umbkehrt, Daß auch die Männer jre Wei-
 ber lieben sollen, wie Christus sein Gespons, die heilig Christlich Kirchen. Wie nun? würt
 er seines ampts warnemmen. Ich will meines auch warten. **R.** Wolan, wie sollen wir
 arme Weiber thun? Wo sich ein sach also weit einreißt, daß je eins dem andern vbersehen
 soll, so ist es viel billicher, daß wir Weiber weichen. **G.** Was, soll ich jn für mein Mann
 hal-

halten, hält er mich kaum für ein Magd? Ein Mann ist nicht darumb ein Mann, das er sein Weib für ein Sudel halt. **R.** Mein Grimhildin, sag mir wie gehet es weiter? **G.** Er schmecket den Praten, vnd laßt sein nach? **R.** Aber du würest ein Rauffmann, gibst wort vmb streich, vnd fahrest mit dem zanken fort? **G.** Warumb nicht? **R.** Was thut er darzu? **G.** Zu zeiten thut er, als schlaff er, vnder weilen lacht er, oft erwünscht er ein alte Lauten, hat kaum drey Seiten, vnd rumpelt vnd zumpelt darauff, so sehr er mag, das mirs in Zänen weh thut, damit er meines geschreis nur abkomme. **R.** Das soll dich freylich vbel verdriessen. **G.** Ja freylich vber die massen. Ich schlug oft gern mit allen Feusten drein, wann ich viel het. **R.** Wilt mir eines verzeihen, was ich reden werd? **G.** Was darffs der Wort, du hast bey mir wol eins anderen macht. **R.** Deßgleichen du, dann weist du, das wir von jugend auff einander gekent haben? **G.** Du hast war, ich hab kein besser Gespielin, dann dich gehabt. **R.** Es sey nun dein Mann wie er wöll, so bedenk das vns Weibern nicht erlaubt ist zuwachßlen: wol hat man in der alten Ehe vor zeiten vmb vnvermeidlich notwendig vrsach die scheidung gesucht, Es dienet aber zu dieser sach nicht, er muß sein lebtag dein Mann, vnd du sein Weib sein, da hilfft kein Creuz für. **G.** Gott geb der Lauten die druß, die vns in solch recht verleibet hat. **R.** Also hat es Christo wol gefallen. **G.** Wie dem? **R.** Anders nicht, vnd darff nicht viel wort, Inn summa nichts bessers ist, dann dem Mann zu gefallen leben, vnd so viel zimlich, sich seins willens halten, dann einigkeit bestehet inn dem, das eins des andern fehl tragen helfft: seit einmal niemand on mangel ist, wie wir täglich sehen, vnd man spricht, Da wird Ehre auß. **G.** Wer mir ein solches möglich zu thun? **R.** Wir Weiber wissen auch nit allwegen der Männer sinn. **G.** Ich weiß sein nur zu vil, er hat ein eigen Kopff, darff kein Zinß darauff geben, du hast gut machen, es gehet dir wol mit deinem. **R.** Gott lob, alle ding stehn friedlich. **G.** So verstehe ich wol, ihr seit anfangs auch etwas strittig geweest. **R.** Es ist nicht ohn, aber nie thätlicher zank zwischen vns entstanden, daß macht daß ich die mit stillschweigen vnd vbersehen vor kommen hab, Wir seind leider all gebrechlich, so gefallt ein jeden seine weiß wol: vnd so wir recht bekennen, so wollen wir Weiber alle oben auß vnd nienden an, vnd ein jede ein sonder recht haben, das sollen wir behersigen. **G.** Du vermanest auff mein Sönchin nit vnrecht. **R.** Hör, Es begibt sich gemeinglich zwischen jungem newem Ehevolck, ehe eins des andern gemüt erlehret das sich vnwillen zwischen einander erhebt, vnd zu einem gezerr kompt, dann die lieb will erzankt sein. Bey leib wolst solchs erstlich verhüten, dann wanns einmal angeht, vnd du deines Manns vngonst auff dich laden würdest, so wachst die sach, vnd fließet ein Argwon nach dem andern auß der weiterung. Demnach ist im anfang nichts nötigers dann gutwilligkeit, vnd viel vbersehen vnd nachgeben, die durch gonst vund verzeihung erhalten wird. **G.** Sag mir, mit was vortheil oder kunst hastu deinen Mann also gezämet? **R.** Ich will dirs sagen, so du anderst folgen wilt. **G.** So viel möglich. **R.** Scham, den dingen ist wol zurahen, so du selbs wilt, dann es ist nit zulangsam, jr seit allbeid noch jung, ich halt es sey noch nicht ein Jar von ewer Hochzeit. **G.** Hast war. **R.** Wolan ich will dirs sagen in still. **G.** Ey, es sey den Mäusen gesagt. **R.** Das war mein erster fleiß, das ich meinem Mann inn allen dingen gutwillig folget, vnd vermeidet alles das, so ihn zu Zorn reizen mocht, ich mercket auff seinen willen, vnd besließ mich alles guten, ließ mich nicht viel heissen: Wann dann

dann mit ihm zu handien war, das wußt ich wol, gleichsam wie man mit den wilden Thieren thun muß, biß man sie bändig machet, kein gewalt richtet hie etwas auß. **G.** Ein solch Thier hab ich leider auch in meinem Haus. **R.** Hastu nie gehört, der mit wilden Ochsen vnd Elephanten vmbgehen will, der muß etlich farb, als rot vnd weiß meiden? Dergleichen folget auch ein Camel, allen farben, ohn der weissen: vnd weren derselbigen Thierer noch viel mehr hieher zuzehlen, mit dem man seuberlich vnd glimpflich handelen muß, biß man die Zaum recht macht: So man nun also mit wilden Thieren klünzeln muß, wie viel mehr will vns mit vnsern Männern (bey denen wir bleiben müssen) zu thun gebüren? **G.** Märgen wie mehr? **R.** Demnach bin ich fürsorglich, das ich ihne mit nichten verleg noch erzörn, sonder schmuck vnd druck mich, wie ein Mäußlin. **G.** Wie ist dir diß möglich? **R.** Ich versorg erstlich die gang Haushaltung, das vnser aller recht ist, Ich befeis mich das alle ding, wie gering sie seyen, nach seinem gefallen stehen. **G.** Welche ding? **R.** Ich nimm war, was ihm für Speis täglich lieben, wie sie ihm gekocht gefallen. Dergleichen mit betten vnd anderm. **G.** Wie kanst du es aber einem thun, der nit daheim, sonder täglich truncken wer? **R.** Frü wolt ich zu ihm gehen, vnd so er traurig, vnd nicht zeit were, ihne anzusprechen, wolt ich sein bey leib nicht spotten, wie etliche Weiber pflegen, sonder ich wolt mich traurig vnd sorgfältig erzeigen. Wie ein gerechter Spiegel eim jeden sein gestalt weist, also gebürt sich einer frommen Frawen, ihres Manns gelegenheit nachzuhalten, nicht so er traurig, das sie frölich, oder so er vnmutig, sie vngestüm feie, sondern sie soll ihn zu seiner zeit sein freundlich ansprechen, seinen zorn linderen, vnd allwegen nachgeben, vnd was er begeret, inn der stille leisten. Hett ich ihm dann etwas zu sagen, das wolt ich gülich vnd küniglich thun, vnd zu letst lächerlich anreizen. **G.** Sein wie je vnfelige Weiber, das wir vnseren dermassen zornigen, trunckenen, roßigen, vnd dergleichen Männern so vil vbersehen, vnd doch allzeit vnden ligen müssen. **R.** Du redest gleich, als dörfen sie von vns nichts leiden, meinstu nit, das sie auch viel gedult mit vns tragen müssen? Ja weiter, es kan sich bißweilen sügen, das ein Fraw auch in ernstlichen dingen, mit ihren Mann reden mag. **G.** Zu welches zeit? **R.** Wann er nicht vnmissig, nicht zornig, nicht Wetterleunisch, noch beweint ist, alsdann magstu ihm dein anligen anzeigen, gülich ansprechen, vnd freundlich bitten, das er, in dem oder jenem, seiner oder ander sach halben, besser einsehen thun wöll: Solche ermanung magstu sein schwangswais erzelen, zuzeiten mit disem vorgebing, das er nit zörnien soll, ob du jm schon etwas scharpffs sa est, dann es geschehe im besten, vnd so bald du jm ermanet hast, wolt ich bald beschliessen, vnd etwas anders freundlich herein führen: Es ist, mein Grimhildin, der gröst mangel an vns Weibern, so wir an das Eisen gerahten, können wir nit auff hören. **G.** Mann sagts. **R.** Hör fortan, diß verhüt ich fürnämlich, das ich ihm in frembder leut beysein nicht vil wort gebe, oder mich mit Worten gegen jm ein lasse: Bringe auch nicht viel mähren noch klagen heim: Geschichte schon etwas zwischen vns, so find man allwegen raht, es were dann, das etwas gar vnleidlichs vorgieng, da wer zeit, so er sich nit an eins vermanen feret, daß mans anzeigen, aber nit jederman, sonder wie einer frommen Frawen gezimmet, solches seinen Eltern vnd freunden vnd nicht den ihren anzutragen, Doch daß sie sein glimpfflich klag, vnd sie nicht verdacht werde, den Mann, sonder sein laster zu hassen, auch nit alles herauf lassen. Damit er bey sich erkenn, daß sie seiner höfflich verschonen wöll vnd die sach gegen ihm gut gemeine.

Das übrige wird künstlig folgen.

Bieder mann.

Bier und funfzigstes Blatt 1728 den 10 May.

P A L I N G E N I U S.

Quare
Si recte aspicias; vita hæc est fabula quædam,
Scena autem mundus verfatilis: histrio & actor
Quilibet est hominum: Mortales nam prope cuncti
Sunt perfonati.

WIch habe neulich versprochen, meine Gedancken von Carnivals=Zustbarkeiten zu eröffnen; und bin iso Willens meinem Versprechen ein Gnügen zu thun. Was ein Carneval ist wissen vermuthlich alle meine Leser, daher habe ich nur zu untersuchen, ob es etwas erlaubtes oder was verbotnes sey?

Wenn der Mißbrauch eine Sache schlimm machen könnte, so wäre es gewiß, daß jede Carnivals=Zust nothwendig eingestellet werden müste. Allein wer wird das erstere zugeben? Würde man nicht die allerbesten und unschuldigsten Dinge abschaffen müssen, bloß weil böshafte Gemüther daher Gelegenheit nehmen ihre bösen Lüste zu erfüllen? Gespräche, Mahlzeiten, Spiele, Leibesübungen, Kleidungen, Spaziergänge, das Bücherlesen, der Umgang mit Leuten, die Einsamkeit, das Schlafen und Wachen, Arbeit und Ruhe sind vor dem Mißbrauche nicht gesichert. Doch gießt niemand das Kind mit dem Bade aus. Selbst der äußerliche Gottesdienst, das Kirchengehen, Singen, Bethen, Almosengeben, Bibellesen und Kranckenbesuchen, ja Lehren und Predigen hat hierinnen nicht das geringste Vorrecht. Die heiligsten Stiftungen, die Erbauung der Gotteshäuser, die Anordnung der Festtage, die Buß- und Dancf-Predigten, die Versorgung der Geistlichen und Schuldiener, die Verpflegung armer Studirenden und was sonst erdacht werden mag, ist von der menschlichen Eitelkeit nicht befreuet. Denn welches unter allen diesen Stücken wird nicht vielfältig gemißbrauchet? Schaffet man aber keins von dem allen gang und gar ab warum sollte man um des Mißbrauches halber eine Lustbarkeit aus der Republic verbannen, dadurch ein gütiger Regent seinen Unterthanen eine Freude machen, ihre tägliche Arbeit und Sorgen versüßen, und dieses ohnedem mühselige Leben, auf einige Weise erleichtern will?

Hierdurch gebe ich unvermerckt zu verstehen, mit was vor Augen ich eine Fastnachts=Zust ansehe; und ich glaube, daß ein jeder meiner Meynung beypflichten werde, der sie von eben derselben Seite ansehen wird. In der That aber muß man sie, nach den Grundsätzen einer wahren Staats-Kunst, dergestalt ansehen. Gute Regenten sind Väter ihrer Unterthanen. Wie nun Eltern ihren Kindern bißweilen eine Freude zu machen, ihnen die Erlaubniß geben ein Spiel anzufangen, sich zu verkleiden, und ihre Person in vermuntter Gestalt so gut zu spielen, als sie können: So thun es Obrigkeiten mit ihren

Bürgern auch. Beyde, dafern sie weise sind, machen dabey die sorgfältigsten Anstalten, und suchen es zu verhüten, damit keine Unordnung einreisse, oder sonst was unanständiges dabey vorgehe. Sie verhindern so viel ihnen möglich ist, das Laster und allerley Unglücksfälle: müssen es aber geschehen lassen, wenn sich von umgekehr, und ohn ihre Schuld etwas zuträgt, so ihnen nicht lieb ist. Beyde sind Menschen, und können unmöglich allem demjenigen steuern, was wieder ihre Absichten läuft, ja zuweilen nicht einmahl vorher sehen, oder vermuthen, was aus der unschuldigsten Belustigung vor eine üble Folgerung entstehen kan.

Dies sind politische Gedanken vom Carneval, die ich noch viel weiter ausführen könnte, wenn es mein Vorhaben wäre. Ich dürfte nur von der Liebe handeln, die ein Fürst dadurch bey seinen Unterthanen erwirbt, wenn er ihnen zuweilen eine fröhliche Stunde macht. Diese tragen hernach alle Lasten so ihnen auferlegt werden, mit Vergnügen; wenn sie bey solchen Gelegenheiten selbst einen Theil von denjenigen Steuern und Abgaben genießen, die sie mit ihrem Schweiß und Blute erworben haben: Da hingegen andre ihre Regenten unmöglich lieben können: weil es das Ansehen hat, als ob sie durchaus nicht wollen, daß irgend jemand einen guten Tag habe, oder einen Thaler zu seiner Ergötzlichkeit anwende. Doch diese und andre dergleichen Betrachtungen mag ich dießmahl nicht anstellen.

Als ein Moralist sehe ich eine Carnevals - lust, vor eine kleine Welt; Die ganze Welt aber, vor ein grosses Carneval an. Was erblicket man auf einem Fastnachts - Spiele? Eine Menge von Leuten, die sich vor ganz was anders ausgeben, als sie in der That sind. Ihre Masquen verbergen nicht nur ihr Alter, ihren Stand, ihr Vermögen, ihre Titel, u. a. m. sondern auch oftmahls so gar ihr wahres Geschlecht. Ihr sehet eine Bauergestalt, darinnen doch ein Prinz steckt; hingegen ein mit Goldbordirtes ausländisches Kleid, darinnen nur ein schlechter Diener aufgezogen kommt. Hier geht eine Vermumte in der Larve eines jungen Frauenzimmers; die doch dem Grabe weit näher ist, als der Wiege. Ein Fräulein geht wie ein Bauer - Mägdchen gekleidet, und eine Magd zieht gleich einer Prinzessin einher. Dort will einer durch seinen Habit einen Soldaten bedeuten, der doch ein Civil - Bedienter ist: und hier steckt jemand in der Masque eines gelehrten Weltweisen, der sich doch dem Handel gewidmet hat, und besser mit der Elle als mit Büchern umzugehen weiß. Kurz, alles ist verkehrt. Den Augen muß man daselbst niemals trauen. Die Ohren selbst werden durch die veränderten Stimmen betrogen. Der Deutsche spricht Französisch, und der Franzose redet deutsch. Euer Freund wird euch nicht kennen und kaltsinnig vorbegehen: Ein Fremder hergegen wird sich freundlich erweisen, als ob ihr sein Vertrauter wäret. Wen man suchet, den findet man nicht; hingegen wenn man fliehet, der wird uns mehr als einmahl unversehens in die Arme schliessen.

Nicht besser geht es in der Welt zu, die ich eben deswegen das grosse und beständige Carneval nenne. Meynet ihr, daß ihr die wahren Gestalten aller derer sehet, die ihr kennt, mit denen ihr umgehet, die ihr eure Freunde nennet? Weit gefehlet! Es sind lauter vermumte Personen; Larven sind es, nicht wahrhafte Angesichter. Seht wohl zu, daß ihr nicht betrogen werdet! Dort kommt eine stolze Kutsche gefahren Gold und Farben zieren sie von aussen. Sammet und Seide schmückt sie von innen. Ein schwarzbärtiger Kut-

Rutscher jagt euch von ferne eine Ehrfurcht vor demjenigen ein, der mit einer grossen Staats-Perrücke ganz unbeweglich darinne sitzt, und den Kopf voll wichtiger Staats-Geschäfte zu haben scheint. Solltet ihr nicht denken, es wäre die in alle dem äußerlichen Ansehen vergrabene Person eine Stütze der Republic, ein unentbehrlicher Pfeiler des ganzen Staats? Es scheint in der That so. Aber ihr irret. Die Welt ist ein Carneval. Der unfähigste Kopf, der einfältigste Sklave seiner Begierden sitzt in der Kutsche. Der klügste redlichste und ehrlichste Kerl steht hinten auf, unter der Anzahl seiner Bedienten.

Seht ihr jenes Frauenzimmer wohl, die so sittsam und erbar über die Strasse gehet; die ihre Augen vor Blödigkeit nicht aufschlagen darf; die euch mit der ernsthaftesten Mine danket, wosfern ihr sie aus Höflichkeit grüßet; die so-andächtig in der Kirche sitzt, so fleißig singet, so aufmerksam zuhöret, so lange darinnen bleibet? Sollte man nicht denken, daß sie keuscher als Lucretia, bescheidner als Sara, gottesfürchtiger als Judith wäre? Allein übereilt euch nicht: Die Welt ist ein Carneval. Diese unschuldige Mine verummummet ein lüsternes Herz. Aus diesen bescheidenen Blicken siehet ein unverschämtes Gemüthe. Mit so langsamen Schritten zieht eine flattrige Seele daher. Kurz, ihr sehet einen Ausbund der Uppigkeit, des Stolzes, des Eigensinnes, der Unkeuschheit, der Schmahsucht und des Eigennuzes, unter der Masque einer sittsamen, demüthigen, gefälligen, züchtigen, liebreichen und genügsamen Schönen einhertréten.

Wer kommt dort von ferne in einem langen schwarzen Kleide gegangen? Die Tracht ist ehrwürdig, und man sollte daran einen Lehrer göttlicher Wahrheiten erkennen; Einen gelehrten und frommen Mann, der ein Firbild seiner Gemeine wäre. Noch mehr. Wer ist dieser im rothen Rocco mit einem grossen Degen an der Seite, einer Feder auf dem Hute; und einer beherrzten freyen Mine? Ists nicht so? ihr sagt jener ist ein Geistlicher; dieser ein Officier. Aber irret euch nicht: Denn die Welt ist ein Carneval. Umgekehrt müßt ihr urtheilen. In der schwarzen Masque steckt ein Soldat, und das rothe Kleid verummummet den wahren Geistlichen; der weit geschickter wäre in seinem Wandel ein Muster der Gläubigen zu werden, als jener in der schwarzen Kappe.

Noch mehr. Dort kommt ein wohlgekleideter Mann aus dem öffentlichen Lehrsaale gegangen. Seine Zuhörer umringen ihn in grosser Menge, und begleiten ihn nach seiner Wohnung. Fragt doch einmahl wer er ist? Ein Philosoph, sagt der eine: Ein anderer Plato, spricht der andre: Mehr als Aristoteles und Leibniz, wird der dritte hinzusetzen. Sehet euch aber vor, daß ihrs ja nicht glaubet: Denn die Welt ist ein Carneval. Hier geht ein armer Bürger, ein ehrlicher Landwirth, ein schlechter Tagelöhner, der weniger falsche Schlüsse machet, in Sachen, wo er seine Vernunft geübet hat; als jener in seiner hohen Weisheit; der auch besser nach seinem Erkenntnisse handelt und eine tugendhaftere Lebensart hat, als jener bey alle der Erkenntniß, so er aus Büchern und eigenem Nachsinnen erlangt hat. Dieser ist also der Weltweise: jener trägt nur die äußerliche Merckmahle eines Philosophen.

Wobor haltet ihr jenen freundlichen Mann, der euch schon von weitem mit einem lächelnden Gesichte entgegen kommt; der die Ehre hat sich euren gehorsamsten Diener zu nennen; der euch bey der Hand ergreift und sie auf das vertraulichste drückt; der euch bittet ihm nur zu befehlen, worinn er euch dienen könne; der euch so viel von euern Verdien-

sten;

sten, von eurem Verstande, von eurer guten Aufführung, von euren gelehrten Schriften, der dadurch erlangten Hochachtung u. d. m. vorzusagen weiß? Ich weiß, ihr werdet ihn euren Gönner, Freund und Patron nennen; ihr werdet hoffen durch ihn euer Glück zu machen; ihr werdet euch glücklich schätzen, daß ihr in seine Bekanntschaft gerathen seyd. Doch hab' ihrs vergessen, daß die Welt ein Carneval ist? Unter der Masque eines wohlgenognen Gönners und vertrauten Freundes, seht ihr denjenigen, der euer Feind ist; der euch heimlich zu schaden sucht; der euch innerlich verspottet; der hinterrücks übel von euch spricht, der euch nur deswegen so höflich begegnet, weil er euer in gewissen Absichten benöthiget ist; oder durch euch nur die Zahl dererjenigen vermehren will, die ihn seiner Höflichkeit und Gefälligkeit, seiner Dienstfertigkeit und leutseeligen Demuth halber bis an den Himmel erheben sollen.

Das wird gewiß ein Trauriger seyn, der dort in einem pechschwarzen Aufzuge erscheint; der, alle seine Bedienung in Boy gekleidet, seine Kutsche, bis auf die Räder, schwarz überzogen, ja selbst die Pferde mit dergleichen Decken überhangen hat. Sein Haupt ist ja in finstern Flor verhüllet; er hält sich ein Tuch vor die Augen, ohne Zweifel die Thränen abzumischen, so ihm der Schmerz über den Verstorbenen abdringet. Mein, wir betrügen uns: Denn die Welt ist ein Carneval. Diese traurige Masque verstecket den frölichsten Menschen von der Welt. Seine reiche Mutter ist gestorben, und er als der einzige Erbe ihrer Güter sieht sich iso in dem Besitze eines grossen Vermögens. Er lacht alle diejenigen heimlich aus, die ihn vor traurig ansehen: Er geht mit den Gedanken um, wie er seinen Staat vergrößern, sich einen höhern Titel kaufen, und künftig ein üppigeres Leben führen wolle, als er bissher gethan. Dort geht ein anderer in einem bunten Kleide, dessen Diener ihm in einer versilberten Liberey nachtritt, und der von aussen die vergnügteste Mine von der Welt macht: Der ist wahrhaftig traurig, der ist in der That betrübt, obgleich seine Masque ihn nicht verrathen wird. Denn er bekümmert sich, daß er die Beförderung nicht erlanget, die er sich gewünschet; daß er durch einen betrügerischen Schuldner ein paar tausend Thaler verlohren; daß ihm seine Geliebte einen andern vorgezogen.

Ich würde niemahls fertig werden, wenn ich alle die verlarvten Personen, so wir täglich in der Welt gewahr werden, entblößen und ihr inneres Wesen entdecken wollte. Wie viele würde ich nicht in Doctor-Hüten, im Jungfer-Schmucke, in Helm und Harnisch, im Bauer-Kleide, in elenden Bettlerlumpen antreffen, die dasjenige gar nicht sind, davor sie angesehen werden. Ja wie manch weibisches Gemüthe würde ich nicht in männl. Tracht, und wie manch männliches Herz in weibl. Kleidung wahrnehmen? Es ist mit diesen Verstellungen vorlängst so weit gekommen, daß man mehrentheils ein u. sichern Schluß machen kan, die vermumte Person sey gerade das Wiederpiel von derjenigen, in welche sie sich verkleidet hat. So sind wir denn täglich auf einer Fastnachtslustbarkeit. Die ganze Welt feyret ein unaufhörliches Carneval. Viele ziehen lebenslang ihre Masque nicht aus, und wie jener Harlekin auch in seiner Todesstunde den bunten Rock nicht ablegen wollte, um in seinem Veruffe zu sterben: so machen es die allermeisten auf unserm grossen Welt-Carneval. Sie spielen noch in dem letzten Augenblicke ihres Lebens diejenige Person, deren Gestalt sie einmahl vorzustellen beliebte hatten, und es sind nur sehr wenige denen ihr Siechbette die Larve vom Gesichte reißen kan.

Was schliesse ich nun aus dem allen? Daß derjenige, der im Kleinen einen Abriß der ganzen Welt sehen will; nichts ähnlicheres suchen und finden könne, als einen grossen Saal voller Fastnachts-Larven.

17

Der

Bieder mann.

Fünf und funfzigstes Blatt 1728 den 24 May.

Rachel

Du Thales, gieb den Preis
Den langen Schürzen hin, darinnen liegt verborgen
Wiß, Klugheit und Verstand.

Ser folgt die Fortsetzung des von Fischarten übersetzten Erasmisschen Gespräches zwischen zweyen Weibern, davon ich neulich den Anfang mitgetheilet habe. Ich darf es nicht sagen, daß diese Helfte noch lehrreicher sey als die neu-liche: Denn verständige Leser werden es selber schon wahrnehmen:

Rosemunda. Grimbildin.

Grimbil. Es gehört ein Zigeinerin zu diesen dingen, die solchs thun möcht. Rosem. Fürwar es würt nichts anders draus. Grimbil. Du meinst vielleicht die gar verlassene Weiber. Rosem. Ich weiß nicht: aber deß wolt ich mich halten: du must je bedencken, der Mann sey wie er wöll, so must ihn behalten, vnd dich bey jm leiden, als man singt: Hastu mich genommen, so mustu mich behalten, &c. Es ist dennoch leidlicher, dann ein andern seins gleichen, dem du doch zuletzt auch must vbersehen. Mit vnserm pochen gewinnen wir nicht viel, wir verderben nur die sacht. Es muß doch zuzeiten eins von eim frembden was leiden, vnd ein bißlein vber noch essen, warumb wilst dus nit von deinem Eheman leiden. Gr. Daß Exempel vergleicht sich meinem Nickel nit. R. Hör noch eins. Ich bin bekant mit eim Edelman, der eins guten wesens ist; Der nam ein Jungfraw von sechzehnen jahren, die ihr Tag bey ihrem Vatter auff dem land herbracht het: wie dann der Adel gewohnt ist; vñleicht des Wildprets vnd Vogelns halb. Er hett sie gern jm höfflich gezogen, sieng an sie schreiben vnd lesen, vnd ein wenig in der Musica zu lernen, vnd wiese sie an, das sie zuzeiten von der Predigt etwas mercken, vnd dergleichen gute Mores angreifen solte. Wem war daß newer vnd vnerhörter, dann der jungen Frawen? dann man het sie anfangs auff nichts sonders gewisen, hat bey ihrs Vatters gesind engewillig gelebt. Die meinung wolt ihr schlechts nit schmecken; so sie der Mann vermanet, sieng sie an zugreinen; vnder weilen legt sie sich an dennen, vnd schlug den hindern vnansft ernider. Kurzum sie wer vil lieber im Dorff gewesen: Deß wesens treib sie vil, biß der Mann deß berdrüßig ward. Er dacht wie der sacht zurachten wer, nam sich an, sprechend, Weiblein schick dich, wir sind zu dem Schwäher geladen, mach dich auff, dann es ist an der Zeit, vnd kaum ein Spacier-Weg. Daß gesiel ihr, ließ alles ligen, vñnd zog mit ihm. Da sie nun dahien kamen, ließ er sie bey ihrer Mutter vnd Schwestern, vñnd er vnd sein Schwäher ritten hagen. In dem erzehlet er jm alle sacht von seiner Tochter, meldend, lieber Schwä

E

Schwäher, ich wolt meinen, ihr hetten mir ein Tochter geben, daß ich ein fräud von ihr hette; so hab ich leid von ihr: dann sie kan nichts dann zannen, vnd sich selber klagen, ist ihr auch nit zu wehren. Demnach bitte ich euch vmb ein raht, wie den dingen zu thun wer? Der Schwäher antwort, lieber Eynen, ich hab euch einmal ein Tochter geben, die ist ewer, wöllen wort nicht helffen, so braucht ewers rechten, feret ihr mit einem Eynen Gleyberwüsch fein ab. Der Eynen sprach: Ich wüßt wol was darzu gehöret, vnd was meiner freyheit zustünde: Ich wolt aber viel lieber, das ihr als ein Vater solche vnweis ewerer Tochter, durch zimlichs straffen zuvor vnterstündet zu wenden, vnd zu verbessern, eh es zu rauhen mittelen gerhiete: Willeicht möcht sie mehr auff ewer Väterliche zucht geben, sich vor euch schämen. Der Schwäher, verhies ihm solches zu versuchen, vnd darmit allen fleiß anzukehren. Nach zweyen tagen, da er seine Gelegenheit ersah, nam er die Tochter besonder auff ein Ort, sieng an mit ernstlichem gesicht, vnd scharpffen worten die sach nach einander zuerzehlen. Wie daß sie von geringem herkommen vnd vermögen were, daß sie sich deßhalbten nit zu vberheben habe: darzu sey sie weder schön noch holdselig, daß er auch vilmals besorgt hette, er würde sie nit können versorgen vnd zu ehren bringen: So habe ich dannoch dir (sprach er) mit sondrer müh vnd arbeit, einen solichen Mann erworben vnd vertrauet, das auch keine, Gott geb wie reich vnd selig sie seye, einen besseren vnd feineren wünschen vnd begeren würde. Dieses aber alles erkennest du nicht, wie Väterlich ich es mit dir gemeint hab Ist daß dein Kindliche trewe, darmit zu mir meine sorg vnd trewe belonest? Deßgleichen bedenckst nicht, was redlichen Tugend samen Manns du habest, dessen du deiner vngeschlachten weiß vnd vngeschicklichkeit halben nicht werd bist. Wann er nit so freundlich, Tugendhafft vnd langmütig were, solt er dich nicht vnter den Mägden dulden, will geschweigen, für ein Weib halten: vnd du bist noch so vnverständig, grob vnd verwöhnt, daß du ihm darffst widerbeßsen vnd widerbeßen oder dich sonst gegen ihm gang thörigt, nährisch vnd leß stellen. Vnd damit ichs kürz, der Vatter ward demassen entrüstet, das er sich kaum enthalten kont, daß er nicht drauff geschlagen hette: dann er ist zu dergleichen ernstlichen sachen ein solcher ansehnlicher Mann, das er keins Schönparts bedarff. Da dieses die Tochter vernam, ward sie zum theyl aus forcht vnd scham, zum theyl mit der Warheit solcher massen vberwunden, daß sie dem Vatter zun Füßen fielle, bittend gang demütiglich, was geschehen wer, ihr zu verzeihen; sie wolt sich forthin gegen ihrem Mann also gefölgig verhalten, das kein klag mehr kommen solt. Der Vatter verziege ihr solchs, mit diser Väterlichen erziehung, wann sie sich fürter recht halten würde, vnd ihren Mann getrew sein, solt sie auch hinwider alle trew von ihm gewertig sein.

G. Was hat er aber damit außgericht? **R.** Eben dises. Sie gieng hin vom Vatter in ihre Kammer, da fand sie ihren Mann allein, vor dem fiel sie auff die Knie, vnd sprach: Ach mein allerliebster Hauswirth, Ich hab bißher weder dich noch mich erkant, vnd hab vil wider meine schuldige Eheliche Gehorsam gehandelt, das bitte ich, mir gönstiq von wegen vnserer Ehelicher Verpflichtung zu verzeihen: forthin solt du, ob Gott will, erfahren, daß ich gar ein ander Mensch worden bin, vnd dir im minsten nit wil zuwider noch verdrüßlich sein. Da vmbsieng er sie, halset und küßet sie, mit Vermeldung, wo sie sich ihre-ten erbie-ten nach hielte, würt sie es nimmer entgelten.

G. Wie aber, bats auch ein bestandt gehabt? **R.** Ja billich inn alle weg biß an ihr Ende, das auch kein Hausgeschäft so schlecht vnd

vnd verächtlich war, das sie nicht willig vnd mit lust thäte, wann es der Mann hiese : vnd er kaum den Mund auffthate, so war sie gleich bereit es zu verrichten. Darauf ist ein solcher guter will zwischen beiden erwachsen, daß sie für ihren Mann keinen Keyser gewünschet hette : vnd danckt beides Gott vnd den Eltern, die sie zu ein solchen Hauswirth gesüget hetten : sprach auch offft, wo sie solchen Mann nicht hette, were sie daß arbeitseligst Mensch auff Erdrich. G. Man findet solcher Männer so vil als der Weissen Kappen. R. Wann es dir nun nicht verdrüßlich were, wolt ich dir noch ein Exempel erzehlen, darinnen der Mann durch Geschicklichkeit des Weibs ist gebessert worden, welches kurzlich in diser Statt geschehen. G. Ich hab ohn das jehund nit viel zu thun, so gefallt mir daß geschweß auch vber die massen wol : wir wollen vns darzu nidersetzen. R. Einer vom Adel, fürnemmes Geschlechts, vnd zimliches betagtes alters, pflegt nach Adels brauch vmb seiner Dörffer eins offft sein Wendwerck zu treiben : der gewan mit der weil ein armes Baurenmehdlin lieb, dermassen, daß er manche Nacht aussen blib, nicht heim kam, vnd allweg zu wort hat vnd fürwendet, ob sie ihm doch möcht zu theil werden. Sein Hausfraw aber, ein Weib grosser Frommkeit, liesse sich beduncken, die sach gieng nicht recht zu, machet sich auff, kundtschafftet den Mann auß, vnd sügt sich einmal in derselbigen Bäurin Hütlein, erforschet allen Handel, wo er schlieff, worauß er trinck, was man ihm für Ehr anthu, vnd wie man ihn tractiere : aber da war nichts als pur lauter Armebei vorhanden, dann sie kocheten mit Wasser. Die gute ehrliche Fraw kehrt widerumb heim, vnd kam in vnbeanter weiß, als des Manns Schwester von stund an wider, brachte ein gut Beth, etlichen Hausfrah, vnd Silber-Geschirr, gabs der Bäurin, samt etlichem Geld, freundlich bittend, wann er wider kam, daß sie ihm besser erbiete. Nach etlichen Tagen, da ihn der Narr stach, kam er wider, vnd sahe wie alle ding so ehrlich, seuberlich vnd lustig waren, desgleichen nach aller notturfft mit Hausfrah versehen, meint es wer Kirchwey im Dorff, fraget wo solchs her kam ? Sie antworteten : Ein ehrliche züchtige Fraw, welche ihm verwandt, hett solches darbracht, vnd befohlen, man solt ihn fürter, wann er kam, ehrlicher empfangen, vnd baß halten dann bissher. Von stundan fiel ihm in Sinn, solches müßt sein Hausfraw gethan haben, Die Fahrt geremet ihn alebaid, Da er nun zu Haus kam, fraget er, ob sie were da gewesen ? Da sagt sie ja. Er fragt, auß was vrsach sie doch den Hausfrah dahin her führen lassen ? Lieber Hauswirt, (sprach sie) du bist guts Lebens gewohnet, so hab ich gesehen, wie man dich so vbel allda empfangen vnd gehalten, darum ließ ich mich beduncken, es stünde mir zu, dieweil es dir also im herzen ist, das du doch etwas lieblicher vnd besser gehalten würdest. G. Ach wie ein gütig fromm Weib ist daß, viel frommer als ich. Ich wolt ihm ehe für das Bett ein büschel Messeln oder Disteln darg legt vnd vntergestreit haben. R. Aber hör wie es gieng : Der Mann, da er gesehen solche frommkeit vnd gütigkeit seines Weibs, hat er sich dessen enthalten, was man jenseit des Meyns thut : vnd sich daheim seines Weibs in lieb vnd freundschaft behoffen. Desgleichen thet Gilbert der Hollender, den kennest du auch ? G. Ja ich kenne ihn wol. R. Der selb (wie du weißt) nam in seiner blüenden Jugend ein alte Bettel. G. Er hat villeicht ihr gut genommen, vnd nicht sie ? R. Also uts. Der selbig ward ihr letztlich abhold, vnd gewan ein ander Weib lieb, mit welcher er sich offft vnd viel anderstwo ergetet, vnter so selten daheim. Was woltest du aber hie dazu gethan haben ? G. Was ? Ich wolt ihr inn die

die Haar fein gefallen, vnd meinen Mann (wann er zu jhr gangen wer) mit Kammerlaug beschüt vnd gezwagt haben, auff das er also gesalbt auff die Bultschafft zöge. **R.** Sie aber thät vil weißlicher vnd fürsichtiger. Sie lude das Weiblin zu gast in jhr Haus, vnd darmit verur sacht sie den Mann, das er daheim bli b, vnd ob er zu zeiten bey jhr zu nachts aß, venesieret vnd het Affenfehl, so sante sie etwas guts zu essen oder zu trincken dar, vnd lies jhnen sagen, das sie frölich vnd guter ding fein solten, vnd wenig für viel rechnen. **G.** Ich wolt lieber sterben, dann daß ich meines Manns Kupplerin fein solt? **R.** Aber bedencke du die sachen anders, Ob du gleich sehr zörntest, so geb er doch nichts drauff. War diß nicht viel besser, dann daß sie mit jhrem grimmigen zorn den Mann von sich ganz abgewendt, vnd jhr leben mit hader vnd zancf geendt? Es ist besser ein schädlin dann ein schad. **G.** Ich bekenne das es wol vnter zweien bösen das beste wer, Aber ich könt es nicht thun. **R.** Eins will ich noch sagen vnd damit von den Exempeln ablassen: Allhie vnser Nachbar, ein frommer vnsträflicher Mann, allein das jhm die Lauff bald vber die Leber laufft, vnd daß er etwas gähzornig ist, Derselb schlug auff ein zeit seine Frau, ein fromm Ehrlich Weib, als man eine finden möchte. Da verbarg sie sich heimlich in ein Kämmerlein, weinet vnd klaget allda jhr herkleid. Darnach vber ein kleine weil, ist der Mann vngefährlich seiner gelegenheit nach in die Kammer gangen, vnd sie darinn weinend gefunden, Was (sprach er) weinst du hie vnd keuffstest wie die Kinder pflegen? Da antwortet sie weißlich, Was (sprach sie) ist daß nicht besser, dann wann ich auff der gassen vnd auff dem Markt vil geschreis dauon machet, wie andere Weiber pflegen zuthun? Mit solcher Ehefräwlicher freundlicher red, hat sie jhm das herß abgewonnen, daß er jhr die Hand gab, vnd jhr zusaget, er wolt forthin kein Hand mehr an sie legen, vnd thets auch. **G.** Ich hab daß auch an meinem Mann erlanget, aber mit vngleicher weiß. **R.** Es ist aber noch zwischen euch ein ewiger streit, vnd must deß meh haders haben, wand schon der streich bist vberhaben. **G.** Was wilt du dann, das ich thun soll? **R.** Vor allem must du heimlich halten als was dein Mann vnbillichs thut, vnd must dir sein gemüt versönnen mit freundlichkeit, gedult vnd vnderthänigkeit, damit wirst du jhn zuletzt gar vberwinden, oder ja gewißlich viel friedlicher dann bißher mit jhm leben. **G.** Er ist grimmiger vnd wilder, dann das er mit einiger wolthat mög versönet vnd gestillet werden, er ist gar zu schellig, wann jhn die grillen stechen. **R.** En nicht sage daß, dann es ist kein wild Thier so grimmig, man kan es mit güte gezämen. Nicht zweiffel daran, versuchs etliche Monat, vnd wo du nicht erfahren wirst, das ich dir hierinnen recht gerathen, so verweise mir. Es sind etliche mängel vnd fähl, mit den mus man durch die Finger sehen, vnd gedult haben: Aber daß gebiete ich dir vor allen dingen, daß du kein gezänck anfahest in der Schlaffkammer oder im Beth, sonder kehre fürnämlich hiemit fleiß an, das alle ding da lustig vnd lieblich zugericht seyen, Dann so diß ort, darinnen aller zancf vnd hader soll geschlicht vnd gericht werden, mit zancf vnd vnmut befleckt wirt, ist alles mittel vnd weise der einigkeit, versönnens vnd friedmachens dahin. Es sind auch etliche Weiber so vnartig, das sie auch im bey schlaffen vnd ehelichem werck klagen zancfen vnd liben, vnd die freud, damit man den Männern allen widermut vnd vnlust vertreiben solt, machen sie mit jhren verbrießlichen groben sitten gar bitter vnd vngut, verderben also das Recept vnd die Urheney, damit man den gebrechen helffen und rahen solt. **G.** Daß ist mir oft widerfahren, vnd ist mir nit selßam.

Der Beschluß folgt ein andermahl.

Der
Biedermann.

21

Sechs und funfzigstes Blatt 1728 den 31 May.

P E R S I U S

An tali studeam calamo? cui verba? quid istas
Succinis ambages?

So dießmahl will ich meine Leser durch folgenden critischen Brief unterhalten, und also dem Verfasser desselben meinen Platz einräumen. Er vertheidiget sich darinnen gegen einen berühmten Gelehrten in der Schweiz; und in so fern alle Vertheidigungen erlaubt sind, habe ich kein Bedencken getragen, ein solches Schreiben in meine Blätter zu rücken. Doch kan ich nicht leugnen, daß es mir ein wenig zu heftig vorgekommen; sonderlich wenn es die Fehler seines Gegners der ganzen Schweizerischen Nation zur Last machen will. Es klingt ziemlich Burmannisch, wenn man ganze Völker unhöflich antastet: Doch ist dieser Fehler den Liebhabern der Critik sehr schwer zu vermeiden. Ich habe derowegen die härtesten Ausdrückungen des Hn. Philologus ein wenig gemildert; sonst aber keine Aenderung in seinem Schreiben gemacht.

Mein Herr Biedermann.

Sie selbst auf der neulichen Leipziger-Messe gewesen, auch sonst ein grosser Liebhaber und Kenner gelehrter Sachen sind, so wird ihnen ohne Zweifel auch der kleine Tractat zu Gesichte gekommen seyn, den man uns aus der Schweiz zugeschicket hat. Der Titel heist: Vernünftige Gedancken von der Beredsamkeit, und die Verfasser desselben, wie ich aus den gelehrten Zeitungen ersehe, sollen ein paar von den bekannten Schweizer-Mahlern seyn, die vor einiger Zeit solche einzelne Blätter, als die Ihrigen sind, herausgegeben. Die Absicht dieser Leute ist, vermöge des andern ausführlichern Titels, die Deutschen, sonderlich poetischen Scribenten, durch die Musterung passiren zu lassen. Sie sind durch das hin und wieder erlangte Lob einiger Tiefsinnigkeit und Gründlichkeit im Beurtheilen der Schrifften, so stolz geworden, daß sie sich nunmehr zu allgemeinen Richtern aufwerfen und die grosse Menge unserer Dichter und anderer Bücherschreiber in ein Vockshorn jagen wollen. Mich dünckt nicht anders, als sähe ich den erbostten Critick-Verfasser, (so nennt er selbst seine Handwerksgeossen) Herrn Kubeen, mit einem grämischen Gesichte und der Ruthe in der Hand, von seinen beschnehten Alpen herunter gestiegen kömen und mit einem fürchterlichen Thone, in einer lieblichen Schweizerischen Mundart, alle unsre Scribenten in die Critische Acht und Oberacht erklären. Er poltert und störet in unsern Büchern herum und befiehlt uns bald dieses bald jenes vor possierlich, phantastisch, ungerheimt, dum, kalt, schwülstig und lächerlich zu erkennen, unter der angehängten unbarmherzigen Bedrohung, daß er uns den guten Geschmack absprechen wolle, dafern wir das Herz haben sollten, uns wieder sein Urtheil nur im geringsten aufzulehnen.

Ich bin nicht gesonnen hierdurch alles dasjenige zu verwerfen, was dieser sonst nicht ungelehrte und wohlbelesene Schweizer in seinem kleinen Tractate vorgetragen. Das meiste

davon ist gar wohl geschrieben; aber so neu und unerhört doch nicht, daß wir Deutschen eben eines Schweizerischen Lehrmeisters nöthig gehabt hätten, um uns dasselbe sagen zu lassen. Die allermeisten Stellen, so sie getadelt und verworfen, sind bey uns niemahls in Hochachtung gewesen, vielweniger bewundert worden. Vieles haben wir längst ohn seinen Befehl ausgelachet, und etliche Poeten, über welche sie sich in ihren Criticken so lange aufhalten, sind noch gar nicht bey uns gewürdiget worden, daß man sie durchgelesen hätte. Ich will nur des grossen Wittrekinds gedencken, der seinem Verleger zu Maculatur wird; wodurch unsre Landesleute eine bessere und nachdrücklichere Probe ihres feinen Geschmacks gegeben haben, als wenn sie viele Bücher dawieder geschrieben hätten. Und doch hat er Wunder gedacht, was er uns vor herrliche Lehren geben würde, wenn er uns weisen möchte, daß dieses Deutsche Mägdchen von Orleans ein sehr schlechtes Helden-Gedichte sey, oder doch sehr unrichtige Stellen in sich fasse.

Mein Vorhaben ist nur bey der Zuschrift ein wenig stille zu stehen, die an den größten Philosophen unserer Zeit, Hn. Christian Wolfen in Marburg gerichtet ist. Seibige ist ziemlich lang gerathen, und ich wundre mich, daß der Herr Kubeen, ein so grosser Verfechter der Franzosen, der Gewohnheit dieses Volckes in Zueignungs-Schriften nicht besser zu folgen gewußt; sondern die so beliebte und galante Kürze ihrer Schreiben von dieser Art, ganz aus den Augen gesehet. Doch die Ursache davon ist leicht zu errathen. Er hat in dieser Zuschrift gern etlichen von seinen Widersachern eins versehen wollen, welches eine recht schweizerische Gattung von Artigkeit ist, die wir ungeschliffenen Ober- und Niedersachsen mögen nachahmen lernen! Er hat nicht unrecht, wenn er Herrn Wolfen das Lob giebt, daß seine Philosophie eine gründlichere Art zu dencken und zu schreiben in Deutschland einführen werde; und er auguriret eben das was wir andern Liebhaber dieser neuen Weltweisheit schon längst gemuthmassen haben, daß sich nehmlich dieselbe in kurzem durchgehends ausbreiten werde. Er hat auch recht, daß eine wahre Beredsamkeit sich auf eine gute Philosophie gründen müsse, und sonderlich eine gesunde Vernunft-Lehre voraussetze; ja daß ein Redner und Poet aus der Psychologie und Moral die Kräfte des Verstandes und Willens wohl inne haben müsse, ehe er im Stande ist was tüchtiges zu schreiben. Ob aber erwehnter Herr Kubeen eben derjenige sey, der solche Wahrheiten uns zu allererst entdeckte: Das ist eine andre Frage. Mich dünckt, er dörfte damit so trozig nicht gethan haben, da wir den Cicero, Quintilian, Horaz und Persius nebst so vielen Franzosen, darunter er den St. Evremont und Montagne so gerne anführt, eben so wohl kennen und gelesen haben, als er.

Wiewohl er scheint durch diese Umschweife in der Zueignungs-Schrift nur Gelegenheit gesucht zu haben, seinen Zorn über gewisse Leute auszugiessen, die sichs haben mercken lassen, daß sie die Schweizerischen Drackel nicht ohne vorhergehende Prüfung bewundern könnten. Ich selbst bin der erste, den er antastet. Denn da ich etwa vor ein paar Jahren ein Schreiben an die vernünftigen Tadelrinnen ergehen ließ, und mir von dem Sinnreichen ihre Gedancken ausbat, habe ich nach der einem jeden, sowohl als dem Hn. Kubeen zustehenden Freyheit, seine Beschreibung des Reiches der Freuden ein wenig auf die Probe gestellet, und nach dem Urtheile vieler Kenner gewiesen, daß grosse Leute auch fehlen können. Ich mag die Stelle selbst nicht anführen: man kan sie in dem I Theile der erwehnten Tadelrinnen und zwar im 34sten Stücke p. 272 nach der Länge lesen. Allein

was

was hat der Schweizerische Ober-Criticus an meiner Critik auszusetzen? Kan er etwa das getadelte mit guten Gründen vertheidigen? Nein, er schmähet nur, und will also beweisen, daß er die Ceremonie nicht gelernet habe, um Vergebung zu bitten, er mag nun jemanden die Wahrheit oder die Unwahrheit sagen wollen. Er zehlet mich vors erste unter diejenigen, die sich bey der äußerlichen Form der Rede aufhalten, und nichts anders ausrichten, als daß sie mir leeren Sinnen lange schwarzen lehren. Er meynet die Figuren der Rede wären auch meine Rhetoric, und die Lexica der Beywörter lehrten mich die Kunst Beschreibungen zu machen. Diese Beschuldigung beantworte ich mit einem lauten Lachen: Weil mich nichts weniger trifft als dieselbe.

Hernach führt er eine Stelle aus meinem Briese an, darinn er meynt, ich hätte mit einer einfältigen Aufrichtigkeit meine Unwissenheit in critischen Sachen gestanden; und gleichwohl hernach mit großem Eigendünckel dem Herrn Kubeen, das ist, ihm selbst, die Wissenschaft, was scharfsinnig sey, abgesprochen. Was kan ich aber davor, daß ich in meinem Vaterlande kein so großsprecherisches Prahlen gelernet, als der Herr Critick-Verfasser in dem seinigen? Ich sage aus Bescheidenheit lieber zu wenig von mir, als daß ich mit ihm große Rodomontaden machen, güldene Berge versprechen und mich vor einen grammatischen Pabst ausgeben sollte; von dessen Ausspruche niemand appelliren dürfte. Alles dieses hat er in seiner seltsamen Zuschrift gethan; die gewiß auch in dieser Absicht vor ein Original zu halten ist.

Endlich meynet er noch: Es sey eine Thorheit zu hoffen, daß dergleichen Critick-Verfasser (ohne Zweifel als ich bin) den Geschmack verbessern würden, und daß die wahre Philosophische Wohlredenheit von diesen Anführern werde hergestellt werden. Vors erste habe ich mich zu Verbesserung des Geschmacks in meinem damaligen Schreiben nicht anheischig gemacht, und in diesem Absehen wäre es freylich eine Thorheit, etwas von mir zu hoffen, was ich doch nicht versprochen habe. Vors andre aber glaube ich nicht, daß der Herr Kubeen aus einem kurzen Briese meine ganze Stärcke in der Beredsamkeit habe einsehen können. Er muß aber denken, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen, die so wenig von machinalischen Gedächtniß-Schlüssen und zusammengeschriebenen Gemeinbüchern halten, als er. Wenn er meine Begriffe von der Beredsamkeit wüßte, so würde er vielleicht finden, daß sie besser auf Hrn. Wolfs Philosophie passeten, als er sichs von einem einzigen, der disseits des Gebürges wohnet, eingebildet hätte.

Wenn ich hier Platz genug hätte, sollte es mir leicht fallen, eine neue Critick über viele Stellen dieses neuen Tractats zu machen. Doch eine einzige soll nur zur Probe dienen, und zwar eine recht nach seinem Sinne abgefaßte Beschreibung. Weil sein Buch von Beschreibungen gehandelt, so ist es wohl gewiß, daß er hierinn selbst ein recht vollkommenes Meisterstück machen und uns zum Muster vorlegen wollen. Es steht p. 12, wo er uns die Vorzüge eines Scribenten vor einem Mahler anzeigen will: „Er versetzet euch durch
 „die Kraft seiner Beschreibungen in eine Anmuth-reiche Gegend, eine Herberg der Syl-
 „vanen und Wald-Nymphen, wo der Schatten der höchsten Wipffel, der Cedee, der
 „Tanne, der Fichte, und des zackigten Palm-Baums, indem sie Staffel-weise hinter ein-
 „ander hinanstiegen, ein Wald-Theater aufführen, das überaus prächtig anzuschauen:

„Mit-

„Witten darinne stellt er euerm Gesicht einen Kranz der besten Obst-Bäumen dar, welche zu einer Zeit mit Blüthe und Früchten einer güldnen Farbe, die mit einem heitern Schmelz eingesprengt ist, beladen sind. Er tischet euch in ihrem Schatten die lieblichsten Speisen auf, mit einer fleißigen Sorge, daß er die von unterschiedenen Geschmacks nicht vermenge, nicht übel zusammen füge; sondern eine Gattung Geschmacks nach der andern auftrage; Er häuffet allerley Arten Früchte in Häuten, rauhen oder weichen Rinden, oder härtingten Hülsen, oder Schalen auf. Für den Franck drückt er aus den Trauben einen unschädlichen Most aus. Die linden Weste flößen durch das sanffte Weben ihrer Geruch-reichen Flügel ein natürliches Rauch-Werck in euere Nasen, daß sie von den kräftigsten Specerey-Stauden gestohlen haben: und damit euer Gehör nicht allein ungespiesen bleibe, läßt er die Vögel ihre Chore anstimmen, und die Blätter der Bäumen, wann die Frühlings-Lüfte damit spielen, von einem wohlklingenden Schall erthönen.

So poetisch, oder vielmehr so ausschweifend und hochtrabend klinget eine prosaische Beschreibung nach Herrn Kubeens Geschmacks. Wenn mich die Furcht vor der Weitläufigkeit nicht abhielt, so wollte ich mir die Lust machen und unserm hochsinnigen Schreiber darthun, daß er machinalische Gedächtnis-Künste, unnöthige und aus einem poetischen Lexicon erborgte Beywörter und seltsame Metaphoren, oder verblümte Ausdrückungen darinnen angewandt. Was ist seine Herberge der Faunen und Sylvanen, sein zackiger Palm-Baum, sein Wald-Theater, sein Kranz von Obstbäumen, die güldne, mit einem heitern Schmelz eingesprengte Farbe, der unschädliche Most, die Geruch-reichen Flügel des linden Wests, die ein natürliches Rauchwerck von den Specerey-Stauden gestohlen haben, endlich die Blätter die von den Frühlings-Lüften mit einem wohlklingenden Schall erthönen. Was sind alle diese herrliche Blümchen anders, als Lohensteinische und Hofmannswaldauische Brocken, die nach dem heutigen Geschmacks kaum in der Poesie, geschweige denn in der Prosa zu dulden sind. Man halte nur gegen diese Beschreibung eine andre aus dem 23 Stücke des Patrioten p. 219 der neuen Auflage, so wird man den Unterscheid einer vernünftig gemäßigten und ausschweifenden Einbildungs-Kraft gang augenscheinlich spüren.

Sie, mein Hr. Biedermann, werden mirs nicht übel nehmen, daß ich diese meine Vertheidigung ihnen zuschicke, und nach dero Gelegenheit in eins von dero Blättern einzurücken bitte. Dürfen sie doch dero Urtheil von meiner Streitigkeit nur zurücke halten, wann sie sich etwa befürchten, dieser scharfe Zuchtmeister unserer Scribenten möchte sich irgend auch über ihre Blätter hermachen, und sie so verächtlich tractiren, als er es mit des fürtrefflichen Patrioten Papieren gethan: die gewiß ihm und allen Schweizern zu Troste in- und ausser Deutschland Beyfall finden werden: sonderlich nachdem eine so schöne und verbesserte Auflage davon gemacht worden. Der gute Geschmacks hat sich bey uns auch keines Verfalles zu besorgen, nachdem die treffliche Abhandlung davon, neulich an dem Ende der Canisischen Gedichte ans Licht getreten. Vielleicht aber nehme ich mir noch die Mühe in einer besondern Schrift die Schweizeris. Urtheile von der Beredsamkeit zu beleuchten; da ich denn Lob und Tadel durch einander mischen und mit Deutscher Freyheit, doch ohne eine Schweizeris. Grobheit die Wahrheit zu sagen dencke. Es kan aber leicht geschehen, daß ich mit dieser Arbeit nicht eber zum Vorschein köme, als bis ich werde gesehen haben, was die Hn. Schweizer, etwa in der Zueignungs-Schrift des II Th. von ihrem angefangenen Wercke, über diesen meinen Brief vor Glossen machen werden. Ich nenne mich noch wie vor einiger Zeit

Reines Herrn

ergebensten Diener

Halt. 1728 den 15 May.

Philologus.

Biedermann.

Sieben und funfzigstes Blatt 1728 den 7 Jun.

BOILEAU.

Voila le Sexe peint, d'une noble maniere!
Et Theophraste même, aidé de la Bruyere
Ne m'en pourroit pas faire un plus riche tableau.
C'est assez : Il est tems de quitter le pinceau.

Suß ich neulich in ein paar Blättern das altdeutsche Gespräch vom Ehestande größtentheils meinen Lesern mitgetheilet, ist einiger maßen auch deswegen geschehen, weil in dem Hause meines Nachbars und Freundes Sophroniscus eine Heyrath bevorstehet. Der in dem zwey und dreyßigsten Stücke meiner Blätter vom vorigen Jahre gerühmte Cavallier Eustachius wirbet um die älteste Tochter desselben, die ich sonst Sophonisbe genennet habe. Weil er nun ein vernünftiger und wackerer Mann ist, der auch von seinem alten Vater dermahleins ein hübsches Vermögen zu gewarten hat: So dürfte ihm mein Freund um so viel weniger sein Kind versagen; je bedachtsamer er sich in seiner Liebe aufgeföhret hat, ehe er die wirkliche Anwerbung um dieses Fräulein gethan. Er hat sich schon seit ein paar Jahren angelegen seyn lassen, die Gemüthsart dieser Schönen kennen zu lernen, sich aber in der ganzen Zeit nicht im geringsten mercken lassen, daß er gesonnen wäre, sein Glück bey ihr zu machen. Nachdem er nun genugsam versichert zu seyn glaubete, daß ihr Verstand und ihre Tugend eben so liebenswürdig sey, als ihre Gestalt und Artigkeit: so hat er endlich seine Absichten entdeckt. Wie ich ihn nun selbst vor einen würdigen Ehegatten eines so wohlgezogenen Frauenzimmers halte, also trage ich keinen Zweifel, daß diese Ehe nicht nach Wunsche ausschlagen sollte. Ich will also dieser Neuverlobten zum Besten das angefangene Gespräche vollends hinauszuföhren: Nicht zwar als ob ich Sorge trüge, daß sie nach einer so herrlichen Zucht, als sie gehabt, oder bey dem löblichen Exempel ihrer Mutter Euphrosyne, irgend eine üble Ehegattin werden würde: Ich will ihr nur den grossen Unterschied zwischen Tugend und Laster, an dem Bilde zweyer ungleichen Frauenspersonen zur Belustigung vorstellen; weil ich gewiß weiß, daß sie von sich selbst geneigt ist, die gute Parthen zu wehlen. Fallen aber in dem Gespräche irgend ein paar anstößige Redensarten vor; so bitte ich solches nicht mir, sondern dem Urheber und Übersetzer desselben zuzurechnen.

Rosemunda.

Grimmhildin.

Rosem. Es ist kein Wunder, wie solt es anders sein? Dann wiewol ein Frato allzeit verhüter soll, daß sie in keinem ding dem Mann zuwider vnd verdrüßlich sey, so soll sie doch sich best am meisten bestreßigen, daß sie sich in dem fall gegen dem Mann in aller Freundlichkeit vnd Unterthenigkeit erzeige vnd ergebe. Grimhil. Was? dem Mann?

G

Ich

Ich hab mit einem jungen graßteuffel zu schaffen. **Rosem.** Ey laß ab zu schmähen vnd schelten. Es ist gemeinlich vnser Schuld, daß die Männer böß sind, vnd wir kömms oft wol verdienen vnd vrsach darzu geben. Aber auff daß ich wider zur sachen komm, so sagen die, so vor zeiten der Poeten Fabeln gelesen, daß Venus (welche sie ein Göttin des Ehestands vnd der liebe machen) einen Gürtel habe, welchen Vulcanus auß grosser Kunst bereit, darein er allerley Recept vnd Arzenei, was zur liebe dienet, geschmiedet, vnd darmit habe sie sich vmbgürtet, wann sie mit dem Mann zuschaffen wolt haben. **Grünh.** Was sagst mir von Fabelwerck, wilt mich Märlein lehren? **R.** War ist, es sind fabuln, aber hör, was die Fabul bedeut. **G.** Sage an. **R.** Daß nämlich, das ein Fraw allen fleiß fürwenden muß, daß sie im Ehlichen werck lustig vnd freundlich ihren Mann sey, damit die Ehliche lieb wider erhigt vnd erwermet, vnd auß dem sinn aller vnwill vnd vnlust geschlagen werden. **G.** Aber wie möchten wir den gürtel bekommen? vnd solcher Salben auch ein Loth oder zwen haben? **R.** Man bedarff weder gifft noch zauberey. Es ist kein zauberey kräftiger, dann frommkeit der Sitten, mit Freundlichkeit vermischet. **G.** Ich kan solchem Mann nicht schmeicheln oder gute wort geben. **R.** Es stehet aber bey dir, daß er ablaß also, wie du sagst, leh zu sein. Wann du Circes Kunst köntest, daß du deinen Mann köntest verwandeln in ein Saw oder in ein Bären, woltest du solches auch thun? **G.** Ich weis es nicht. **R.** Weistu es nicht? woltest du lieber ein Saw zum Mann haben, dann einen Menschen? **G.** Ich wolt lieber einen Menschen haben. **R.** Nun wolan, was woltstu aber thun, so durch Circes Kunst köntest auß eim truncknen Mann einen nüchteren machen, auß einem schlemer einen kargen, kündigen, auß eim vnhäußlichen, ein häußlichen, auß einem faulen trägen, einen fleißigen? woltest du solches nicht thun? **G.** Ja gewiß vnd engentlich wolt ichs thun, wann ich hinder die Kunst käme. Aber woher hette ich dise Kunst? **R.** Du hast dise Kunst bey dir, wenn du allen fleiß ankehrtest, vnd gedächtest, er muß dein Mann sein, du wöllest oder wöllest nicht, wormit du ihn nun köntest verbessern, wirstu solches allermeist dir selbs gerathen vnd gethan haben. Die gütigkeit die ein Weib an irem Mann legt, kompt jr selbs zum besten: es ist nicht alles mit der schärff außgericht, vnd daß man im Hauß murre wie ein alter Rader. Du hast allein dein Herz vnd Augen auß seine mängel vnd Laster gericht, dieselben mehren dir den vnwillen vnd haß gegen ihm: vnd wilt ihn eben darmit fassen vnd ergreifen, damit er nicht zu fahen ist, Du soltest billicher daß ermessen vnd betrachten, was guts an ihm ist, vnd darbey ihn lernen ergreifen vnd behalten. Ehe du ihn genommen hast, were es zeit gewesen, zu bedencken, was mangels er an ihm hett, nun ist zu spat, das Hirtenhorn hast verschlafen. Hat er dir im Gesicht gefallen, sollst auch die Ohren gebraucht haben, das gehört vnd erlernet hetst, wie er were. Man solt nit allein mit den Augen, sondern auch mit den Ohren freyen, nun aber ist heilens vnd nit verwundens zeit. **G.** Wer hat je gehört, daß ein Fraw einen Mann mit den Ohren nemme oder freye? **R.** Die nimpt einen Mann mit den Augen, die nichts anders ansihet, dann des leibes gestalt vnd schönheit: mit den Ohren aber nimpt die einen Mann, die da weißlich vnd fleißiglich auffmerck, was guts oder böses von ihm gesagt wird, vnd was er für ein Weiß führe. **G.** Du redest wol fein davon, es ist aber nun zu spat zu lernen, wie man einen Mann verbessern möge. **R.** Guter Nacht vnd gute That, kommt nimmer zu spat. Zu dem allem würde

würde vil helffen, so du bey ihm Kinder hettest. G. Ich habe doch schon. R. Ey wann eh? G. Erst heur. R. Wie vil Monat ist es? G. Schier siben. R. Ey was höre ich? Bernewest du uns den scherß mit einer vnzeitigen frühen geburt? Du wirst zu Jahren viel Wiegen bedörffen. G. Awe nein, gar nit. R. Also muß es ja sein, wo du von der zeit an rechnest, da ihr zusammen kommen vnd Hochzeit gehalten habt. G. Ja ich hielt Gespräch mit ihm vor der Hochzeit. R. Werden dann von dem Gespräch Kinder geböhren? G. Ja er vberkam mich einmal allein, vnd hub an mit mir zu scherzen vnd schimpffen, vnd kizlet mich vnter den Armen vnd in den Seiten, damit er mich zu lachen reytet, dann ich kan das kizlen auff den Knien nit erleiden, da fiel ich nider inns Bett. . . . R. Ey gehe nun hien, vnd verschmähe deinen Mann mehr, welcher, so er mit schimpfen vnd spielen kan Kinder bekommen, was solt er dann thun, so er den Ernst brauchete? G. Ich glaub es sey jezt wiederumb geschehen. R. Ey ja, so hör ich wol, einem guten fruchtbarn Acker, ist ein guter Bawmann zukommen. G. Inn dem fall thut er mehr dann ich beger, er ist mir zu hurtig. R. Difes beklagen sich wenig Weiber. Habt ihr aber vor der zeit eins dem andern die Ehe zugesagt? G. Ja wir hatten. R. So ist desto weniger sünd: Ist das Kindlein ein Knäblin? G. Ja. R. Das wird euch widerumb vereinigen, wo du dich allein ein wenig darein schicken wilt. Was sagen doch ander Leut von deinem Mann, als seine Mitgesellen vnd verwandten, mit welchen dein Mann gemeinschaft hat? G. Sie sagen, er sey züchtiger Geberden, gefellig, gütig, kost-frey, vnd ein Freund deren so ihn lieben: R. Die Ding geben mir gute Hoffnung, das er werde mittler zeit werden, wie wir ihn haben wöllen. G. Aber mir ist er allein solcher Mann nicht. R. Erzeig du dich gegen ihm, wie ich dir gesagt habe, vnd wo er dir nicht ein solcher wird, wie den andern, so heisse mich für Rosenunda eine Kostige Kusige Kozimunda. Warum soltst du auch nicht das bedencken, das er noch jung ist, dann ich acht er sey noch nicht vber seine vier vnd zwenzig Jar, er weiß ja noch nicht was es ist, ein Haußvatter sein, so darffstu nicht gedencen, das du von ihm gescheiden wirst. G. Ach ich hab viel mal darnach gedacht. R. Wann dir aber solche Gedancken einfallen, so betracht doch erstlich, wie gar ein ellends Ding es sey umb ein Weib, das von dem Mann gescheiden ist. Was soll ich viel sagen; Die allerhöchste vnd köstlichste Zier eines Weibs ist, wann sie ihrem Mann vnterthänig vnd gehorsam ist: Also hats die Natur geordnet, vnd Gott wöllen haben, das ein Weib an ihrem Mann bleib, vnd ihm vnderthänig sey in allem. Dergleichen gedenck das, (welches dann auch die Warheit ist) das er dein Mann ist, vnd du vor Gott vnd der Welt, keinen andern kan haben. Darnach betracht das kleine Kindlin, das ewer beider Fleisch vnd Blut ist, was du damit thun wöllest? Nimbst du es mit dir, so beraubst deinen Mann seins Erbtheils vnd Rechts: Verlassestu es dann, so enteufferstu dich desjenigen, welches dir das liebste auff Erden ist: Zum letzten sag mir: Hastu nicht etliche die dir feind vnd auffsezig sein? G. Ich hab mein Stieffschwester, dergleichen mein Schwieger, eins schlags, zwo Hofen eins Thuchs. R. Sind dieselben dir sehr vngönstig? G. Sie möchten leiden, das mirs Liecht verloschen wer. R. So sehe zu, das du an sie gedencst, vnd lasse dirs ein Wisung sein: Dann was möchtestu derselben angenehmers thun, dann wann sie sehen, das du dich von deinem Mann gescheiden hettest, vnd wörest ein Witwe, ja mehr dann ein Witwe? Dann die Witwen dörffen wider freyen. G. Ich lob wol

wol deinen guten Raht, aber mich verdreußt der täglichen Müß und Arbeit. **R.** Ach bedencf doch, was grosser Müß vnd Arbeit du haben müßest, ehe du disen Papigen oder Sackust nur lehrest ein wenig schwehen, oder dein Agelkindlin ein wenig lassen? **G.** Warlich vil. **R.** Vnd es verdreußt dich ein wenig Müß vnd Arbeit mit dem Mann zu haben, darmit du dein lebenslang dester fridlicher lebest? Wie viel Arbeit haben die Leut, ehe sie ein Pferd zämen, vnd nach ihrem Gefallen gewänen? Vnd vns solt verdrriessen, ein wenig Müß vnd Arbeit, damit wir dester Tugendssamere fridlichere Männer haben möchten. **G.** Was wilt du dann, das ich armselig Weib thun soll? **R.** Ich hab dirs vor gesagt, hab Sorg, das alle Ding im Hausß rein vnd sauber seyen, vnd das nichts widerwertiges da sey, das deinen Mann darauß treib, erzeig dich gegen ihm freundlich, vnd gedencf immerdar der Ehrerbietung, die ein Weib dem Mann zu thun schuldig ist; Laß keinen Vnmuth da sein: fliehe allen Zanck, sey auch in keinem Weg verwänt oder muthwillig: desgleichen nicht murrisch, stinckend oder unflätig, auch nicht zu vil genl oder vnkeusch: was du thust, das thu mit lust, vnd freywillig. Dein Essen daheim sey wohl vnd lustig bereit: Wann du weist, wie ers gern isst, so koch es ihm dann, darneben gegen denen, die er liebet vnd ihm angenehm sein, erzeige dich auch freundlich, vnd rede ihnen gütlich zu, thu zuzeiten dein Ehrwort, lad dieselbigen zu gast, vnd sihe daß alles richtig, fridlich vnd freundlich zu gehe. Nicht dester weniger, ob ihn zuzeiten der Räbelhensel stäch, vnd frölich wäre, so erzeig dich ihm zu gefallen auch etwas frölicher, als, schlüge er auff der Lauten, so singe ihm dazu, das ist, sprachet er gern, so gib ihm vnbeschwerlich Antwort. Damit wirstu deinen Mann gewännen, das er daheim bleibe, vnd viel Vnkosten sparet, daß er zuletzt wird gedencfen: Ich were ja wol toll vnd vnfinnig, daß ich auß dem Hausß mit grosser Verkleynerung meiner Ehren, vnd Verlust meines Guts, meine tag mit Huren vnd Lohhechsen solt zubringen, so ich doch daheim ein fromm, getrew, lustig Weib hab, die mich freundlich vnd säuberlich weis zu halten, vnd bey deren ich auch eins Worts macht habe: Ich liesse die draussen Sanct Veltins Botschafft haben. **G.** Meynst du das mirs glücken würde, so ichs versuchte, vnd das mein Wasser auch ein Stein werd treiben? **R.** Sihe mich an, ich will dir gut dafür sein; Darneben will ich dein Mann auch freundlich ansprechen vnd ihn ermahnen, was er zu thun schuldig. **G.** Ich lob deinen Raht, sihe aber zu, das dich nicht verschnapst, daß er mein Klage nicht mercke, sonst würde er daß unter vber sich kehren, vnd criminor te fragenor a te machen. **R.** Das darffstu nicht besorgen, dann ich will der massen von weitznuß, wie eine Raß vmb einen heissen Bren kommen, vnd mit solchen umständen ihm herauß locken, daß er mir selbs erzehlen sol, wie es ein Gelegenheit vmb euch hab: alsdann will ich ihm recht begegnen. Vnd bin auch endlich der Hoffnung, ich wölle dir ihne vil geschickter vnd tugendssamer zustellen, dann er vorhin gewesen. Darneben will ich von dir liegen, wie du nichts dann alles guts von ihm rühmest, vnd ihn nicht genug loben könnest. Ein lügen ist rümens werd, die etwas zum besten kehrt. **G.** Was schads versuchen, sprach desß Wirtds Magd. Wolan on scherß, Gott füg es zum besten. **R.** Der wird es gewißlich fügen, daran hab ich kein Zweifel, stehe dir nur selbs nicht im liecht. **G.** Wolan zu guter Nacht, mein Nachbarin Rosemunda, ich muß gehn, mein Kind möcht daheim weinen. **R.** Danck hab mein Nachbarin, wir kommen villsicht morgen wieder zusammen.

Ende desß Gesprächs von Klage des Ehestands.

Biedermann.

Acht und funfzigstes Blatt 1728 den 14 Jun.

Rachelius.

Woher hast du o Held, den Ursprung wohl genommen?
Du bist der Mutter, traun! nicht aus der Nase kommen
Wie ein gemeiner = =

Sch betrübe mich oftmahls, wenn ich die Lebensart der an meinem Aufenthalte nechst angränzenden Ritter und Edlen in Überlegung ziehe. Warum? Sie sind meine werthe Nachbarn und mehrentheils geneigte Freunde, denen ich alles gutes gönne: Und doch muß ich sehen, daß die meisten unter ihnen in einem recht elenden Zustande leben. Ich sehe hier bloß auf die Beschaffenheit ihrer Gemüther: Denn ihre äußerlichen Umstände sind, Gottlob, so schlecht nicht, daß ich Ursache hätte sie zu bedauern. Ein sehr ungegründeter Hochmuth und fast unerträglicher Stolz ist allen denen wie angebohren, die sich weder durch den Degen, noch durch die Feder eigene Verdienste zurdege gebracht: sondern auf eben dem Dorfe grau werden, wo sie unter ihren Bauern und Hirten erzeugt worden und aufgewachsen. Ihr ganzer Vorzug, den sie vor andern Leuten haben, gründet sich auf ihr Geschlecht. Was ihre Urälter-Väter grosses gethan, das schreiben sie auf ihre Rechnung. Das Lob wackerer Helden soll verzagten Weichlingen einen Glanz geben: und die mit Blut und Lebens-Gefahr erworbene Ehre der vormahligen Verfechter des Vaterlandes, soll iso diejenigen Abkömmlinge adeln, die sich an statt der Feinde mit den Haasen tapfer herumjagen; Kurz, die uns sonst nichts edles zeigen können

als ein verschimmelt Blatt,
Daran das Pergament der Wurm geschonet hat. Canis.

Nichts ist lächerlicher, als wenn man solche Leute von ihren Geschlechtern prahlen, so viele Generale, so viel Obersten, so viel Rittmeister und Hauptleute, so viel geheimte, Hof-Land-und Kammer-Räthe herzehlen höret, und sie selbst doch nicht schamroth werden sieht, daß sie nichts von dem allen sind, was jene gewesen; ja auch nicht einmahl fähig seyn, das geringste davon zu werden. Doch was sollten sie sich schämen? Sie ziehen sich diefen ihren berühmten Anherrn nicht um ein geringes vor: Weil ihr Abel nunmehr schon um ein oder zwey hundert Jahre älter ist, als dererjenigen, von welchen sie denselben haben. Ihr Stamm-Register ist schon weit länger, Dann ihr bekanntes Haus

Streckt seiner Ahnen Zahl auf zwey und dreyßig aus.

Dies ist abermahl eine Stelle aus des fürtrefflichen Herrn von Canis Satire vom Adel, die ich allen diesen ehrlichen Dorf-Junckern mit Beobacht zu lesen, ja auswendig zu lernen rathen wollte. Es ist ein besonders Glück vor sie, daß dieser gelehrte Edelmann sich die Mühe genommen, dieses Meisterstück eines Französischen Poeten

in unsre Muttersprache zu übersetzen : Denn das Original davon würden sie doch nicht verstehen, wenn sie gleich alle Lombard-Karten Französisch nennen, auch alle neumodische Flüche dieser Nation mit der besten Cavalliermine herausstossen können. An das Lateinische ist bey ihnen vollends nicht zu gedencken; sonst wollte ich ihnen auch Juvenals VIII Satire vorgeschlagen, und bestermassen empfohlen haben. Wie wäre es nehmlich bey der wüsten Lebensart ihrer Hochadelichen Herren Väter möglich gewesen, daß die Hochw hlgebohrne junge Herren in ihrer Kindheit und Jugend diese Schulfüchseren gelernet hätten? Die elendeste Jagt war weit was Adlichers als das beste Latein. Ein erschossener Sperling, den der kleine Juncker seinem Papa nach Hause brachte, war grösserer Belohnungen werth, als wenn er eine ganze Wissenschaft gefasset hätte. Mit Flinten und Röhren gieng der Hofnungs-volle Helden-Sohn zu Bette; Mit Hunden und Pferden stund er auf; Mit Haafen und Vögeln gieng er des Tages um: Musste er bey solchen Umständen nicht ein rechtschaffener Cavallier, ein wackerer Edelmann werden? Doch ich weiß, daß viele von ihnen, denen mit den Jahren auch der Verstand gewachsen, die unglückliche Beschaffenheit ihres ganzen Wesens wohl einsehen, und es nunmehr selbst bedauern, daß sie nicht besser erzogen worden. Ich will also um dieser kleinen Anzahl wegen, auch der andern ihre Thorheiten nicht weiter entblößen: ihnen aber wohlmeynend rathen, ihre eigene Söhne desto besser zu erziehen. Wie dieses eigentlich geschehen könne, das wird sich vielleicht ein andermahl besser zeigen lassen.

Wie steht es aber um diejenigen, die zu unsrer Zeit in den Adelstand erhoben werden, und also nicht um ihrer Vorfahren halber stolzieren können? Vielleicht haben diese auch bey der allgemeinen Verachtung, womit ihnen die alten Geschlechter begegnen, eine weit besser gegründete Ursache stolz zu seyn? Ich kan es nicht leugnen: ich habe allezeit vor einem neugeadelten Ritter eine grössere Ehrerbietung, als vor einem solchen alten, von dem ich weiter nichts als seine sechzehn Ahnen erzählen höre. So viele berühmte Männer, die sich durch Verstand und Muth dasjenige Vorrecht erworben, darüber ihre spätesten Nachkommen noch stolzieren werden, haben mir einen sehr vortheilhaften Begriff von dem neuen Adel gemacht. Es ist nur Schade, daß auch hier manche Ausnahme statt findet, wenn nehmlich zuweilen ein voller Beutel die einzige Stufe zum Ritter-Stande abgiebt, und also die unedelsten Seelen, wiewohl nur dem bloßen Nahmen nach, adelst.

Ich würde mich länger bey diesen Betrachtungen aufhalten, wenn ich nicht meinen Lesern ein Schreiben von besonderm Inhalte vorzulegen hätte, der aber mit dem vorhergehenden sehr nahe verwandt ist. Die Wahrheit zugestehen, so weiß ich selber nicht, was ich von demselben sagen soll. Mein Correspondent hat weder in allem Recht, noch in allem Unrecht. Die neuern von Adel sollten eben so wenig als die alten Geschlechter, und diese nicht mehr als jene auf ihren Ritterstand stolz seyn. Bloß an Verdiensten, das ist, an Verstand, Gelehrsamkeit, Klugheit, Redlichkeit, Mäßigkeit, Wohlthätigkeit und Tapferkeit sollten sie um den Vorzug streiten. So lautet indessen der Brief:

Werther Biedermann.

Daß Eitelgesinnte mit ihren Unternehmungen, und derselben eingebildetem glücklichen Fortgange jederzeit Nachfolger finden, ist wohl gewiß, und die mannigfaltigen Ex-
empel

anpet davon liegen uns, als was abgeschmacktes, täglich vor Augen. Ich darf also weder in entfernte Länder reisen, und dieselben darinnen auffuchen, noch die Geschicht-Bücher der Alten deswegen aufschlagen. Das Land, wo wir wohnen, und der tägliche Umgang mit Leuten, kan uns dieses Sages Wahrheit genugsam zu erkennen geben. Ich mag ferner weder die Eitelkeit des Geldgeizes noch der Wollust berühren. Ich will meine Gedancken einzig und allein auf das eitele Wesen der Ehren-Titul richten; und zwar auch hierauf nicht überhaupt, sondern nur ins besondere auf diejenigen, den außer den Grafen und Edelleuten die Barons führen. Euer erzehltes Märchen von der Sonne, werther Biedermann, stellt uns solche drey Brüder vor Augen, die in dem Vorurtheile stehen, sie müsten alles was neumodisch ist nachmachen: Es mag so albern heraus kommen als es will. Unser Schlesiſches Vaterland weist uns nicht drey, sondern eine unzählliche Menge von Leuten, die niemahls groß genug, niemahls geehrt genug seyn können. Selbst der Edelmann will ihnen zu geringe werden. Ein Freyherr zu seyn und zu heißen, ist ihrer Meynung nach etwas größeres; und das ganze Land trachtet daher nach so einer eingebildeten Hoheit: Da es doch an ihnen eine große Schwachheit ist. Wann einer aus eblem Geschlechte geboren worden, was braucht er wohl mehr Ehre auf der Welt? Er ist ja zu allen Würden und Aemtern im gemeinen Wesen geschickt; wenn es ihm nur sonst nicht an den dazu gehörigen Eigenschaften fehlet. Laßt uns doch den Ursprung des Freyherrlichen Standes ein wenig untersuchen. Eines Grafen Amt bestand in den alten Zeiten darinnen, daß Sie als Graue Kriegs- und Regierungs-Räthe den Königen und Fürsten mit der Feder, die Edelknechte aber mit dem Degen dienten. Die Freyherrn aber wurden diejenigen genennet, welche Alters halben keine Dienste mehr thun konnten, und daher Freyheit hatten. Wir heutigen Edelleute nun, haben wir nicht alle insgesamt diese edle Freyheit? Wo sind wir gebunden, daß wir Dienste thun müssen? Sind wir nicht von Natur frey-gebohrne? Und dieses erwegen vielleicht die Edelleute im Reich, als Franckenland, Schwaben u. d. m. Sie sind nicht so einfältig, als viele unter uns. Sie scheuen sich gar nicht, sich Barons zu nennen. Auch jedweder Fremdling, adelichen Standes, der zu ihnen kömmt, und etwas gelten will, muß eben dergleichen thun; ob er gleich mit ihnen keine vors Geld erkaufte Erlaubniß-Briefe darüber aufzuweisen hat. Ich besinne mich zwar, daß mittler Zeit dieser Titul, der kein Amts-Nahme ist, wie die andern, zu einem besondern Stande worden, und daß also anjezt drey Staffeln des Adels gerechnet werden; aber ich finde auch, daß Staats-Erfahrne unter denjenigen, die freye Herrschaften, und unter denen, die nur ein oder zwey Ritter-Güttel haben, wie ein ander schlecht vierschuldiger Edelmann, einen sehr grossen Unterscheid machen. Man lese den Becmann, man wird solches bald finden. Er schreibt klar: *Barones, qui immediate ab imperio dependent, una cum Comitibus quatuor Comitum scamina constituunt, i. s. que implicita Vota ferunt &c. At Baronum mediatorum e contrario longe quidem alia, saepeque nobilibus inferioribus non melior, quoad Territoria, conditio.* Dieses können sich die Verehrer der Freyherrlichen Würde zur Lehre dienen lassen, und glauben, daß sie vor Wohlgebohren öfters neugebohren zu nennen sind. Ich will nicht zweifeln, werther Biedermann, daß ihr hierinnen mit mir gleiche Meinung haben werdet. Ihr seyd ein ehrliebender Mann. Ihr werdet auch die Ehre des so genannten niedrigen Adels retten helfen, als welcher iso ganz zu Grunde gehen will. Und die-

dieses wird nicht besser geschehen können, als wann ihr diese in aller Kürze entworfene Zet-
len durch den Druck euren Blättern einverleibet; Es werden vielleicht hierdurch einige zur
Erkenntniß gebracht werden, und die andern, die noch nicht mit dem Gifte der üblen Einbil-
dung angestecket sind, werden euch nebst mir Danck sagen, der ich schlußlich bin

Euer guter Freund

Carlsruh in Schlesien
den 20 April 1728.

Friederich von Hoffenbach.

Dieses Blatt vollends anzufüllen, will ich noch folgendes kurze Schreiben her setzen, die
Beantwortung aber ehestens mittheilen.

Hochzuehrender Herr Biedermann.

Ich bin ein besonderer Freund des heiligen Ehestandes, und habe mir durch die Beför-
derung vieler glücklichen Heyrathen schon manchen guten Freund gemacht: zuge-
schweigen was mir die dabey gehabte Mühe an Geschenken eingetragen. Nun weiß ich
daß Sie noch zur Zeit im ehelosen Stande leben, sich auch bißher noch nicht erkläret haben,
ob Sie als ein alter Junggesell zu sterben entschlossen sind. Darum nehme ich mir hiemit
die Freyheit, die wohlgemeynte Anfrage an Sie ergehen zu lassen, ob Sie wohl gefonnen
wären, eine anständige Veränderung zu treffen. Wären Sie nun nicht gänglich unge-
geneigt zu dem heiligen Werke zu schreiten: So wüste ich, (doch unter uns im Vertrauen
gesagt,) eine hübsche Parthey vor Sie; die ich ihnen auch aus ganz besonderer Hochach-
tung und ohne alle eigennützige Absichten vorschlagen will. Es ist, kurz von der Sache
zu reden, die berühmte Matrone aus Hamburg; die sich eine Zeit her mit ihren beliebten
moralischen Blättern bekant gemacht hat. Sie werden selbst besser im Stande seyn, von
dem Werthe derselben zu urtheilen als ich; auch diesen meinen Vorschlag mit allem
Fleiß stille halten: Denn Sie wissen wohl, wie heimlich es heutiges Tages zugehen
muß, wenn sich jemand was Liebes aussuchet. Die Welt ist bey solchen Gelegenheiten
scharfsichtiger als ein Luchs, und riechet weit subtiler als ein Spürhund. Geschähe es
nun, daß jemand es gewahr würde, wohin Sie ihre Gedanken gerichtet hätten, wie leicht
könnte Ihnen jemand die liebenswürdige Matrone vor dem Maule wegfishen. Es wäre
aber ewig Schade, wenn dieselbe einem andern als Ihnen zutheil werden sollte. Ich
glaube nehmlich, daß kein vortrefflicher und ähnlicher Paar in der ganzen Welt zusammen
kommen könnte. Da würde man gewiß das allervollkommenste Muster eines vernünf-
tigen Ehestandes, einer klugen Kinderzucht und glücklichen Haushaltung nicht weiter als
auf ihrem Gute suchen dürfen. Überlegen sie diese Sache mit ihrem guten Freunde So-
phroniscus, imgleichen mit ihrem Wahrsager Alogius, und erfreuen Sie mich mit einer er-
wünschten Entschliessung. Ich nenne mich, Ihren &c.

Hamburg den 1 Jun. 1728.

Gamophilus.

Niedermaun.

Neun und funfzigstes Blatt 1728 den 21 Jun.

BOILEAU.

J'ai trop bien profité, pour n'être pas instruit,
A quels Discours malins le mariage expose :
Je sçai que c'est un texte ou chacun fait sa gloze,
Que des Maris trompez tout rit dans l'Univers.

In so unermutheter Vorschlag als derjenige war, den mir neulich der Herr Gamophilus in einem Schreiben gethan, mußte mich nothwendig in einige Tieffinnigkeit stürzen. Keine Veränderung trägt mehr dazu bey, daß man ein glückliches und vergnügtes, oder auch ein unglückliches und mißvergnügtes Leben in der Welt führet; als eine Heyrath. Eben deswegen ist die Ubereilung nirgends schädlicher, oder doch zum wenigsten gefährlicher, als in diesem Puncte. So schleunig indessen viele in diesem Stücke einen Entschluß fassen, und ausführen; so vieler Ueberlegung schien mir eine so wichtige Sache werth zu seyn. Ich gieng derowegen gang allein ins Feld, um desto ungehinderter meine Gedancken zu haben, und stellte bey mir selbst un- gefehr folgende Betrachtung an.

Was mache ich denn, im Absehen auf den neulichen Vorschlag; und was antwoerte ich dem gutherzigen Freunde, der mich durch eine gute Heyrath glücklich zu machen wünschet? Zuerst muß ich wohl wissen, ob ich überhaupt meinen ledigen Stand mit dem Ehestande verwechseln wolle. So viel Jahre lebe ich nun schon ohne eine Gehülfin: und zwar so vergnügt, bey alle dem Guten, so mir Gott giebt, daß ich mirs nicht besser wünsche. Sollte ich denn nicht noch länger in meiner Einsamkeit zufrieden seyn können? Meine Haushaltung ist eben deswegen, weil ich unvermählet bin, gang klein, und machet mir also wenig Unruhe. Mein Tisch ist mit einer, oder zwey kleinen Schüsseln schon reichlich genug besetzt. Meine Kleidungen machen mir noch weniger Sorgen, weil ich dabey mit der Einfalt meiner Vorfahren zufrieden bin. Meine Zeit wird mir nicht lang, so lange ich Bücher in meiner Studierstube habe, die ich mit selbstbeliebiger Abwechselung lesen kan. Ein Spaziergang ins Feld, oder eine kleine Beschäftigung in meinem Garten, dienet mir zur mäßigen Bewegung des Leibes, zur nöthigen Ausübung meiner Kräfte und zur Erhaltung meiner Gesundheit. Bin ich ja der Einsamkeit überdrüssig, so dienet mir die angenehme Familie meines Nachbarn und Freundes zur Veränderung. Mit der übrigen Welt habe ich sonst auch einige Gemeinschaft, indem ich aus politischen und gelehrten Zeitungen mich um den gegenwärtigen Zustand derselben bekümmere: ja auch seit einiger Zeit meine eigene Gedancken auf wöchentlichen Blättern denenjenigen mittheile, so sich die Mühe nehmen wollen, dieselben zu lesen. Was habe ich bey allen diesen Umständen einer Ehgattin nö-

thig, die mir wohl gewiß mehr Sorgen und Unruhe als bisher; aber vielleicht kein größeres Vergnügen ins Haus bringen würde.

Die Fortpflanzung des Namens ist eine Art der Eitelkeit, die mich noch niemahls einzunehmen vermocht. So wenig mir daran gelegen war, daß die Söhne desselben ausgesprochen wurden, ehe ich geboren worden: Eben so wenig ist mir daran gelegen, daß man mich demahleins nenne oder nennen höre; wenn ich nicht mehr seyn werde. Manchem Vater würde es viel rühmlicher seyn, keine, als viel Kinder zu hinterlassen. Ubelgerathene Söhne schänden das Grab ihrer Eltern, welche sich doch nichts als lauter Ehre von ihnen versprochen, da sie noch lebeten. Davor bin ich iso viel sicherer als alle verehrliche Personen. Und was brauchte ich dergleichen Mittel meinen Namen zu erhalten, wenn gleich solches ein wahres Gut wäre? Sind nicht die Schriften der Gelehrten ihre Kinder zu nennen? Meine Papiere sollen lange nach meinem Tode den Nachkommen zu wissen thun, daß auf dem Landgute = = unweit = = Ernst Wahrlieb Biedermann gelebt; und als ein vergnügter Bürger in der Stadt Gottes, seine Mitbürger glücklich zu machen gewünschet. Gehen denn auch diese verwesliche Papiere endlich so gar zu Grunde, daß man auch meines Namens drüber vergißt? Was ist's mehr? Wie viel wackere Leute sind nicht schon vergessen worden, die eines ewigen Andenkens weit würdiger gewesen als ich? Ja wie viel große Geschlechter sind nicht schon ausgestorben, deren Stammväter sich ihrer zahlreichen Familien halber mit einer gänßlichen Unsterblichkeit ihrer Namen geschmeichelt haben? Ich bin nichts besser als sie.

Das gemeine Vorurtheil, daß es gleichwohl ein Trost sey, die künftigen Erben seiner Güter zu wissen, und sein Vermögen nicht fremden Personen als einen Raub zu hinterlassen; hat mich gleichfalls niemahls einnehmen können. Ich sammle nichts großes, also werde ich auch keine große Verlassenschaft haben. Meine Einkünfte sind zwar größer als meine nöthigen Ausgaben: aber ich halte es vor unbillig, den Uberschuß derselben in feste Kasten zu schließen und ihn demahleins lachenden Erben zu überantworten. Ich mache mir im Leben Freunde damit, und diese werden meinen Tod einmahl weit aufrichtiger bedauern, weil die Quelle so vieles Guten dadurch versiegen wird; als wenn der Genuß meiner Güter, den sie sich bey meinen Leben vergebens gewünschet hätten, bey meinem Hintritte erst angehen sollte. Die leiblichen Kinder sind oft die frölichsten Erben ihrer verstorbenen Eltern; niemand hingegen ist gewisser versichert, daß man ihn mit Thränen verscharren werde, als ein Wohlthätiger und Freugebiger. Diesen besetzen unzählige Nothleidende, die an ihm eine Stütze ihrer Wohlfahrt, eine Zuflucht in ihrem Unglücke, d. i. einen wohlmeinenden Freund und milden Vater eingebüßet. Da hingegen undankbare Söhne oft der Einfalt ihrer alten Eltern spotten, die ihnen das ergeißte Gut, so sie ihnen ihr Lebenlang vorenthalten hatten, doch endlich zur eigenmächtigen Verwaltung oder vielmehr Verschwendung haben überlassen müssen.

Es ist wahr: Ein Mensch ist auch von Natur verbunden, wenn er die Fähigkeit dazu besißet, die Erhaltung des menschlichen Geschlechts zu befördern. Allein so allgemein diese Pflicht ist: so trifft sie doch nicht alle einzelne Personen. Tausend Ursachen können einen ins besondere davon loßsprechen, wozu überhaupt alle Menschen eine Verbindlichkeit haben. In solchen Umständen muß befinde ich mich selbst. Die Welt wird ohne mich und ohne meine Hei-

ne Heyrath wohl bestehen. Es giebt Leute genug, die sich durch zulängliche Gründe genöthiget sehen, den Ehestand zu wehlen, und die Anzahl der Ehlosen ist gegen dieselben zu rechnen sehr klein. Wer sich sonderlich auf die Betrachtungen der Weisheit, und die Erforschung der Wahrheit mit einigem Eifer leget, thut sehr wohl, wenn er im ledigen Stande bleibt. Die Sorgen der Nahrung entziehen verheyratheten Männern den besten Theil der Zeit, den sie weit nützlicher an edlere Beschäftigungen ihres Gemüthes hätten anwenden können. Die gar zu empfindlichen Belustigungen des Körpers ersticken gemeinlich die Kräfte des Verstandes, und jemehr die Sinne mit Ergötzlichkeiten beschäftigt sind, desto mehr wird das Nachsinnen gehindert, und die edelste Krafft der Seelen gedämpft. Manches schöne Buch würde ich nicht gelesen haben, wenn ich mich schon vor etlichen Jahren verheyrathet hätte: und wie manches würde ich künftig entbehren müssen; wenn ich mich noch iso dazu entschließen sollte? Nein, nein! ich bleibe einsam; ich mag mich nicht verändern.

Und wie gefährlich ist nicht die Wahl einer Person, die ich auf Lebenslang zu meiner Gefellin und unzertrennlichen Freundin annehmen sollte? Wie schwer ist es doch eine zu finden, die mir recht gefällt? Wie lange müste ich mit ihr umgehen, ehe ich sie kennen lernete: Denn eine Unbekannte auf die bloßen Vorschläge guter Freunde, oder wegen eines äußerlichen guten Ansehens zu nehmen, das wäre eine thörichte Ubereilung. Gesezt aber ich fände eine, die ich lieben könnte: Wer weis ob sie mich wieder lieben würde? Vielleicht würde sie dem Befehle ihrer Eltern zu Folge Ja sagen, und ihrer eigenen Neigung nach Nein denken. Und was hätte ich denn vor Vergnügen in meinem Ehestande zu hoffen? Meine Leibesgestalt ist ohnedem nicht die beste. Die Natur hat mir viele Vorzüge versagt, die so ins Auge fallen, daß ich mir viel Zärtlichkeit von meiner Geliebten versprechen könnte: Das wenigste Frauenzimmer aber urtheilt anders nach dem äußerlichen. Sind sich doch auch bey wohlgebildeten ansehnlichen Männern, sonderlich in grossen Städten, oft untreue Weiber, die durch ihre leichtsinnigkeit den Kindern auf der Gasse zur Fabel werden; was hätte ich bessers zu gewarten, dessen Bildung ihnen noch einen grössern Vorwand geben würde, ihre Ausschweifungen vor der Welt zu beschweigen.

Noch mehr. Das Frauenzimmer nach der isigen Art hat eine Gattung von Krankheit, die weder ich noch sonst jemand heilen kan. Gewisse trübe Dünste steigen ihnen ins Gehirn, und stellen ihnen ohn Unterlaß allerhand wunderliche Chimären vor, nicht anders, als ob sie im hitzigen Fieber phantasiereten. Sie sehen Tag und Nacht lauter Rutschen und Pferde, lauter Lackeyen, Gold- und silberstückene Kleider, kostbares Geschmeide, reichgefüllte Goldbeutel, mit Diamanten verfestete Sack-Uhren, silberne Tischgeräthe, prächtige Porcellan-Auffäge, u. d. m. vor Augen. Bey solchen Einbildungen wachsen sie groß, und nachdem sie mit diesem Ubel etliche Jahre behaftet gewesen, auch bey aller Gelegenheit, sonderlich gegen ihre Gespielinnen, die an eben der Krankheit liegen, davon geschwaßet: so faffet diese Thorheit mit der Zeit so tiefe Wurzeln, daß sie nicht mehr auszurotten ist; und sie können sich nachmahls unmöglich entschliessen, von einem Freyer zu hören, der nicht mit allen vorerwehnten Freywerbern begleitet angezogen kommt. Wie würde ich nun dabey zurechte kommen, da ich mich weder in die Sitten der heutigen Welt zu schicken weiß, noch mit meinen jährlichen Einkünften die Helfte von allen vorhin erzehlten Dingen bezahlen kan.

Indem

Indem ich so bey mir selbst zu Rathe gieng, und den festen Schluß faßte, niemahls zu heyrathen, war ich unvermerckt auf dem Landgute meines Freundes Sophroniscus angelanget. Er hatte mich aus seinem Fenster schon von weitem gesehen, und kam mir also entgegen mich zu bewillkommen. Sogleich entdeckte ich ihm die Gedanken, die mich unterwegs beschäftigt hatten, und er war viel zu vernünftig, als daß er dieselben hätte mißbilligen oder verwerfen sollen. Sie haben recht, mein Herr Nachbar, sprach er, und ich will ihnen gar nicht rathen, irgend auf eine Veränderung zu denken: außer auf die einzige, so ihnen Gamophilus neulich vorgeschlagen hat. Diese Antwort machte mich sehr stumm: Er aber wollte sich nicht eher darüber auslassen, als biß ich zu ihm ins Zimmer gekommen war. Dasselbst sieng er sich an deutlich zu erklären; that mir auch in einer kurzen Zeit solche Vorstellungen, daß ich allmählich nachgab, meinen vorigen Entschluß änderte, und mich wirklich sogleich hinsetzte, mein Anwerbungs-Schreiben an die berühmte Hamburgische Matrone unverzüglich abzufassen. Ich trage kein Bedenken, diesen Brief hiermit aller Welt vor Augen zu legen, wiewohl mir Hr. Gamophilus, so ernstlich die Heimlichkeit angerathen hat. Meine Absichten sind ehrbar, und meine Schreibart soll nichts leichtsinniges an sich haben. Ich mache mir auch die gewisse Hoffnung, daß Sie sich in ihren nächsten Blättern auf eine erwünschte Art gegen mich erklären werde.

Madame.

Ich kan vermuthen, daß Ihnen der Anschlag nicht unbekannt seyn werde, der mir neulich gegeben worden, mich um eheliche Liebe einer so verständigen und tugendhaften Person, als Sie sind, zu bewerben. Nach eigener Überlegung und auf Anrathen guter Freunde, finde ich, daß derselbe in der That vernünftig gewesen, und nehme mir also die Freiheit, Ihnen hiermit eine ungeheuchelte Liebes-Erklärung zu thun. Sie haben mehr als einmahl meiner Blätter sehr gütige Erwähnung gethan, welches ich nicht anders als vor die ersten holden Blicke ansehen können, welche sonst die Liebhaber von ihren Gebieterinnen zu rühmen pflegen. Sie kennen mich zum wenigsten eben so gut, als ich Sie. Unfre wöchentliche Papiere sind so viele Abbildungen unsrer Gemüther, und vertreten die Stelle der Schildereyen, wodurch sich sonst abwesend verlobte Personen einander bekannt zu werden suchen. Haben Sie nun eben so viel Zuneigung gegen mich, als ich gegen Sie habe; und finden Sie so viel gute Eigenschaften an mir, als ich an Ihnen bereits in der Entfernung wahrgenommen; so hindert uns weiter nichts, ein näheres Bündniß mit einander zu treffen. Unfre Bekanntschaft erstreckt sich zwar nur auf die Fähigkeit unserer Seelen: allein zu einer solchen Vermählung, als ich Ihnen anzutragen die Ehre habe, ist dieses schon zulänglich. Es wird dazu genug seyn, daß wir uns einander vor Gehülfsen in Ausbreitung der Wahrheit und Fortpflanzung der Tugend ansehen. Werden doch sonst dergleichen Heyrathen zwischen Personen geschlossen, die zum Kinderzeugen bereits untüchtig geworden: Warum sollte denn unfre Verbindung nicht zum wenigsten eine Moralische Ehe heißen können? Wir werden unsern gegenseitigen Beystand uns auch in der Entfernung leisten können, folglich wird es nicht nöthig seyn, uns dem Leibe nach näher als bißhero geschehen, zu verbinden. Unfere Ehe aber verspricht mir keine geringe Fruchtbarkeit an moralischen Kindern; wenn Sie nur eben so gesonnen sind als Ihr künftiger treuer Gehülfe

L. W. Biedermann.

Der
Biedermann.

37

Sechzigstes Blatt 1728 den 28 Jun.

J U V E N A L I S.

Stemmata quid faciunt? quid proest Pontice longo
Sanguine censei, pictosque ostendere vultus
Majorum?

Süßer Herr Nachbar, der Herr Biedermann, ist auf einer kleinen Reise begriffen; und hat mir indessen die Erlaubniß gegeben, in seinem Nahmen ein Blatt unter seinen wöchentlichen Schrifften anzufüllen. Ich bediene mich dieser Vergünstigung mit dem größten Vergnügen, werde aber nach meiner Neigung zur Poesie, seinen Lesern dießmahl eine Fabel von meiner Arbeit vorlegen, und mich aus den Urtheilen der Verständigen, die mir davon zu Ohren kommen werden, zu bessern suchen. Beyläufig muß ich erinnern, daß es eine purlautere Verläumdung sey, wenn einige Ubelgesinnte in unserer Gegend, die sich durch seine neuliche Abhandlung von dem Land-Adel getroffen befunden, von ihm bosshafter Weise ausgesprenget, als wäre er nach Hamburg gereiset, um daselbst seine geliebte Matrone zu sprechen: Es ist ganz falsch, denn über 8 Tage wird er wieder zu Hause seyn und seine Leser selbst unterhalten. Meine Fabel indessen lautet so:

Vorzeiten, da der Thiere Schaaren
Uns Menschen noch im Sprechen ähnlich waren,
Ist manche That in Wald und Feld geschehn,
Die wir noch ist in Städten sehn.
Esopus, dessen kluger Kiel
Das nützlichste davon zur Lehr und Lust beschrieb,
Erzählt uns freylich wohl von diesen Zeiten viel;
Doch folgende Geschichte,
(Denn eine Fabel ist es nicht;)
Ist noch, ich weiß nicht wie, ganz unberührt geblieben.
Ein stolzer Haase, der den Wald,
Bey seinem furchtsam-stillen Wesen,
Zu seinem sichern Aufenthalt
Bey den Verfolgungen der Jägerzunft erlesen;
Schlich einen Tag ins freye Feld,
Und horchte mit gespizten Ohren,
Ob sich vielleicht der Feind verlohren,
Der ihm mit Pfeil und Hund oft grausam nachgestellt.
Er hörte nichts, drum ward er etwas kühn,
Und gieng und sprang biß in die fetten Saaten,
Die dazumahl sehr wohl gerathen.

R

Doch

Doch unverhofft befällt ein Schauer ihn.
 Er stutzt, und reckt die Ohren in die Höhe
 Er merckt, daß jemand gehe:
 Und endlich fällts ihm bey,
 Daß es vielleicht der Herr des Ackers sey.
 Er irrte nicht, es war wie er gedacht;
 Und da er ihn mit jemand reden hörte,
 Wodurch sein Schrecken sich vermehrte,
 So gab er fleißig acht,
 Und blieb an seinem Orte
 Und merckte sich fast alle Worte.
 Die Unterredung fielt von ohngefehr auf Leuen,
 Das Thier, davor sich alle Thiere scheuen:
 Daher man es der Wälder Fürsten nennt,
 Dem Tiger, Bär und Wolf den Scepter zuerkennet.
 Man lobte seinen Muth, man rühmte seine Stärke,
 Und seiner Tapferkeit berühmte Wunderwercke.
 Und schloß zulezt: Der Löwe gang allein,
 Verdient der Thiere Fürst und Ober = Haupt zu seyn.

Der Haase hörte dieses an,
 Und da der Stolz auch feige Seelen,
 Durch seinen Dunst verblenden kan:
 So fieng er auch allhier den Haasen an zu quälen.
 Des Löwen Lob war ihm ein Dorn,
 Der schon durch Marck und Beine wühlte,
 So daß er gleichfals einen Sporn,
 Nach einem höhern Stande fühlte.
 Drum schwur er bey sich selbst und seiner Tapferkeit,
 Er müste noch ein Schmuck der Erden,
 Ein hochgebohrner Löwe werden.

Allein wie war es anzufangen?
 Durch kühnen Muth und Unererschrockenheit,
 Durch Stärke, Macht und Tapferkeit,
 Den Leuen = Nahmen zu erlangen,
 Das war sein Werck wohl nicht:
 Wozu entschloß sich denn der kleine Bösewicht?
 Er wuste sich gar bald was anders zu ersinnen.
 Es hieß: Kan ich, kein wahrer Leue seyn,
 So will ich doch den äußerlichen Schein
 Das Ansehn, die Gestalt des Löwen = Volcks gewinnen.
 Er faßte bald ein Herz und lief zum Kürschner hin,
 Von dessen Kunst in Fellen, Pelzen, Haaren,

Er sonst schon irgend was erfahren,
 Und sprach mit Demuth - vollem Sinn:
 Ach Meister, wollt ihr mich erfreuen;
 So macht mir doch ein Fell nach Art der Leuen:
 Denn da ich ist der Welt so gar verächtlich bin,
 Daß mir in meiner eignen Haut,
 Fast vor mir selbst und meiner Schande graut,
 So werden sich alsdann doch viele vor mir scheuen.

Nachdem der Kürschner ihn ein wenig ausgelacht,
 Ward endlich doch der ganze Kauf gemacht.
 Zehn Stauden Kohl, die er gestohlen,
 Versprach er ihm davor zu holen,
 Und dieses war, so viel ich weiß,
 Des neu-bestellten Kleides Preis.
 Der Abschied ward genommen,
 Er sollte morgen wieder kommen.
 Er kam und brachte seinen Kohl,
 Die Löwen - Haut ward angezogen;
 Sie paßte trefflich wohl,
 Und ließ ihm unvergleichlich gut.
 Dem neuen Löwen wuchs der Muth,
 Es kam bald hier bald da ein Glückwunsch hergestogen,
 Doch weil der Ohren langes Paar
 Noch gar zu Haasen-ähnlich war,
 So wurden sie mit Sorgfalt eingebogen.

So gieng er stolz und fröhlich fort,
 Durchsuchte Wald und Feld und schonte keinen Ort,
 In diesem neuen Staat ein Weib vor sich zu suchen:
 Doch da sich keine Löwin fand,
 Die sich mit ihm vermählen wollte;
 Weil man am Gange schon die Haasen-Art gekannt,
 Und er den Korb bekommen sollte:
 So hub er gräulich an zu brüllen und zu suchen.
 Was, sprach er, soll ich Löwe, nun,
 Mich wiederum zu feigen Haasen thun,
 Und meinen hohen Stand beschmutzen?
 Fürwar, zehn Stauden Kohl sind keine taube Muff!
 Doch halt, ich weiß schon Rath, mein künftig Eheweib muß,
 So bald ich sie gefreyt, sich Löwen-ähnlich pugen,
 Und folglich ungeschcut mit meinem Titel stuzen.

Die Hochzeit war vorbey. Frau Löwin, sagte man,
 Wenn man die stolze Frau nicht böse machen wollte,
 Indessen kam die Zeit heran,
 Daß ihre Schwangerschaft sich glücklich enden sollte.
 Ich schweige vor dem Wochenbette,
 Davon ich sonst sehr viel zu sagen hätte.
 So bald Madame nun gebar,
 So sah man ganz bestürzt, daß ihre Frucht ein Paar
 Fein lang-gehörter Haasen war.
 Allein kein Schmeichler sagte was,

Ein jeder wollte dieß und das,
 Von feltnen Löwen-Gaben
 In ihnen wahrgenommen haben.
 Seht, rief man, wie das Auge flammt,
 Das muß ein Löwe seyn, was von den Löwen stammt.
 Wie? wäre das ein Häschen?
 Seht! hat es nicht das Vaters Näschen?

Man zog die Jungen auf, und stößte beyden ein,
 Sie müßten zehnmahl mehr als andre Haasen seyn:
 Weil ihr Papa zum tapfern Löwen-Orden,
 Vor langer Zeit erhoben worden.
 Das war der Jugend recht. Der Hochmuth regte sich,
 Oft hieß es: Was will der? Ist er so viel als ich?
 Wie darf sich doch die Frechheit unterstehen,
 Mir gar zur rechten Hand zu gehen?
 Ist sein Papa ein Leu? und wie es weiter hieß,
 Wodurch die stolze Brut den Sparren blicken ließ.
 Indessen ward sie groß; der Stolz wuchs mit den Jahren;
 So gar, daß sie zuletzt gang unerträglich waren.

Der Alte starb hernach; die Erben freuten sich:
 Doch stellten sie sich kümmerlich,
 Und ließen ihm zu hochverdienten Ehren,
 Den schönsten Leich-Sermon von seinen Thaten hören:
 Wie er durch Muth und Tapferkeit,
 Den Löwenstand erworben,
 Und frey von der Vergessenheit,
 Nur bloß dem Leibe nach gestorben.
 So hieß es öffentlich, doch heimlich war man froh,
 Daß ihr Geschlecht also
 Den Schimpf der Neuigkeit verlohren.
 Der alte Haasen-Stand,
 Ward iso völlig ausgebannt,
 Vertilgt, vergessen und verschworen.
 Sie zogen sich wohl gar dem grossen Unherrn für;
 Denn fragten sie; wer zweifelt hier?
 Er war ein neuer Leu, wir sind schon so geböhren.

So trieben sie ein stetes Affenspiel;
 Biß einst des Jägers Sinn auf diese Gegend fiel,
 Und einen Tag, mit seinen muntern Hunden,
 Die Löwen-Residens, das Haasennest gefunden.
 Da war das Prahlen aus. Der bellende Greifan,
 Ein Windspiel, so der Luft im Laufen gleichen kan,
 Entdeckte Burg und Schloß, von Sträuchern, Moos und Rasen;
 Doch fand er nichts darinn als langgedhrte Haasen.
 Hier half kein altes Fell von jenes Kürschners Hand:
 Man paste nichts auf ihren Leuenstand:
 Kein einziger entgieng, und da man sie gefangen,
 Erkannten sie zu spät, wie sehr sie sich vergangen:
 Gestunden auch zuletzt, wiewohl beschämt, dabey:
 Daß nichts als Geist und Muth der Löwen Merckmahl sey.

Euphrastus.

41

Der
Bieder mann.

Ein und sechzigstes Blatt 1728 den 5 Jul.

Rachelius.

Dort sitzt eine Muhme

Die süßen Brandtwein liebt. und wenn sie kaum erwacht,
Die Lippen Andacht = voll, die Nase roth gemacht
Und hielt ihr Kindes-Kind. Sie braucht im Wisch = und Winden
Ein sonderlich Geseß. Sie streichet vorn und hinten
Ein dremahl doppelt Kreuz.

BU der Materie, davon dieses Blatt handeln wird, hat mir die kleine Reise Gelegenheit gegeben, davon ich nur iso zurücke komme. Ich habe nehmlich einen von meinen Correspondenten in Thüringen besucht, der mich neulich in einem höflichen Schreiben zu sich eingeladen, wie aus dem XXXIXsten meiner Blätter bekannt seyn wird. Auf der Rückreise habe ich das Getümmel der berühmten Naumburger-Messe mit angesehen; und ungeachtet aller Klagen der Kaufleute, denoch eine Menge vergnügter Leute daselbst wahrgenommen, die sich nach Beschaffenheit ihres Standes, und Vermögens auf mancherley Weise erlustigten: Worüber ich mich denn nicht wenig erfreuet habe. Doch dieses geht mich vor dießmahl nichts an.

Am so genannten Johannis-Abende befand ich mich in einer Herberge, die zwischen Erfurt und Jena, nahe an einem Walde, zwischen etlichen Gebirgen lieget. Ich war mit meinem Fuhrmanne gangz allein, und fand auch in der Schencke keinen andern Gast, mit dem ich mich hätte in ein Gespräch einlassen können. Daher sieng ich mit dem Wirthē und seinen Hausgenossen eine Unterredung an. Die Gelegenheit dazu dorste ich nicht lange suchen; denn sie bot sich gleichsam von sich selber an. Das Gesinde und die Kinder hatten sich aus dem Walde das sogenannte Johannis-Kraut geholet, und dasselbe im Hause an verschiedenen Orten aufgestecket, auch in den Vieh- und Pferdeställen hier und da vertheilet. Ein siebenzig-oder achzig-jähriges eisgraues Mütterchen, welches gangz frum̄ und schwach im Winckel saß, lobte ihre Leute wegen dieser Sorgfalt, und sagte, daß dieses Kraut sehr gut vor viel böse Dinge wäre. Dabey erzählte sie ihnen allerley Historien, die ihre seelige Großmutter ihr in ihrer zarten Jugend zu erzählen pflegen; daß nehmlich dieses Kraut ein bewährtes Mittel wieder alle Zauberereyen abgebe: und man habe niemähls gehöret, daß in einem Hause, wo man dasselbe aufgestecket, jemand beheret worden: Hingegen hätten die bösen Menschen, (hiebey setzte sie mit einer furchtsamen Mine die Worte hinzu) Ein Stein vor ihren Ohren! denen oftmahls viel Schaden gethan, die sich darinnen saumselig erwiesen. Alles hörte dieser alten Mutter gar andächtig zu: Ein jedes verehrte die hohe Weisheit, die von ihren Lippen floß, und war begierig einige besondre Begebenheiten, von den Wirkungen der Zauberer von ihr zu hören.

Hier ermangelte die kluge Urgande nicht, ihren gangzen Kram von Hexen-Historien auszuschütten, und mir kam es nicht anders vor, als ob die Delphische Priesterin auf ihrem Dreyfuße säße, die göttl. Antworten Apollons auszusprechen. Denn alles, was sie sagte, warp

ward von der neugierigen, einfältigen und leichtgläubigen Jugend als ein himmlisches Orakel angenommen. So spät es bey dieser Jahres-Zeit Abend wird, so war es doch über diesen Erzählungen unvermerckt dunkel geworden, und ich bemerkte, daß die Gemüther aller ihrer Zuhörer mit einem Schauer überfallen wurden. Die fürchterlichen Einbildungen von der Macht der Hexen und der Gewalt der bösen Geister hatten sie alle so schüchtern gemacht, daß kein einziger sich getraute allein aus der Stube zu gehen. Der eine rückte immer näher zum andern, biß sie sich endlich alle in einen engen Kreis ganz dichte um ihre Lehrerin zusammen schlossen. Ich bedaurete bey mir selbst die Einfalt dieser guten Leute, die sich durch ihre eigene Phantasien erschreckten und durch die ungereimtesten Fabeln in Unruhe des Gemüthes stürzen ließen; wandte mich aber mit meiner Anrede zu dem Haus-Vater, als dem verständigsten unter ihnen, und fragte ihn, ob er denn auch davor hielte, daß die erwähnten Dinge alle ihre Richtigkeit hätten? Ob er in seinem Hause jemahls Zaubereyen gespüret? Ob es in seinem Dorfe oder in der Nachbarschaft Hexen gebe? Ob man dieselben auch zur Strafe zu ziehen pflege? Ob er davor hielte, daß das Johannis-Kraut die Wirkungen der Zauberer verhindern könne? Wie solches wohl zugehen müste? Ob die Zauberer, deren Künste doch so groß beschrieben würden, so ohnmächtig wären, daß sie nicht ein kleines Kraut, welches sich ihrer Macht widersetzte, weghexen könnten? und was dergleichen Fragen mehr waren.

Aus allen seinen Antworten erhellte weiter nichts als Einfalt und Leichtgläubigkeit. In seinem Hause war niemahls eine Zauberey bemercket worden; welches er aber dem beständigen Gebrauche des Johannis-Krautes und denen an alle Thüren gemahlten Kreuzern zuschrieb. In seinem Dorfe war keine Hexe; aber an dem Thüringer Walde sprach er, sollte es dergleichen sehr viel geben. Er wußte sich nicht zu besinnen, daß man in vielen Zeiten eine Hexe verbrannt hätte, erinnerte sich aber doch solches von alten Leuten gehört zu haben. Auf das letzte endlich, gestund er zwar seine Unwissenheit, schrieb aber alles unbegreifliche dem Teufel, als einem Tausendkünstler zu: der gleichwohl nichts ohne Gottes Zulassung thun könnte. Auf alle diese Stücke erwiederte ich ihm mit aller Gelassenheit, und bemühte mich, ihm, so deutlich, als es mir möglich war, zu zeigen, daß man sich nicht Ursache hätte vor den Zauberern zu fürchten.

Wie viel ich bey einem im Nachdencken so ungeübten und in seinen Vorurtheilen schon so lange bekräftigten Gemüthe, durch meine Vorstellung ausgerichtet; das wird sich ein jeder leicht einbilden, der sonst mit dergleichen Leuten zu thun gehabt hat. Dieses nahm mich aber gar nicht Wunder; weil ich gar wohl wußte, daß die Fähigkeit, sich von gewissen Wahrheiten überführen zu lassen, nicht bey allen Menschen zu finden ist. Und da Exempel bey solchen Einfältigen mehr Eindruck machen, als die besten Vernunftschlüsse: so suchte ich ihm zu zeigen, daß ich selbst von aller Furcht vor den Hexen frey wäre. Ich warf zu dem Ende alles Johannis-Kraut aus der mir angewiesenen Kammer zum Fenster hinaus, setzte das Kreuz von der Thüre; und gieng in der späten Nacht bey grosser Verwunderung aller Hausgenossen dem Walde und Gebirge zu, um dem lieblichen Gesange der Nachtigallen noch eine Stunde zuzuhören: Kam auch endlich, etwa um Mitternacht, wieder zurücke; ohne die geringste Zauberey, oder einige Furcht davor, erfahren zu haben.

Allen meinen Lesern traue ich vielmehr Verstand zu als diesem einfältigen Landmanne, der auf seinem Dorfe gebohren und erzogen worden, und also wenig Gelegenheit haben können,

nen, sich in diesem Stücke von dem alten Aberglauben zu befreien. Es ist bekannt, und ich erinnere mich dessen niemahls ohn ein besonders Vergnügen, daß unser werthes Vaterland nicht mehr so voller Hexen und Hexereyen ist; als es vor ein oder zwey hundert Jahren gewesen. Die Sache liegt am Tage. Wo sieht man igo die Schreiterhäufen, davon sonst alle Provinzen von Deutschland raucheten? Wo sind igo die Unholden, davon sonst alles wimmelte? Wo findet man die berühmten Hexen-Processse und seltsamen Proben, dadurch man die Verdächtigen ihres Verbrechens zu überführen gewohnt war? Alle diese traurige Dinge sind fast aus unserm Gedächtnisse erloschen: Zum wenigsten sieht und hört man nichts mehr davon, und derjenige würde gewiß heute zu Tage nicht verbrannt, sondern ausgelacht werden, der sich einiger Zauberkünste rühmen wollte. Nur der Pöbel schleppet sich noch mit D. Fausts und andern dergleichen Büchern herum, die man ihm aber mit der Zeit auch aus den Händen bringen wird. Nur auf den Theatern der Landstreicher sieht man die Hexenmeister mit lächerlichen Aufzügen ihre Charactere, Zirckel und Zeichen machen, und ihre Beschwerden und ungereimte Zauberformeln hermurmeln. Nur alte Weiber, die jener Urgande gleich sind, höret man von solchen Geschichten mit Ehrerbietung reden. Im übrigen sind Gottlob alle Vernünftige von so übelgegründeten und sowohl schändlichen als schädlichen Einbildungen befreuet.

Die Ursache davon ist so schwer nicht zu errathen. Die Welt ist igo viel zu klug, als daß sie sich von alten Weibern sollte furchtsam machen oder betrügen lassen. Die Künste der sogenannten Hexen, haben die Probe der gesunden Vernunft nicht auszuhalten vermocht; und derjenige Zauberer müste eine neue Art von Betrügereyen ersinnen, der sich heute zu Tage in Ansehen setzen wollte. Zu der Zeit, da sich auch die gelehrtesten Männer, vor einem Haasen, der ihnen über den Weg lief, so sehr fürchteten, daß sie augenblicklich umkehrten und den Tag nicht aus der Stelle reiseten: Wie man dergleichen abergläubisches Wesen von dem Sternkundigen Encho Brahe ließt; zu der Zeit sage ich, war es auch leicht dem gemeinen Volcke einen blauen Dunst vor die Augen zu machen. Nachdem aber unsre heutigen Weltweisen angefangen ihre Vernunft zu brauchen, die Fabeln zu vergessen und mit eigenen Augen zu sehen; ist auch allmählich der Pöbel klüger geworden. Man schreibt des Nachbars fruchtbares Feld nicht mehr der Zauberkunst, sondern dem guten Boden, fleißigen Aekern und Düngen, guten Saamen, gedeylichen Gewitter zu: das ist: Man sucht von allen Dingen in der Natur selbst die Ursachen, und weil man sie nach genugsamer Sorgfalt fast alenthalben findet; so vermuthet man mit Recht, daß man dergleichen auch da, wo sie uns nicht sogleich ins Auge fallen, leicht antreffen würde, wenn wir nur ein satzames Erkenntniß der Natur hätten. Die gelehrtesten Männer in gang Europa bemühen sich deswegen täglich weiter darinnen zu kommen. Ihre Entdeckungen aber führen uns immer mehr von den Zaubereyen der Alten ab, indem sie je mehr und mehr darthun, daß in der Welt alles weislich von Gott gemacht worden, so, daß seine Werke in der schönsten Ordnung, d. i. natürlicher Weise entstehen, dauern und aufhören.

Es haben zwar viele bereits den Ursprung dieses Aberglaubens untersucht; auch nach Gelegenheit verschiedene sehr wahrscheinliche Gedancken davon gehabt: doch folgende Meinung ist mir immer als die beste vorgekommen. Aus der heiligen Schrift lernen wir, daß die H. Patriarchen von keinen Zaubereyen was geglaubet oder gewußt. Sobald aber ihre Nachkommen aus Egypten ziehen, finden wir, daß ihr grosser Geseßgeber die schärfste Ver-

ordnung

ordnung deswegen abfassen müssen. Es ist also offenbar, daß die Israeliten die ersten Begriffe von der Zauberer aus Egypten geholet. Nun weiß man aus allen Zeugnissen der Alten was die Egyptischen Priester vor Meister gewesen, sich durch heimliche Künste bey dem Pöbel in Ansehen zu setzen Ihre ganze Sorgfalt gieng dahin, das Volk zu bereden, daß sie Besitzer einer verborgenen Weisheit wären, vermittelst welcher sie wunderliche Dinge ausrichten könnten. Daher kamen die Zauberer, die sich unterstunden am Hofe Pharaons die Zeichen Mosi nachzumachen: wiewohl sie ganz leicht von ihm zu Schanden gemacht wurden. Bey der damaligen Einfalt der Welt war es überaus leicht, nicht nur dem Pöbel, sondern selbst den Königen und Fürsten alle Thorheiten von der Welt einzubilden. Die Hieroglyphischen Figuren waren die Geheimniß-vollen Decken, darunter die betrüglischen Götzenpaffen ihre Schalkheit verhülleten. Die Religion selbst mußte ihre Absichten befördern: Davon sie aber keinem eine völlige Wissenschaft beybrachten, als wer selbst in ihren Orden aufgenommen worden.

Ich untersuche hier nicht, ob die Egypter selbst die ersten Erfinder ihrer Zauber-Künste gewesen; und ob also der beruffene Hermes Trismegistus vor den Erst-Zauberer zu halten sey. Es mag seyn, daß sie von den Chaldäern einen Theil ihrer verborgenen Weisheit gefasset, den sie aber nach und nach mit ihren Zusätzen vermehret. So viel ist gewiß, daß Egypten viel Einfluß auf alle Völker der Welt gehabt; und sonderlich der Zauber-Kunst halber berühmt gewesen. Griechenland hat nicht nur die ersten Gründe seiner ganzen Weisheit, sondern auch den größten Theil seines Aberglaubens daher geholet. Die heutigen Zigeuner die ursprünglich aus Egypten herzuleiten sind, werden noch heute zu Tage ihrer Herereyen wegen allen andren Nationen vorgezogen: wiewol es gar bekant ist, daß sie bessere Spitzbuben, Räuber und Mörder, als Zauberer abgeben. Ist es uns nun nicht schändlich die Einbildungen noch beyzubehalten, die von den betrügerischen Paffen der Heyden erfonnen; von einem dummen Pöbel vor Alters geglaubet; durch die Einfalt der barbarischen Zeiten fortgepflanzt; durch das finstre Pabstthum unterstützt; und bloß durch die abscheulichste Art von Menschen, ich meyne die Zigeuner, bis auf unsre Zeiten unterhalten worden? Ich glaube, ein jeder wird sich eines so niederträchtigen Aberglaubens schämen, und dergleichen albere Phantaseyen aus seinem Gehirne verbannen.

Zum Beschlusse will ich noch diese Geschichte erzehlen. Eine vornehme und reiche doch sehr abergläubische Dame hatte ihren Ehherrn im Verdachte. Sie entdecket deswegen einer Zigeunerin ihren Kummer, und hoffet durch ihre Künste wieder zur Liebe ihres Mannes zu gelangen. Was geschieht? Die vermeynte Zauberin befiehlt der Frauen alle ihre Kostbarkeiten an Schmuck und Silber in ein Tuch zu binden, selbiges wohl zu versegeln, und in ihrem Ehebette, unter das Hauptküssen zu legen. Hierauf geht sie mit derselben durch alle Zimmer des Hauses und macht überall allerley seltsame Beschwerden. Als dieses geschehen, muß die Frau alle ihre Dienstboten aus dem Hause schicken, sich darauf ganz nackend ausziehen, und so mit der Zigeunerin bis in den untersten Keller hinab steigen. Daselbst zieht sie aus einem vollen Fasse den Zapfen aus, und nachdem sie der Frauen befohlen, die Oefnung mit der Hand zuzuhalten; macht sie mit demselben abermahl die seltsamsten Allfanzereyen: geht aber zuletzt damit die Treppen hinauf. Die gute Frau wartet im Keller voller Schmerzen auf ihre Wiederkunft, allein umsonst. Ihr Gesinde und der Mann kommen endlich nach Hause, und nach langem Suchen findet man die Frau in einer seltsamen Gestalt im Keller stehen. Man erfährt wie es zugegangen: aber die Zauberin ist über alle Berge, und hat nichts mehr als das vorhin versegelte Tuch aus dem Bette weggezaubert. Eine herrliche Probe von den Herereyen unserer Zeiten.

Der
Sieder mann.

45

Zwey und sechzigstes Blatt 1728 den 12 Jul.

T A S S O.

Ismen, ch'al suon de mormoranti carmi,
Fin ne la Reggia sua Pluto spaventa
E i suoi Demon negli empj uffici impiega
Pur come servi, e gli discioglie, e lega.

Sie Materie von dem Aberglauben gemeiner Leute, im Absehen auf Zauberereyen und Künste des Teufels ist so reich, daß mein neuliches Blatt noch eine grosse Anzahl Betrachtungen übrig gelassen hat. Ich will vorjeho verschiedenes: so ich damahls nicht erwehnen können, nachholen, und mich bemühen wo möglich einige meiner Leser, und durch sie vielleicht auch andere auf den Weg der gesunden Vernunft zu leiten.

Unter die Ursachen warum die Einbildung von Zauberereyen so allgemein geworden, müssen auch die Poeten gezehlet werden. Sowohl die alten Lateinischen und Griechischen Gedichte sind voll solcher Erzählungen oder Fabeln, von gewissen Hexereyen, Beschwerden und Teufels Künsten, dadurch allerley seltsame Dinge geschehen seyn sollen. Was Homerus in seiner Odyssee von der Circe einer Erzzauberin vor Dinge erzehlet, ist bekannt: und gesetzt, daß der Poet durch ihren Trancf, der die Befehrten des Ulysses in wilde Thiere verwandelte, auf eine allegorische Weise die Wollust verstanden hätte; so hat doch der Pöbel in Griechenland, bey dem Homerus nicht weniger galt als bey uns die Bibel, diesen geheimen Sinn nicht verstanden, sondern alles in buchstäblichem Verstande angenommen. Was Virgilius theils in seinen Eclogen, theils in seiner Eneis vor Zauberereyen eingemischet, kan gleichfalls wenigen unwissend seyn. In dem 8ten Hirten-Gedichte, will der Schäfer Alphesiböus den schönen Daphnis aus der Stadt nach Hause zaubern, und zwar durch Verse: welches er deswegen vor möglich hält, weil man durch gewisse Lieder wohl eher den Mond vom Himmel herunter geheret hätte. In dem sechsten Buche der Eneis beschreibet er die Cumäische Sibylle als eine Meisterin im Wahrsagen und in der schwarzen Kunst; und zwar in so schönen Versen, daß nothwendig der gemeine Mann in Rom, der dieses laß, dencken muste: es müsse doch in der That vorzeiten geschehen seyn. Was Ovidius in seinen Verwandlungen vor einen Auszug der allerungereimtesten Fabeln von Zauberereyen und andern abgeschmackten Märchen zusammengestoppelt, liegt auch fast in allen Europäischen Sprachen der Welt vor Augen. Horatius selbst, der doch gewiß nichts davon geglaubet, hat nicht nur in der 3ten Epode von einer seltsamen Hexen-Historie eine Nachricht gegeben: sondern auch selbst in seinem Nahmen an die Zauberin Canidia die 17 Epode gerichtet, ja gar in ihrem Nahmen darauf geantwortet. Weil wir die samtl. Oden dieses Lateiners von Weidnern einem

einem geschickten Poeten des vorigen Jahrhunderts, ins Deutsche übersetzt haben: so will ich ein paar Strophen davon zur Probe hersehen:

Horatius fängt so an:

Ich beuge mich nun vor der Krafft,
Von deiner starcken Wissenschaft,
Und bitte von Dianens wegen,
Und durch den unerweichten Sinn,
Der grossen Höllen Königin,
Und durch den schwarzen Zauber-Seegen,
Der von dem hohen Himmels-Plan,
Die Sternen abwärts zwingen kan.

Canidia, ach! sprich mich frey,
Von deiner starcken Hexerey,
Und laß den Wirbel rückwärts laufen zc.

Canidia schließt ihre Antwort so:

Da wird vor meiner stolzen Pracht,
Und vor der Grösse meiner Macht,
Der ungeheure Weltkreis zagen zc.

Die Bilder regen sich durch mich,
Und durch ein bloßes Wort kan ich,
Den Mond vom Himmel abwärts leiten.
Die Leichen, die man schon verbrannt,
Erweck ich oft, und meine Hand
Kan Liebes-Träncke zubereiten.

Wie sollte denn an dir allein,
Die Kunst ohn allen Nachdruck seyn?

Fast eben so beschreibt Tibullus eine Zauberin in seiner andern Elegie. Er sagt sie habe, wie er selbst gesehen, die Gestirne vom Himmel gezogen und durch ihre Lieder die Ströme rückwärts zu laufen gezwungen. Sie habe die Erde zerspalten, die Seelen aus den Gräbern hervor gezogen, ja die warmen Gebeine vom Scheiter-Haufen weg geruffen. Bald wisse sie durch ihr magisches Geräusche die Höllischen Schaaren hervor zubringen. Bald besprige sie dieselben mit Milch, und heisse sie also wieder zurücke gehen. Wenn ihr beliebt, könnte sie die Wolcken vom Himmel vertreiben und schön Wetter machen: und wenn ihr die Lust ankäme, mitten im Sommer Schnee fallen lassen. Er setzt noch hinzu, daß diese Canidia ganz allein Medeens Künste verstanden, und ganz allein die wilden Hunde der Hecate gebändiget haben solle. Diese nun habe ihm eine solche Zauber-Formel gelehret, womit man alle Leute blenden könne. Man müsse sie dreymahl hersagen, dreymahl dazu aussprechen zc.

Von den neuern Poeten ist eben das gewiß. Tasso hat in seinem erlösten Jerusalem alles mit Teufeln und Zaubereyen erfüllet, und ist eben deswegen von den Criticis nicht unbillig getadelt worden. Von andrer Völcker Poeten mag ich kein Wort gedencken, denn von diesen ist die Sache ohne dem klar. Ist auch wohl ein einziger Roman ohne Zaubereyen zu finden? Sind nicht die alten Ritterbücher, fast vom ersten bis zum letzten Blatte mit lauter Hexenmeistern und Schwarz-Künstlern angefüllet? Alle diese Bücher aber sind von dem gemeinen Volcke vormahls sehr starck gelesen worden, werden auch zum Theile noch gelesen. Da sind nun wenige so gescheut, daß sie dergleichen Erzählungen vor Fabeln halten sollten: sondern man glaubt alle das wunderfeltame Zeug so diese Schwärmer in ihrem eigenen Gehirne ausgehecket, und bloß der Einfalt zum Spotte so wahrscheinlich beschrieben haben.

Die Poeten haben nemlich von alten Zeiten her bemercket, daß das gemeine Volck gern unerhörte und seltsame Sachen hören mochte. Um nun ihre Gedichte bey demselben beliebt zu machen, so ermangelten sie nicht, alles was sich zutrug in Wunderwercke zu verwandeln. Das allernatürlichste von der Welt vorstellten sie durch ihre Zusätze in das übernatürlichste und unbegreiflichste Wesen: so daß der Pöbel der solches hörte, Nase und
Maul

Maul darüber aufsperrten mußte. Dieses brachte nun die Poeten in grosse Hochachtung; weil die menschliche Neugierigkeit alle dasjenige gern sieht, höret und glaubet was sie einigermassen zu stillen geschickt ist. Daher ist es denn gekommen, daß man endlich eine Regel der Poesie daraus gemacht hat, sein viel wunderfelseame Sachen in die Gedichte zu bringen. Da man nun ohne die Beyhülfe der Götter bey den Heyden nicht viel wunderliches ersinnen konnte, was einige Wahrscheinlichkeit gehabt hätte: so mußten die Menschen ein Verständniß mit ihnen haben, und durch gewisse Formeln und Beschwörungen dieselben zu ihrem Willen nöthigen können. So entstanden die Zaubereyen der Heyden. Bey uns Christen vertreten die Teufel die Stelle der Heydnischen Götter, weil sich vermittelst derselben eben die Fabeln wahrscheinlich machen lassen, die zur Belustigung der Einfältigen so viel beytragen. Nun urtheile doch ein jeder Vernünftiger, ob man sich durch solche Hirngeburten der Poeten, die selber nicht geglaubet, was sie von Zaubereyen geschrieben, müsse verleiten lassen, dasjenige vor wahr zu halten, was sie uns von Hexen und Schwarzkünstlern erzehlet haben: oder doch zum wenigsten zu schliessen, es müßten gleichwohl dergleichen Zaubereyen vorzeiten nicht ungewöhnlich gewesen seyn.

Vielleicht ist diese weitläufige Anmerckung von den Poeten, nicht allen meinen Lesern angenehm gewesen: ich will mich also auch nach dieser Gattung richten und noch einige Betrachtungen anstellen, die sich besser vor sie schicken werden. Ich weiß daß viele auch aus einem löblichen Eifer vor die wahre Religion Zaubereyen glauben, weil sie nemlich davor halten: Wer keine Hexen glaubet, der glaube keine Teufel; wer keine Teufel glaubet, der glaube keine Geister; wer aber keine Geister glaubet; der sey gar ein Atheist. Um nun die Leute vor der Atheisteren zu behüten; müsse man sie auch in dem gemeinen Glauben von Schwarzkünstlern erhalten. Die Absichten dieser wohlgesinneten Gemüther sind sehr löblich. Denn sie suchen sich und ihren Nächsten vor dem größten und gefährlichsten Irrthume von der Welt in Sicherheit zu setzen. Allein ihre Furcht ist meines Erachtens nicht allzuwohl gegründet. Denn vors erste kan man wohl eine Art von Hexen glauben, ohne dabey allen Märchen von Schwarzkünstlern und Teufelsbannern Gehör zu geben. Es ist nicht nur möglich, sondern auch sehr wahrscheinlich, daß sich vielmahls Leute gefunden, die durch schädliche Kräuter und andre gottlose Künste ihrem Nächsten an seinem Leibe, an seinem Viehe, oder an seinen Feldern geschadet. In so weit diese Leute ihre Bosheit durch verborgene Mittel ausgeführt, die den meisten gang unbegreiflich vorgekommen, hat man sie mit Recht verbotener Künste beschuldiget: Aber in so weit sie den gangen Schaden durch gewisse natürliche Mittel gethan, so ist ihre Zauberey nur eine natürliche Magie gewesen. Hätten sie gleich bey Ausführung ihrer Gottlosigkeiten aus Aberglauben gewisse Worte hergemurmelt, gewisse Charactere gemacht, oder andere Afsanzereyen beobachtet; auch wohl selbst geglaubt, daß die Wirkungen hauptsächlich darauf angekommen: So ist doch dieses bloß ihrer falschen Einbildung zuzuschreiben gewesen. Und in diesem Verstande glaube ich selbst das es Hexen und Zauberer gebe, und daß man dieselben strafen müsse.

Zum andern, ist es noch gar keine Folge: Wer keine Hexen glaubt, der glaube keine Teufel. Kan denn des Teufels Wesen sonst aus nichts anders als aus den Zaubereyen erwiesen werden? Haben die bösen Geister nichts mehr zuthun, als ein paar alte Betteln auf Ofen-Gabeln oder Besenstielen bey Nachtzeit auf den Blocksberg zu tragen; daselbst in Wolfs-Gestalt mit ihnen zu tanzen; hier oder da eine Sau franck zu machen, oder der Nach-

Nachbarin die Ruh auszumelken: und was man ihnen ferner vor herrliche Berrichtungen zu geben pflegt. Man muß in Wahrheit einen sehr schlechten Begriff von dem Fürsten der Finsterniß haben, wenn man denckt, daß er sich mit solchen Kleinigkeiten beschäftige: nachdem die größten Gottes-Gelehrten davor halten, dieser gewaltige Geist habe vormahls im Sinne gehabt, seinen Stuhl dem Throne Gottes gleich zu machen.

Gesetzt aber es gerieth jemand auf die Gedanken, keine solche Creaturen mit Hörnern, Schwänzen und Klauen zu glauben, wie man sich die Teufel gemeiniglich einbildet: würde er deswegen alle Geister, ja Himmel und Hölle leugnen müssen? Ich sehe hier abermahl keine Folge. Haben die Heyden nicht mit dem Plato eine grosse Menge von Geistern geglaubet? Und doch haben sie von keinen solchen Teufeln was gewußt, als wir glauben. Sie hatten zwar einen Pluto über die unterirdischen Gegenden gesetzt: Allein dieses war kein so schädlicher Gott, als unsrer Meinung nach Satan ist. Pluto war der König der Verstorbenen; sowohl derer, die glücklich als die unglücklich wurden: fügte aber im übrigen keinem Lebendigen was übels zu. Es könnte also leicht kommen, daß auch heute zu Tage jemand eine unzählbare Menge unsichtbarer geistlicher Wesen glaubete; und bloß dergleichen schädliche und böshafte Naturen in Zweifel zöge.

Endlich so wäre auch der Schluß so fest nicht; daß derjenige der keine Geister glaubt, auch keinen Gott glauben könne. Kan denn etwa das göttliche Wesen ohne dergleichen Creaturen nicht bestehen? oder hätten wir in der Natur nicht Beweises genug, daß ein Gott sey, wenn gleich keine Geister wären? Ich halte davor, wenn wir nur das körperliche Welt-Gebäude; nur die einzige Sonne mit ihren Planetischen Welt-Kugeln; nur die einzige Erde mit ihrem Monden; nur uns selbst, ja nur ein einziges Glied an unserm Leibe mit aufmercktsamen Augen ansehen: so wird alles das zeugen, es sey ein allmächtiges, weises und gütiges Wesen vorhanden, so dieses alles gemacht hat. Zudem giebt es ja Atheisten, die Geister genug glauben. Diese eingebildeten Feinde des Aberglaubens sind bisweilen noch abergläubischer als die Einfältigsten unter uns. Ich habe selbst schon Leute gekannt, die zwar aus aller Religion ein Gespötte machten, aber dennoch aufs Punctiren, auf die Cabbala, auf die Wünschelruthe, aufs Traumdeuten, ja so gar auf die Beschwerungen der Geister hielten. So thöricht ist bisweilen der Laßdünckel verwirrter Köpfe, die nicht den geringsten Begriff von Wahrheit und Irrthum haben und doch vor grosse Vernunft-Helden angesehen seyn wollen.

Schlüsslich bitte ich noch dieses zu erwegen: Je mehr Gewalt man dem Satan in der Welt einräumet: destomehr Macht entzieht man dem allerhöchsten Wesen. Gewisse Leute setzen den Beelzebub an die Stelle des Manichäischen bösen Gottes, und theilen die Welt gleichsam in zwey gleiche Theile, davon der gute Gott nur einen beherrschet. Sie lassen denselben mit dem Geiste der Finsternis stets zu Felde liegen, und verstaten diesem seinem Widersacher wohl mehr Siege als ihm selbst. Gottlose Gedanken, wenn man einen gestrafften Slaven seinem Herrn gleich macht! wenn man einem ohnmächtigen Geiste die Macht einräumt, diese Welt, das Meisterstück der göttlichen Weißheit, alle Augenblicke, in Unordnung und Verwirrung zu setzen, alle Gesetze der Bewegung zu stören, ja gar eigentlich so genannte Wunderwerke zu thun: Ein Vor-

recht so von rechtswegen dem Urheber der Natur einzig und allein zugehöret.

49

Der
Biedermann.

Drey und sechzigstes Blatt 1728 den 19 Jul.

Neukirch.

Die Schönheit paaret sich hier mit der Sittsamkeit,
Die Unschuld mit der Lust und mit Zufriedenheit.

WEin junger Poet Euphrastus fragte mich vor einiger Zeit, was er wohl vor Romane mit Lust und Nutzen lesen könnte; weil er ohne meinem Beyfall und Rath keinen einzigen in die Hand zu nehmen gesonnen wäre? Da er nun den Telemach allbereit gelesen hatte, so konnte ich ihm sonst keine andere mit besserem Rechte vorschlagen, als I. den Don Quixote des Spaniers Cervantes; II. die Historie der Sevaramben, und III. die Reisen Gullivers. Denn ich war versichert, daß ihm die erwehnten drey Bücher nicht nur einen angenehmen Zeitvertreib machen, sondern auch seinen Verstand auf manche nützliche Betrachtung führen würden. Er hat nunmehr alle dreye und zwar in französischer Sprache gelesen, und mir bezeuget, daß er ein besonderes Vergnügen darüber empfunden habe. Um ihm aber auch einen Geschmack von den Milesischen Fabeln der Griechen bezubringen, von welchen unsre Romane nur Nachahmungen seyn, habe ich ihm neulich die Schäfer-Liebe von Daphnis und Chloe gleichfalls in einer alten französischen Uebersetzung eines gewissen Bischoffes von Auxerre in die Hände gegeben. Der Verfasser desselben hat Longus geheissen, und soll ungefähr im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt gelebet haben. Der Inhalt dieses Romans hat durch das unschuldige Wesen so darinn überall herrschet, diesen jungen Herren so eingenommen, daß er sich durch eigenen Fleiß einen Auszug daraus gemacht. Als er mir denselben zu lesen gab, sahe ich wohl, daß ich meinen Lesern zur Abwechslung nichts angenehmers vorlegen könnte als wenn ich ihnen diese Abbildung einer recht untadelichen und tugendhaften Schäferliebe vorlegen, den Liebhabern der Poesie aber dadurch ein Muster zeigen möchte, wie sie schöne Hirten-Gedichte machen könnten. So hebt sich die Historie an:

Das erste Buch.

In Bürger zu Mithlene, Dionysophanes, hatte nahe bey der Stadt ein hübsches Landgut. Lamon sein Pächter, ward einesmahls gewahr, daß eine von seinen Ziegen ihr junges verließ, und sich von der Heerde entfernete. Er verfolgte dieselbe aus Neugierigkeit, und fand, daß sie ein ausgelegtes Kind säugete, welches in einen Schärlich-Mantel mit einer gülden Schnalle gewickelt war, und einen kleinen verguldeten Degen mit einem helsenbeinern Hefte neben sich liegen hatte. Aus Mitleiden hub ers auf und brachte es seinem Weibe Myrtale, welche, weil sie selbst keine Kinder hatte, dasselbe aufzog und ihm den Nahmen Daphnis gab.

Zwey Jahre hernach wiederfuhr dem Dryas einem andern Schäfer des Dorfes, eben bergleichen. Denn als er ein verlohrenes Schaaß suchete, fand er dasselbe in der Nymphen-Höle

Höle ein kleines ausgelegtes Mädchen säugen, welches einen mit Gold gezierten Kopfsputz neben sich liegen hatte, und in schöne Tücher gewickelt war. Er hub selbiges nebst dem Wahrzeichen auf seine Arme, und brachte es seiner Hausfrauen, die es ebenfalls als eine Mutter auferzog, und ihm den Nahmen Chloe besetzte. Beyde Kinder wuchsen, und wurden in kurzer Zeit groß; wiesen auch an ihrer Artigkeit und Schönheit, daß sie weder Bauren zu Eltern hätten, noch auf einem Dorfe erzeugt wären.

Als Daphnis 15, Chloe aber 13 Jahre alt war, hatten Damon und Dryas einen Traum. Es kam ihnen vor, daß die Nymphen, deren Bilder in der Höle stunden, wo man die Chloe gefunden hatte, den Daphnis und die Chloe in die Hände eines kleinen, sehr artigen und wunderschönen Knaben überlieferten, der Flügel an den Schultern hatte, und sowohl mit Pfeilen als einem kleinen Bogen versehen war: und daß dieser junge Knabe sie beyde mit einem Pfeile berührte, mit dem Befehl, daß der eine seine Ziegen, die andre aber ihre Schaafweiden sollte.

Die guten Schäfer erwachten mit vieler Bestürzung, weil sie aus ihren Träumen sahen, daß ihre Zöglinge zum Viehhütten bestimmt wären: doch hielten sie vors beste, sich dem Willen der Götter zu unterwerfen. Sie schickten also beyde aufs Feld, nach dem sie vorher dem jungen geflügelten Knaben geopfert hatten, dessen Nahmen sie doch nicht einmahl wußten. Daphnis und Chloe wurden nunmehr Schäfer und machten sich alle Ergötzlichkeiten, die sich vor diese Lebensart und vor ihr Alter schickten; bis ihnen die Liebe folgender Gestalt nachstellte.

Als Daphnis einmahl aufs eiligste einer von seinen Ziegen nachlief, fiel er in einen tiefen Graben, den man mit Moos und Zweigen bedeckt hatte, damit er den Wölfen zur Falle dienen sollte. Zu allem Glücke war Chloe nicht weit davon; und wie sie die Gefahr vor grösser halten mochte als sie in der That war, so lief sie ihm zu Hülfe, und richtete durch ihre Sorgfalt, und die Hülffe eines Bauren aus der Nachbarschaft so viel aus, daß der arme Schäfer heraus gezogen ward. Aus zärtlicher Danckbarkeit, konnte derselbe seinen ersten Trieben nicht widerstehen, welche ihn anreizeten, sie zu umarmen: Aber wie theuer kam ihnen beyden dieses zu stehen! Von dem Augenblicke an hörten sie niemahls auf zu seufzen, und fühlten, daß sie von einer Flamme verzehret würden, so sie vorhin niemahls empfunden hatten. Oft gieng Daphnis in Gedancken und sprach folgendergestalt mit sich selbst: Wie? die Schwalben singen, und meine Flöte ist ganz stille? Wie? die Ziegen springen, und ich sitze ohn Unterlaß. Wie? alle Blumen stehn in voller Blüte, und ich mache keine Sträußer und Kränze vor mich? Die Viole und Nelcken blühen; Daphnis aber verwelcket: Dorcon wird noch zulezt schöner werden als ich!

Dieser Dorcon, war auch aufs äusserste in Chloen verliebt, und weil er reich war, so hoffte er sie von dem Dryas leicht zu bekommen. Allein sie ward ihm, aller seiner Geschenke ungeachtet, versagt. Als er sahe, daß auf diese Art keine Hoffnung mehr vor ihn übrig war, nahm er seine Zuflucht zu einer List, die sich vor einen so groben Kerl wohl schickte. Er bedeckte sich mit einer Wolfs-Haut, und versteckte sich hinter einem Gebüsche, neben dem Brunnen, wo Chloe ihre Schaafweiden zu träncken pflegte. In kurzem kam sie dahin, aber da die Hunde den armseeligen Dorcon ausgespüret, fielen sie auf ihn zu, und hätten ihn unfehlbar zerrissen, wenn er nicht den Daphnis und die Chloe zu Hülfe geruffen hätte. Diese waren viel zu ehrlich und einfältig, als daß sie seine bösen Absichten hätten wahrnehmen sollen,

folten, sondern halfen ihm aus Noth, und wurden über dieses seltsame Spiel nicht einmal unwillig.

Indessen vermehrte sich ihre Leidenschaft von Tage zu Tage; doch da ihre Unschuld immer dieselbe blieb, hatten sie in der Einsamkeit tausend schöne Gelegenheiten einander ihre Neigungen zu entdecken, ohne ihre tugendhaften Sitten im geringsten zu verletzen. Daphnis fand Chloen eines Tages schlafend, und betrachtete sie also voller Bewunderung. O wie sanft, sprach er bey sich selbst, o wie sanft schlummern ihre schönen Augen? Wie angenehm riechet ihr Athem? Weder die blühenden Aepfelbäume noch der Weißdorn dufteten einen so lieblichen Geruch von sich! Diese Gedancken unterbrach eine Grasemücke, die von einer Schwalbe verfolgt wurde und sich in dem Busen dieser Schäferin verbarg. Chloë erwachte ganz plötzlich davon und die Grasemücke fieng an zu singen, gleichsam als ob sie ihr dadurch vor ihre Erhaltung hätte Danck abstaten wollen. Chloë indessen, die nicht wußte was dieses war, fieng an von neuem ängstlich zu rufen; Daphnis aber hub an zu lachen, und wußte sich dabey ihre Furcht zu Nuße zu machen: Denn er nahm ihr die artige Grasemücke aus dem Busen, welche sie aber an eben dem Ort wieder hinsetzte, woher er sie genommen hatte.

So lebten sie ganz glücklich mit einander, als die Tyrischen See-Räuber einmahl auf der Insel Mithlene landeten und alles was ihnen vorkam beraubeten und davon führten. Daphnis war so unglücklich, daß er in ihre Hände fiel, und ungeachtet alles seines Ruffens und Bittens, von diesen Unbarmherzigen in ihr Schiff geschleppt wurde. Er rief noch zuletzt Chloen zu Hülfe, als sie eben mit ihrer Heerde ankam, und ihm eine neue Flöte mitbrachte, die sie ihm schencken wollte. Kaum hatte sie ihn in der Gefahr erblicket, darinnen er sich befand, als sie nach dem Dorcon lief, und ihn um seinen Beystand ersuchte, der aber eben so wohl Hülfsbedürftig war. Denn da die Schäfer sich gegen diese Räuber welche ihnen ihre Ochsen wegtrieben, zur Wehr gesetzt hatten, hatte man ihn gefährlich verwundet. Alles was er bey diesen Umständen thun konnte war dieses, daß er ihr seine Pfeife zustellte, womit er gewohnt war seine Heerde, von der Weide zu rufen, und ihr den Anschlag gab, sich derselben in eben der Absicht zu bedienen. In der That lief Chloë damit geschwinde zurücke, und hatte kaum das gewöhnliche Stück zum Eintreiben geblasen, als die Ochsen, die bereits an Vort gebracht waren, sich alle zugleich aus dem Schiffe stürzten, durch ihre Schwere dasselbe rund umkehrten, und nach dem Ufer zu schwommen. Daphnis konnte hier bey seiner leichten Kleidung sich gar leicht durch das Schwimmen in Sicherheit setzen: aber die Räuber mußten in ihrer schweren Rüstung alle mit einander elendiglich ertrinken.

Die fürnehmste Sorge dieser beyden Liebhaber war, nach einem solchen Glücke, sich in die Höle der Nymphen zu begeben, um ihnen vor diese Begebenheit zu dancken und ihre Bilder mit Blumen zu krönen. Das andere Buch folgt ehestens.

Aus den öffentlichen Zeitungen werden die meisten meiner Leser bereits berichtet seyn, daß man in Constantinopel eine Druckerrey angeleget. Weil nun davon viel gutes vor ein so barbarisches Volk zu vermuthen steht, und es meine Lust ist, alles gute in der Welt, so viel an mir ist, zu befördern: So habe ich neulich an den Groß-Bezier, der das ganze Werk am meisten treibet, und durch sein Ansehen unterstützt, folgendes Danck-Schreiben deswegen überschicket. Seinen Titel machte ich nach Türckischer Art wie folget:
Dem

Dem Verehrungs-würdigen und fürtreflichen Rathgeber, dem Anordner der Welt, der mit seinem hohen Nachsinnen die Republik lencket, und mit seinen allezeit zum Zwecke gelangenden Anschlägen die menschlichen Geschäfte verrichtet: Dem Bau-Herrn der Gründe des Glücks und des glückseligen Gebrauchs der Wohlfahrt, dem Erhöher der Befestigungen des beglückten Staats und der Ottomannischen Majestät. Dem Verwalter der Ehren-Stellen der allerhöchsten Stadthaltertschaft Mahomets. Dem Vollzieher der Gesetze dieses überaus grossen Reichs, dem Löwen aus dem Walde im Kriege, und dem Löwen vom Gebürge im Treffen, der bedeckt ist mit mancherley Gnaden und Wohlthaten des obersten Königes &c. &c.

Gott mache seine Hoheit ewig, und verdoppelse sein Ansehen und Glück, und erfülle seine Hoffnung nach Wunsche.

SIr haben es in Deutschland mit grossen Vergnügen erfahren, daß die tapfern Muselmänner auch in der Gelehrsamkeit und allerley nützlichen Wissenschaften zuzunehmen begierig werden, und zu dem Ende auf die Gedanken gekommen, in der Hauptstadt des grossen Ottomannischen Reiches eine Buchdruckerey anzulegen. Wir hören es auch mit herzlichster Freude, daß dero fürtrefliche Vorsichtigkeit, tapferster Groß-Bezier, dieses löbliche Unternehmen durch einen mächtigen Schuß befördert, als wodurch sie der ganzen Welt zeigen, daß sie eben so viel Verstand als Herrschafftigkeit, eben so viel Liebe zur Weißheit als Selbennuth besitzen. Denn was kan löblicher seyn, als der Eifer, die Mittel zur Vernunft, Klugheit und Tugend, ich meyne wohlgeschriebene Bücher gemein zu machen, und die Lehren der Weisen auch in die Hände des gemeinen Mannes zu bringen, der bisher vorseßlicher Weise in der Blindheit und Unwissenheit erhalten worden. Fürwar, so viel herrlicher es ist über vernünftige Menschen, als über wilde Bestien zu herrschen, soviel Ruhm verdienen eure Hoheit, da sie dem Großmächtigen Sultan der Türcken, dem Gott ein glückliches und friedliches Regiment verleihen wolle, an statt dummer Sklaven, kluge Unterthanen und gescheute Bürger verschaffen wollen. Es ist Zeit das dem Oriente auch wieder einmahl die Augen aufgehen, und die Barbarey wo möglich, zum wenigsten aus Europa verbannet werde. Dieses ins Werk zu richten, ist eine preiswürdigerer Heldenthat, als hundert tausend Feinde zu erlegen, hundert Städte zu zerstören und zwanzig Länder zu erobern. Eure Hoheit lasse sich also von dero vortreflichen Absichten durch kein Hinderniß abschrecken: Denn dero Standhaftigkeit ganz allein kan den bisherigen Schandfleck von dero Nation abwischen, so daß man sie künfftig nicht mehr vor unwissend und ungeschickt halte. Dero Nachbar der Russische Kayser Peter I. ist eben dieser Gedanken gewesen, und dadurch hat er eben die Unsterblichkeit verdient. Im Vertrauen entdeckte ich eurer Hoheit, daß viele Mißgünstige in unsern Abendländern es mit scheelen Augen ansehen, daß künfftig die Muselmänner, wie sie reden, auch klug werden sollen. Allein die Vernünftigsten unter uns freuen sich über die Ausbreitung der Vernunft, und etliche davon haben mirs gerathen dero selben diesen Danck-Brief zu überschicken. Gott erhalte eure Hoheit noch sehr lange und seegne dero weises Unternehmen.

Ich habe die Ehre &c. &c.

Der

Biedermann.

53

Vier und sechzigstes Blatt 1728 den 26 Jul.

T E R E N T I U S.

Ego homuncio hoc non facerem?

Sich willens war das andre Buch der Schäferliebe von Daphnis und Chloe in einem Auszuge meinen Lesern vorzulegen, wird mir folgendes Schreiben eingehändigt, welches ich nicht unterdrücken mag. Ich erinnere mich zwar etwas ähnliches in dem Spectateur gelesen zu haben: Doch da mein Correspondent auch so viel neues von seinen eigenen Einfällen hinzugethan; so wird man ihm den Ruhm eines sinnreichen Kopfes nicht streitig machen.

Hochgeehrtester Herr Biedermann.

Ich habe öfters von verständigen Leuten gehört, daß man bisweilen auf die Gestalt kleiner Personen nicht so acht haben würde, wenn nicht alle ihre Aufführung einen kleinen Kerl zu erkennen gebe, der sich ärgert, daß er nicht größer ist. In der That macht uns dasjenige fast niemals lächerlich was wir sind, sondern das, was wir nicht sind, noch seyn können, und doch immer seyn wollen. Und diese Betrachtung ist sowohl in Ansehung der Seele als des Leibes in der Wahrheit gegründet. Jedemoch kan man nicht allen Menschen ein so lächerliches Bestreben schuld geben, und sie werden zum Beweise dessen, hieraus mit Vergnügen zu vernehmen haben, daß ich, mit andern Pigmeis, eine Gesellschaft errichtet habe, durch die wir uns verbunden, mit Gewalt und jedem zum Trug klein zu seyn. Ja wir haben uns verschworen, die Würde unserer kleinen Statur wieder alle Colossos unsers Geschlechtes, wieder alle hyperbolische Menschen und unförmliche Riesen zu behaupten, die sich besser dünken als wir, weil sie uns von oben herunter ansehen können. Die Zeit unsrer Verbindung war die Nacht zwischen dem 22 und 23 Jun. welches die kürzeste im ganzen Jahr ist, welche Nacht wir jährlich bey einer Schüssel Rabünzelgen-Salat feyerlich begehren wollen. Der Saal, den wir zu unsrer Versammlung ausgesehen, ist allernächst bey dem Hause, wo die Marionetten-Opern gespielt werden, zu deren Acteurs wir eine recht brüderl. Liebe verspühren. Als wir uns das erstemal daselbst in Corpore versämlet hatten, brachte uns eine Frau ihren kleinen Sohn, fragte nach unserm Herrn Preceptor, und gab ihr Verlangen zu erkennen, daß er in unserer Schule möchte erzogen werden, weil so artige stille Knaben darinnen wären. Durch diesen Zufall haben wir uns nicht im geringsten abschrecken lassen; sondern bald darauf alle diejenigen zu uns einladen lassen, die nicht über zwey Ellen hoch sind. Sie haben sich aber meistens theils entschuldigen lassen, weil sie nicht fähig genug wären Mitglieder in unserer Gesellschaft abzugeben. Einer von den Eingeladenen hat uns sagen lassen, er sey zwar in der That nur 2 Ellen hoch, sein Schuster und Peruquenmacher aber hätten ihm einen Zusatz von 2 Daumen breit versprochen. Ein anderer führte an, er habe das Unglück, daß ihm ein Bein länger als das andere sey, und daß die, so ihn vor 2 Ellen lang gehalten,

D

halten,

halten, ihn zu der Zeit müßten angesehen haben, wie er auf dem kargen Beine gestanden. Denn wenn er auf sein langes Bein trete, sey er wirklich 2 Ellen, zwey und $\frac{1}{2}$ Daumen lang. Einige sind so weit in ihrem eiteln Verfahren gegangen, daß sie unser gegebenes Maas vor eine rechte Manns-Länge gehalten, und an statt eine tüchtige Antwort von sich zu geben, uns von andern Personen benachrichtiget haben, die noch kleiner sind als sie. Mit einem Wort, alle kleinen Leute dieser grossen Stadt, eine sehr geringe Anzahl ausgenommen, haben ihre kleine Gestalt nicht gestehen wollen, sondern uns entweder zu einem Nachbar oder Bekanten gewiesen, den sie vor viel kleiner hielten. Was ist das nicht vor Schande, daß Leute, denen ihr Bart sagt daß sie schon Männer sind, sich eben solcher Ausflüchte bedienen, als eingebilbete Kinder, die sich nicht gegen einander wollen messen lassen? Seit kurzem sind wir damit fertig worden, daß wir den Saal nach unserm Gutdüncken, und den Hausrath nach unserer Gestalt haben einrichten lassen. Wir haben nunmehr alle Lehn-Sessel, Stühle und Tische hinaus thun lassen, deren sich die grossen Leute, lange Zeit vor uns bedienet haben; wegen der wunderlichen Zufälle, denen wir unterworffen gewesen, so lange wir dieselben gebrauchet. Der ganze Leib unsers Herrn Präsidenten war in einem Arm-Sessel wie vergraben, und wenn er bisweilen auf beyden Seiten die Hände hervorstreckte, sahe er, zu grosser Verringerung des seiner Würde gemässen Ansehens, einem Kinde gleich, das man in einem Lauf-Stuhl eingesperret hat, um gehen zu lernen. Dieser Lehn-Stuhl war über das so weit, daß ein loser Vogel daher Gelegenheit nahm zu behaupten, es sey solcher, ohnerachtet der Herr Präsident darinnen ganz ausgebreitet saß, ganz ledig. Ferner war unser Tisch so hoch, daß, da ungefehr jemand ins Zimmer kam, als wir uns zum Essen gesetzt hatten, und fast mit dem Kinne auf dem Teller lagen, er glaubte, wir erwarteten ein duzent Balbierer um uns die Härte bußen zu lassen. Zu einer andern Zeit geschah es, daß eines von unsern Mitgliedern sich unterstunde, von dem Hn. Präsidenten übel zu sprechen, weil es glaubte, daß er nicht zugegen wäre, da er nur von einer grossen Bouteille Florentiner-Wein verdeckt war. Dieses waren mehr als zu wichtige Ursachen, uns zur Veränderung unsers Hausraths zu bewegen. Wir haben auch noch eine Veränderung beschloffen, die nicht weniger wichtig ist, nemlich unsere Saal-Thüre niedriger machen zu lassen, daß niemand, der über 2 Ellen lang ist, hinein gehen kan, ohne sich an den Kopf zu stoßen: Denn so wird sie künftig ganz allein vor uns seyn, und vor die Leute, so die gehörige Länge haben, die Ehre unserer Gesellschaft zu genießen. Die vornehmsten Verordnungen unserer Gesellschaft, sind folgende:

1) Wenn jemand von unsern Mitgliedern, er sey so geschickt, als er immer wolle, sich der Kunst, sich zu erhöhen bedienet; oder wenn jemand unter einem grossen Haufen Volcks auf den Zähnen gehet, um den andern Leuten gleich groß zu scheinen; oder, wenn er sich heimlich etwas unters Stuhl-Küssen leget, um grösser zu scheinen, der soll einen Monat lang Schurke ohne Absätze tragen.

2) Wenn ein Mitglied sich durch seine Peruque, Hut, Schuhe oder übrige Kleidung helfen will, um grösser zu scheinen als er ist, der soll rothe Absätze und eine rothe Feder tragen damit man seine wahre Grösse von der angenommenen unterscheiden, und ihn nicht mit seinem Hut oder seinen Schuhen vermischen möge.

3) Wenn ein Mitglied zu seinem eigenen Gebrauche ein Pferd kauft, das höher als $\frac{1}{2}$ Faust

Fauft ist, so soll es verkauft werden, und er soll an dessen Statt ein Kleinets bekommen, das übrige Geld aber soll zum Schmause in der Gesellschaft angewandt werden.

4) Wenn sich ein Mitglied unterstehen sollte, die Grund-Gesetze der Gesellschaft so gar zu verachten, daß er sich Absätze machen ließe, die höher als $1\frac{1}{2}$ Daumen wären, der soll des Lasters der Beleidigten Kleinigkeit schuldig seyn, und ohne Aufschub aus der Gesellschaft gejaget werden.

NB. Die Formel, deren man sich bey Verjagung eines Mitglieds bedienen soll, lautet also: Gehe aus vor uns, und sey groß, wenn du kanst.

Die allgemeine Meynung unserer Gesellschaft ist diese; weil es nicht zu läugnen ist, daß das menschl. Geschlecht von Anfang der Welt bis hieher an Statur abgenommen, so müsse die Absicht der Natur seyn, daß der Mensch klein seyn solle. Daraus schliessen wir, daß wir viel vortreflicher als alle andere sterbliche seyn müssen, weil wir schon jetzt zu derjenigen Vollkommenheit gelanget sind, zu welcher erst mit der Zeit die andern alle gelangen müssen. Sollten Dieselben unsere Meynungen und Anstalten billigen, will ich mir ein Vergnügen machen, Ihnen inskünftige mehrere Nachricht hievon zu geben. Vorist habe die Ehre mich zu nennen

Meines Hochgeehrtesten Herrn Biedermanns

Hamburg den 9 Jul. 1728.

gehorsamster Diener

Zebedäus Cypritink's.

Ich trage selbst ein Verlangen in diese Hamburgische Gesellschaft mit aufgenommen zu werden. Aus dem 5ten meiner Blätter wird man schon einiger maßen wissen, daß ich nicht groß bin: igo aber, da ich mich messe, finde ich, daß ich gerade 2 Ellen und 2 Zolle in der Länge habe. Die zwey Zolle kommen von meinen Absätzen her, die ich aber der Gesellschaft zu Liebe ablegen will. Da ich auch besage der von mir vorhin angeführten Beschreibung ein wenig lahm bin, so verspreche ich allezeit in den Versammlungen der Gesellschaft auf dem kürzesten Beine zu stehen; damit es nicht scheine, als ob ich mich über die andern erheben wollte. Ich hoffe ehestens Nachricht zu bekommen, ob man mich vor würdig gehalten, in dieselbe aufgenommen zu werden.

Den noch vorhandenen Platz weiß ich nicht besser anzufüllen, als durch das andere Schreiben, so ich neulich nach Constantinopel abgelassen. Es ist an den Mustfi, oder obersten Geistlichen in dem ganzen Türckischen Reiche gerichtet, der sich denen vom Groß-Bezier gemachten guten Anstalten, im Absehen auf die Buchdrucker-Kunst, wiedersehet. Ich suche ihn also vor einem so unanständigen Vorhaben abzuhalten; indem ich ihm folgende Vorstellungen thue. Sein Titel heißt:

Dem Vollkommenen, Hochwürdigsten, Fürtrefflichen, Hochgelahrtesten und Großmögenden Herrn, der mit einer heiligen Seele und einer demüthigen Hervorragung begabet ist, einem Sohne und Nachfolger des Lehrers aller Lehrer in der Muhamedischen Religion, der die Secte der freywilligen Wohlthaten Gottes verherrlicht, und lauterwichtige und hohe Dinge im Schilde führet. Der die Fundgrube aller Tugend und Beredsamkeit ist, und das erlaubte von dem verbotenen auf einer Wageschaale unterscheidet; der alle Zweifelsknoten

Knotten mit seiner hohen Scharfsinnigkeit auflöset; dem Herrn der Weisen, die sich sehr tief ins Meer der Gelehrsamkeit versenken; dem Muster fürtrefflicher Seelen, die sich enthalten können; dem Erben der Propheten und Apostel; dem Beweise der Wahrheit bey allen Menschen; dem grossen Muffti (d. i. Rathgeber) aller schweren Dinge, der die Fustapfen des Omars und Abubeckers erwecket, dem Fürstehet der Gelehrten und Liebhaber der Tugendhaften, der Hölle der Armen und Zuflucht der Schwachen &c.

Gott erhöhe seinen Zustand in der Hoheit.

Es nimmt uns Abendländern sehr Wunder, daß ein so erleuchtetes und heiliges Haupt der ganzen Muhamedischen Kirche, sich einer so löblichen Anstalt, als die Buchdruckerey ist, mit solchem Eifer wiedersetzet, und dadurch selbst dem Muselmännischen Glauben ein Hinderniß in den Weg legt, daß er weder von seinen Anhängern recht verstanden, noch bey seinen Feinden bekannt werden kan. Daß diese nützliche Kunst, die Fortpflanzerin aller Künste, die Hebamme der Weisheit, und Erhalterin aller Wissenschaften bißhero in dem mächtigen Ottomannischen Reiche nicht eingeführet gewesen, das haben wir einem besondern Verhängnisse Gottes zugeschrieben. Wir haben gedacht, eure Hochwürdige Heil. würden diese Erfindung unsrer Deutschen sehr gern bey sich bekannt gemacht, und zur Ausbreitung der Wahrheit und Tugend angewandt haben, wenn sich solches vieler Umstände halber hätte bewerkstelligen lassen. Iho aber erhellet gerade das Gegentheil. Eure Hochw. Heil. sind viel zu erleuchtet, als daß Sie nicht sehen sollten, wie vielen Abbruch die Hinderung eines so erspriesslichen Werckes der Muselmännischen Religion thun werde. Es fehlt ja in derselben so wenig an Spöttern als in der unsrigen: und was werden dieselbe nicht vor einen Vorwand ihres Unglaubens in der Unterdrückung der Mittel zur Gelehrsamkeit zu finden vermeynen? Man will uns in der Blindheit erhalten, werden sie sagen: da man uns die Gelehrsamkeit nicht gemein machen will. Wir sollen nicht klug werden, damit wir nicht die Schwäche der Religion, und die Nichtigkeit des Aberglaubens einsehen sollen, dazu uns die Pfaffen verleiten! Urtheilen nun eure Hochw. Heil. ob Sie dadurch nicht den Alcoran in den Verdacht setzen, er könne die Prüfung der Vernunft nicht ausstehen, und müsse nur von dummen Köpfen blindlings geglaubet werden. Erwegen Sie aber dabey was dero Religion selbst vor Vortheile von der Buchdrucker-Kunst ziehen wird. Man wird ja dero Gesetz-Buch mehr unter die Leute bringen: Man wird die Erklärung desselben dem gemeinen Volcke in die Hände geben; man wird dem geistlichen Stande den Weg zur Gelehrsamkeit bahnen; und ihn also geschickter machen, seinem Amte recht vorzustehen. Bey uns hat gewiß die Buchdrucker-Kunst der Religion unsres Messia die herrlichsten Vortheile gebracht; und je gelehrter bey uns jemand ist, je besser er seinen Verstand durch allerley Wissenschaften aufgekläret hat, desto geschickter ist er ein lehrhafter Schüler Christi zu werden. Ist es mit der Türckischen Lehre anders bewandt; so ist dieses ein schlechtes Zeichen vor sie. Muß denn der Glaube Mahomets nur von unwissenden und blinden Pfaffen geprediget werden? Besteht denn die Muselmännische Religion in bloßem Fasten und Waschen und andern dergleichen Ceremonien? Oder hat dero grosser Stifter auch gewollt, daß seine Anhänger Gott den Schöpfer der Welt, sich selbst und ihre Pflichten solten kennen lernen? Eure Hochw. Heil. wissen dieses alles besser als ich; darum will ich abbrechen und benenselben aus aufrichtigem Herzen solche Entschüssungen anwünschen, die zur Ausbreitung der Vernunft und Tugend das meiste beytragen werden. Ich habe die Ehre &c.

Der
Bieder mann.

57

Fünf und sechzigstes Blatt 1728 den 2 August.

H O R A T I U S.

Et verae numerosque modosque edicere vitae.

In großer Vorzug den die Tugend vor dem Laster hat, ist unstreitig dieser, daß die Abschilderung der Unschuld auch so gar denen gefällt, so selbst ihre Schüler nicht sind: Die Beschreibungen der Bosheit aber den Bösen selbst ganz abscheulich vorkommen. Die Weltweisen wissen die Ursachen davon aus dem innern Wesen des einen und des andern her zu leiten. Sie zeigen, daß die Tugend eine innere Schönheit an sich habe, welche die Herzen gewinnt, so bald sie empfunden wird; das Laster hergegen seiner Natur nach so heßlich sey, daß es nothwendig mißfallen muß, so bald man es in seiner eigentlichen Gestalt erblicket. Die Betrachtungen so sie darüber anstellen sind gründlich, können aber ihrer völligen Stärke nach nur von denen recht verstanden werden, die sich in philosophischen Wahrheiten fleißig geübt, und im Erklären und Beweisen einige Fertigkeit erlanget haben.

Ganz andre Dienste können die Poeten dem menschlichen Geschlechte thun, wenn sie Weltweise zugleich sind; das ist, ihre Vernunft und ihren Willen gebessert haben. Sie haben eine Gabe die tiefsinnigsten Wahrheiten der Philosophie und Moral auch unstudirten Leuten begreiflich zu machen. Anstatt subtiler Vernunft-Schlüsse, die dem meisten Theile der Menschen mager und trocken vorkommen, erdencken sie lebhaftte Bilder, die besser in die Sinne fallen. Sie gebrauchen die Fabel zum Dienste der Wahrheit, und erklären dadurch die wichtigsten Lehr-Sätze der Weisheit oft viel deutlicher auf etlichen Blättern, als mancher tiefsinnige Grübler in vielen Folianten gethan haben würde. Was dieser noch so scharfsinnig saget und noch so unumstößlich erweist; das schildert jener ab, und machet es so zu reden handgreiflich. Er mahlet die Tugend so reizend, und das Laster so garstig, daß jene bey allen Hochachtung und Liebe, dieses hergegen nichts als Eckel und Abscheu in den Gemüthern der Menschen wircket.

Ich weiß wohl, daß nicht alle Poeten, die man insgemein mit diesem Nahmen beehret, der Wahrheit und Tugend solche Dienste thun, das macht aber, daß nicht alle Verßmacher Philosophen, oder vernünftige und tugendhafte Männer sind. Eben deswegen sollte man sie dieses hohen Ehren-Titels nicht würdig schätzen: Denn alle Verständige halten es in diesem Stücke mit dem klugen Strabo, wenn er in seinem I. Buche sagt: Kan man sich wohl einbilden, daß der Geist, die Stärke und die Gürtrefflichkeit eines wahren Poeten in sonst was, als in der genauen Nachahmung des menschlichen Lebens, durch eine abgemessene Rede bestehe? Wie soll er aber das Leben recht nachahmen, wenn er selbst das Maas und die Regeln desselben nicht kenne; auch sich selbst nicht durch Klugheit und Verstand zu regieren weiß? Denn wir haben ja in der That von einem Poeten einen ganz andern Begriff, als von einem schlechten Handwercksmanne

Die Materialien desselben womit seine Kunst beschäftigt ist, sind leblose Steine und Hölzer ohne Leben, Adel und Schönheit: da sich indessen die Poesie mit dem Menschen und seinen Sitten bemühet; daß also des Poeten Fürtrefflichkeit und Tugend natürlicher weise mit der Fürtrefflichkeit des Menschen, und dessen hohem Werthe verknüpft ist. Dergestalt ist es unmöglich, daß derjenige ein guter Poet seyn kan, der nicht vorher ein vernünftiger und rechtschaffener Mann ist.

Wie nun diese Poetischen Schilderungen der Tugenden und Laster hauptsächlich in Helden = Gedichten, Schauspielen und Satiren vorzukommen pflegen; so sind doch die andern Gattungen der Gedichte davon nicht ausgeschlossen. Ein geschickter Dichter wird überall seinen Character beobachten, und in allem was er schreibt sich angelegen seyn lassen, nach dem Muster der alten Poeten ein Lehrer der Weißheit und Tugend zu werden. Wenn er das thut so ist seine Muse werth eine Göttin zu heißen, denn ihre Beschäftigungen sind göttlich. Wenn sie aber durch Schmeicheleyen die Lasterhaften erhebet, der Wollust dienet, oder um eines Stücke Brodts halber die Tugend verräth; denn wird sie eine niederträchtige Bettlerin, ja eine boshafte Schandbubin, die nicht auf den Parnasß der Weisen; sondern in den Abgrund der Thoren gehöret.

Unter die kleinern Gattungen der Gedichte gehören sonderlich auch die Schäfer = Gedichte. Diese Art der Poesie ist gerade das Gegentheil von der Satire; denn wie diese das Laster abscheulich und lächerlich vorzustellen suchet; so bemüht sich ein Poet unter dem angenehmen Bilde des unschuldigen Land- und Schäfer = Lebens die liebliche Gestalt der Tugend, und die ruhige Glückseligkeit ihrer Liebhaber abzubilden. Man mercke sich diese Beschreibung der Hirten = Gedichte; damit man nicht davor ansehe, was nirgends weniger als dahin gehöret. Insgemein hält man alle Poesien darinnen von Schaafen und Böcken, von Kühen und Ochsen, und andern dergleichen Merckmahlen des Land = Lebens gehandelt wird, vor Schäfer = Gedichte: aber ganz fälschlich. Milch und Butter, Ziegen- und Quarckkäse, Hunde und Stäbe machen das Wesen dieser Art von Poesie nicht aus. Beschreibet eure Heerden und Trifften, eure Auen und Felder, eure Bäche und Blumen noch so schön. Mahlet eure Berge und Thäler, Hürden und Ställe noch so künstlich ab. Last eure Schäfer und Schäferinnen sich mit rothen und blauen Bändern puzen, mit Körben und Kränzen beschencken, mit allerley Spielen und Tänzen belustigen. Das alles wird nach Gelegenheit schön, auch natürlich, auch angenehm werden können; aber doch die wahre Schönheit eines Schäfers = Gedichtes nicht erreichen. Schildert uns aber ein unschuldiges Volk, welches in einer ungestörten Freyheit, ohne Obrigkeit und Gesetze, in einer fruchtbaren Landschaft, unter einem gütigen Himmel, der Früchte des Friedens genießet; den Stolz und Pracht der Höfe nicht kennet; von der Wollust grosser Städte nicht weiß; Geiß und Bücher nicht nennen gehöret; und mit wenigem zufrieden ist. Schildert uns ein tugendhaftes Geschlecht, welches weder dumm noch gelehrt; weder grob noch galant; weder Bäurisch noch Städtisch ist. Kurz, mahlet uns eine Familie aus dem Stande der Unschuld, oder wie die Poeten reden, aus dem güldenen Weltalter ab; und mischet alsdamm die oberwehnten Merckmahle des Landlebens mit hinein: So werdet ihr ein warhafftes Schäfer = Gedichte zu Stande bringen. Dadurch werdet ihr der Tugend den Dienst thun, daß sie in ihrer wahren Schönheit vor den Menschen erscheinen, und durch ihre Reizungen selbst die Augen ihrer Feinde an sich ziehen wird.

Ich habe vor vierzehn Tagen eine Probe eines solchen Schäfer-Gedichtes aus einem alten Griechischen Scribenten mitgetheilet, welches meines Erachtens zum Muster dessen dienen kan, was ich bisher davon gefaget habe. Ich will ich die Fortsetzung davon, oder das andere Buch der Liebes-Geschicht von Daphnis und Chloë hieher setzen. So lautet sie:

Indessen war die Weinlese eingefallen; Daphnis und Chloë aber bekamen so viel dabey zu thun, daß sie weder Zeit hatten wie gewöhnlich ihre Heerden zu weiden, noch Gelegenheit finden konnten einander ungehindert zu sprechen. Man gab viel zu genau acht auf sie, als daß sie sich so vertraulich hätten unterreden können, als sonst. Die allerartigsten Mädchen welche mit bey der Weinlese waren, warfen ein verliebtes Auge auf den Daphnis, und wenn sie ihn loben wollten, hieß es: Er wäre so schön als Bacchus. Die Jünglinge hingegen ließen Chloë manch süßes Wort, gleichsam von ungefehr hören, und hüpfeten hinter ihr her, wie die Satyren um den Gott Pan. Ja sie sagten zuweilen, daß sie sich gerne in Schaaf verwandeln wollten, wenn sie nur von einer so liebenswürdigen Schäferin sollten geweidet werden.

Als die Weinlese aus war, stund es ihnen wieder frey zu ihrer gewohnten Lebensart umzukehren. Sie scherzten mit einander wie ein paar junge Rehe, als einesmahls ein alter Greis zu ihnen kam. Er trug einen Ziegen-Fels am Leibe; hatte hölzerne Schuhe an, und einen alten Ocker-Sack am Halse hengen. Dieser setzte sich zu ihnen und redete sie folgender massen an: Liebe Kinder, ich bin der alte Philetas, der den Nymphen zu Ehren manches Lied gesungen hat, und komme hieher euch zu sagen was ich gesehen; und euch zu verkündigen, was ich gehöret habe. Ich habe einen schönen Obstgarten, den ich mir selbst gepflanget habe. Ungefehr zu Mittage, sahe ich auf meinen Granat-Bäumen einen kleinen Knaben, der etliche Granat-Äpfel in Händen hielt. Er war weiß wie Milch, roth wie Feuer, und so reinlich und sauber, als ob er nur aus dem Bade käme. Er war nackt, er war ganz allein, und belustigte sich an meinen Früchten, die er so frey abbrach als wenn mein Garten ihm selbst zu gehöret hätte. Ich lief hin und wollte ihn haschen, weil ich besorgte, er möchte mir etliche Zweige zerbrechen, so wild und flattricht war er: allein er entwichte mir aus den Händen, und versteckte sich bald unter den Rosenstöcken, bald hinter den buntem Mohn, wie etwa ein junges Rebhühnchen thun würde. Endlich als ich ganz matt und müde war und mich auf meinen Stab lehnte, um zu sehen; daß er mir nicht davon ließe; fragte ich ihn zu welchem von unsern Nachbarn er zugehörete, und aus was Ursachen er in einen fremden Garten käme die Früchte zu pflücken? Darauf näherte er sich zu mir, steng aufs zärtlichste an zu lächeln und warf mich mit Granat-Kernen; wodurch mir das Herz, ich weiß nicht wie, erweicht und so sehr gerühret ward, daß ich nicht mehr böse seyn konnte. Ich bat ihn er solts nur dreiste zu mir kommen, und sich nicht fürchten, ja ich schwur ihm, daß ich ihn mit Äpfeln und Granaten wieder von mir lassen wollte, sobald er selbst wollen würde; er sollte mir nur ein Küßchen geben. Allein darüber hub er abermahl an mit einer lieblichen, lustigen und sehr artigen Manier zu lachen, ließ auch eine so angenehme Stimme dabey hören, daß weder eine Schwalbe, noch eine Nachtigall, noch ein Schwan, gekost, daß er so alt wäre als ich, dergleichen haben kan.

Philetas sprach er, mir würde es wenig Mühe machen dich zu küssen; aber siehe dich wohl vor, ob dasienige was du von mir bittest, eine Gefälligkeit sey, die sich vor dein Alter schicket. Dein graues Haupt wird dich nehmlich nicht hindern, daß du nicht ein brennendes Verlangen tragen solltest mir zu folgen, sobald du mich geküßet hättest. Aber es ist weder ein Adler noch ein Falke zu finden, er mag so flüchtig und leicht seyn als er will, der mich verfolgen kan. Ich bin kein Kind, ob ich gleich so aussehe: Ich bin älter als Saturnus, und kenne dich von deiner Jugend auf. Du pflegtest hier nicht weit eine schöne Heerde Kinder zu weiden, und ich war bey dir, da du unter den Buchen auf deiner Pfeife spieltest, und in die schöne Amarillis verliebt warest. Aber du sahest mich nicht, ob ich gleich allezeit bey deiner Geliebten war. Ich regiere ich auch Daphnis und Chloë, und nachdem ich sie zusammen gebracht habe, komme ich ein wenig in deinen Garten, wo ich mich an den Bäumen und Blumen ergeße, die du gepflanget hast. Ich wasche mich in diesen Brunnen, woher es denn kommt, daß alle Pflanzen und Blüten in deinem Garten so schön anzusehen sind;

sind; weil sie nehmlich mit dem Wasser besprenget werden, darinnen ich mich gewaschen habe.

Sobald er dieses gesagt hatte, flog er auf einen Baum, und hüpfte nicht anders als eine kleine Nachtigall thun würde, von einem Aste auf den andern durch die Blätter; bis er auf die oberste Spitze kam. Ich sahe seine kleinen Flügel, seinen kleinen Bogen und seine Pfeilchen im Köcher auf der Schulter hengen, und darauf verschwand er. Lieben Kinder, ich versichere euch daß ihr beyde der Liebe gewidmet und ergeben seyd, und daß Amor vor euch sorget.

Sie fragten ihn hierauf, was Amor eigentlich wäre, ein Kind, oder ein Vogel; und was vor Macht er hätte? darauf sieng Philetas von neuem an: Amor ist eine Gottheit, aber ein junges und schönes Kind, welches Flügel hat. Daber mischet er sich gern unter junge Leute, suchet die Schönheiten auf, hilft die Herzen stehlen, und hat soviel Gewalt, daß Jupiter selbst ihn fürchtet. Er herrscht über die Elemente, über die Sterne, und über alle, die eben sowohl Götter sind als er. Alle Blumen sind ein Werck Amors; alle Pflanzen und Bäume hat er gemacht. Ich selber bin sonst jung gewesen und habe Amarillis geliebt: aber damahls dachte ich weder ans Essen noch ans Trinken, und hatte keine Ruhe. Es ist keine Arzney noch sonst ein Mittel welches die Wunden der Liebe heilen könnte. Amor selbst ist allein vermögend Hülfe davor zu schaffen.

Nachdem ihnen Philetas diese Wunder erzehlet hatte, gieng er davon. Die beyden jungen Verliebten blieben also allein, und da sie vorhin niemahls von der Liebe was gehört hatten, besanden sie sich nunmehr weit unruhiger als vormahls: weil Amor sie iso weit heftiger zu rühren anfieng. Als sie beyde nach Hause gekommen waren, huben sie an sich selber dasjenige zu erzehlen was sie in ihren Herzen fühlten; sammt dem allen, was sie von dem Alten gebret hatten. Sie sprachen bey sich selbst: die Liebhaber sind voller Schmerzen; wir auch: Sie fragen nichts nach Essen und Trinken; wir auch nicht: Sie können nicht schlafen; uns geht es eben so: Sie bilden sich ein, daß sie brennen; und ich glaube wir haben lauter Feuer im Leibe: Sie wünschen sich einander zu sprechen; und wir können um dieser Ursache halber kaum den Morgen erwarten. So ist denn dieses die Liebe! Wir lieben also einander, und wußten es nicht einmahl.

Sie unterredeten sich oftmahls von dieser Materie, als eine neue Begebenheit ihre unschuldische Ergesungen unterbrach. Es waren etliche junge Leute aus der Stadt Methymnus auf die Küsten der Insel Metelin gekommen, zu jagen, und hatten ihr Schiff mit einem Seile von Weidenreisern ans Ufer gebunden. Die Ziegen des Daphnis zerbissen diese Reiser, und das Rahm entfernte sich sehr weit vom Ufer. Die Jäger wurden solches gewahr und hielten sich an den Daphnis; würden ihn auch wohl umgebracht haben, wenn ihm nicht Chloë zu hülfe gekommen wäre; welche ihn durch den Beystand der Nachbarn aus den Händen dieser Wütenden errettete.

Als die jungen Leute nach Methymnus zurücke kamen, versammelten sie den Rath der Stadt, und beklagten sich wegen des vermeyneten Unrechts, so ihnen von den Mityleniern geschehen war. Auf ihr Angeben schickte man einen Hauptmann mit zehn Galeeren ab, die Küsten von Mitylene zu plündern. Er gehorchte alsofort, und des folgenden Tages that er daselbst eine Landung, machte viel Beute, darunter auch die Heerde der Chloë ja sie selbst mit begriffen war. Kaum hatte Daphnis Nachricht davon bekommen, als er voller Thränen zur Höle der Nymphen lief, sich zu den Füßen ihrer Bilder warf, und den Pan um die Befreyung seiner geliebtesten Chloë anrief.

Sein Gebet ward erhört: denn den Augenblick ward die Flotte der Methymnier durch unzählliche Wunderzeichen beunruhiget. Pan selbst erschien dem Hauptmanne, mit Rahmen Briara, und drohete ihm daß er mit seiner ganzen See-Macht, zu Grunde gehen sollte: wo er nicht Chloë und alles was er den Mityleniern geraubet hatte, wiedergeben würde. Der Hauptman unterstund sichs nicht dem Befehle dieses Gottes ungehorsam zu seyn, brachte den Raub selbst wieder und erstattete den Mityleniern den ganzen Schaden, den er auf ihren Feldern verursacht hatte. Wie erzühlet waren nicht damahls unsre Liebhaber vor tausend Freuden, als sie sich wiederum bey einander sahen!

Wie sie aber sehr gottsfürchtig waren, so leiteten sie den Nymphen und dem Pan zu opfern: um diesen beschützenden Gottheiten vor alle die Gnade zu danken, die sie von ihnen empfangen hatten: und schwuren sich in ihrem Tempel einander eine ewige Liebe zu.

Ende des andern Buchs.

61

Der
Biedermann.

Sechs und sechzigstes Blatt 1728 den 9 August.

H O R A T I U S.

Infanientis dum Sipientiae
Consultus erro; nunc retrorsum
Vela dare, atque iterare cursus
Cogor relictos.

Woh habe schon lange meines Wahrsagers Alogius mit keinem Worte gedacht: und das wird vielleicht einige meiner Leser zweifelhaft gemacht haben, ob ich ihn noch bey mir hätte; oder ob ich ihn gar jemahls bey mir gehabt? Ich muß also beyderley Gedancken durch folgende Nachricht aus dem Wege räumen. In der That ist er noch bey mir verhanden, wird auch wohl lebenslang bey mir bleiben; weil ich ihn in allen Stücken versorge und keine Noth leiden lasse: Nicht zwar weil er ein Wahrsager ist; sondern weil er nunmehr aufgehört einer zu seyn.

Da er nehmlich die Zeit her gesehen, daß er seinen bequemen Aufenthalt bey mir gefunden, und auf die wenige Zeit seines Lebens die noch übrig seyn möchte, nachdem er nehmlich das 70ste Jahr bereits zurücke geleyet hat; vor Nahrung und Kleider nicht zu sorgen haben würde: hat er mir endlich sein Herz ausgeschüttet, und mit völligem Vertrauen entdeckt, daß seine bisherigen Wahrsagerereyen lauter Betrug gewesen. Wir giengen einmahl im Felde mit einander spaziren, als er mich unvermerckt zu seinem Bekennnisse vorzubereiten suchte, indem er mich folgender gestalt anredete.

Mein Herr Biedermann, sprach er, seit der Zeit ich mich bey ihnen aufgehalten, habe ich so viele Proben ihrer Redlichkeit wahrgenommen; daß ich mir ein Gewissen mache, sie länger zu hintergehen. Eine Aufrichtigkeit ist der andern werth, und da ich von der Ihrigen durch ungezweifelte Gründe überführet worden, so wäre ich ihrer bisherigen Wohlthaten unwürdig, wenn ich noch länger betrüglich mit ihnen handeln wollte. Mein Alter ist ohne dem so hoch gestiegen, daß ich mehr Ursache habe an den Tod zu gedencen, als die leichtgläubige Welt länger durch eitle Wissenschaften zu äffen, die ich doch selbst nicht glaube. Ich habe auch das Vertrauen zu ihnen, daß sie mich dieses Geständnisses wegen nicht weniger, als um meiner vermeynten Wahrsager-Künste halber, ihrer Gewogenheit würdig schätzen werden. Sie können mich sonst in ihrer Haushaltung mit andern Dingen beschäftigen. Es ist mir eine Ehre ihr Bedienter zu seyn; Aber ich schäme mich, länger ihr Wahrsager zu heißen.

Diese Anrede meines Alten feste mich zwar von Anfang in eine grosse Verwundung; doch gefiel mir die Aufrichtigkeit, so aus seinen Mienen fast noch mehr, als aus den Worten erhellete, so sehr, daß ich ihn versicherte; er sollte mir nur getrost seine Gedancken eröffnen und nicht besorgen daß ihm seine Redlichkeit zum Schaden gereichen würde. Ich

liebe die Wahrheit, sprach ich, und schätze ehrliche Leute über alles: Erzehlet mir also ganz frey wie ihr zu solchen Wahrsagerereyen gekommen, und warum ihr dieselben so lange getrieben habt? Hierauf hub er an mir folgendes zu antworten:

Ich bin zwar kein Zigeuner von Geburt, habe aber von Jugend auf eine sehr abergläubische Auferziehung gehabt. Mein Vater war ein Erz-Cabbaliste, welcher mir von meiner ersten Kindheit an alle die Afsanzereyen gleichsam spielend beibrachte. Er lehrte mich die Chiromantie, Astrologie, Punctir-Kunst und Cabbala selbst, so gut er sie verstund, und da ich sahe, daß er in geheim mit diesen Künsten viel verdiènete, so ließ ich mirs gefallen die Wissenschaften zu lernen, die mir demahleins Brodt bringen sollten. Zu gleicher Zeit aber lernte ich auch die Lateinische und Französische Sprache, denen ich es zu dancken habe, daß ich endlich wieder zu Verstande gekommen. Denn im Anfange glaubte ich selber ganz ernstlich, daß alle meine Künste unfehlbar wären. Und das war kein Wunder. Ich hatte allezeit mit der größten Ehrerbietung davon reden gehöret, und fast mit keinem einzigen zu sprechen Gelegenheit gehabt, der mir Einwürfe dargegen gemacht, oder die Gewißheit meiner Regeln in Zweifel gezogen hätte. Alle Leute die sich zu mir schlugen und meines Raths begehrten, waren noch abergläubischer als ich, und schätzten meine Wissenschaft immer um desto höher, je weniger sie davon verstunden. Diese Hochachtung nun bestärkte mich so viel mehr in meiner Thorheit, da diejenigen, bey welchen ich sie antraf, mehrentheils Leute von gutem Scande und großem Vermögen waren. Zu diesen hielt ich mich auch am liebsten, weil sie mir meine Mühe besser belohnen konnten als die Armen; ich aber nach dem Tode meines Vaters mein Brodt damit verdienen mußte.

Ich muß noch oft bey mir selber lachen, wenn ich bedencke, was vor seltsame Fragen mir oftmahls vorgeleget wurden. Wenn jemand aus Geiz in die Lotterie setzen wollte; so fragte er mich zuvor ob er auch was gewinnen würde? Wenn mancher eine Heyrath im Sinne hatte, ließ er sich bey mir auspunctiren, ob es ihm damit gelingen dörfte? was vor Hindernisse und Vortheile dabey zu beobachten wären? u. s. f. Mancher Advocat befragte mich wie seine Proceffe ablaufen würden? Mancher Vater wollte wissen, ob sein Sohn ein Kaufmann, Soldat oder Gelehrter werden solle? und was der Thorheiten mehr waren, die in einer so grossen Stadt als Amsterdam ist, häufig bey dem reichen und armen Pöbel im Schwange giengen. Ich mochte nun mit meinen Künsten solche Antworten hervorbringen als ich wollte, so hatte ich allezeit das Glück, daß zum wenigsten etwas davon eintraf, oder daß es doch nach Beschaffenheit der Umstände denen Fragenden wahrscheinlich vorkam. Man kam meinen zweydeutigen oder dunkeln Antworten mit guten Erklärungen zu statzen, und half mir auch alsdenn aus Noth, wenn ich ganz offenbar geirret hatte. Zuweilen versah ich was wieder die Regeln der Kunst, aber meine Prophezeihungen trafen eben so gut, als wenn ich alles recht gemacht hätte. Zuweilen hatte ich nichts versehen; allein meine Weissagung ward doch zu Schanden: Wiewohl ich eben deswegen mich einer grossen Bescheidenheit dabey bedienete, und meine Antworten nur allezeit vor Muthmassungen ausgab. Dadurch fand ich nun desto mehr Beyfall; und man lobte mich auch fogar wenn ich ge'ehlet hatte. Kurz, ich befand es an mir wahr, was ich nach der Zeit in einem Französischen Poeten gelesen habe:

Un sot trouve toujours, un plus sot qui l'admire.

Es war nicht möglich meine Künste länger hinter einander zu treiben, und nicht auf den Verdacht zu gerathen, ob denn auch Dieselben einen guten Grund hätten. Einesmahls gerieth ich auf den Einfall meine Künste durch sie selbst zu probieren. Ich punctirte über die Frage, ob auch das Wahrsagen was abgeschmacktes wäre? Da ich nun alle mögliche Sorgfalt dabey angewandt und alles aufs genaueste dabey beobachtet hatte: hieß die Antwort: Ja. Dieses machte mich stusig: doch versüchte ichs zu andrer Zeit noch einmahl über die Frage: Ob ich auch ein Betrüger wäre? Die Antwort fiel wiederum zu meinem Nachtheil; und dadurch fieng ich an, mir selber nicht mehr zu trauen. Ich dachte so bey mir selbst. Entweder ist die Punctir-Kunst richtig, oder unrichtig. Ist sie richtig, so muß die Antwort, die nach Beobachtung aller Regeln dadurch gefunden wird, wahr seyn. Ist dieses, so muß ich ein Betrüger, und meine Wahrsageren eine Thorheit seyn: denn beydes habe ich auspunctiret. Ist aber die ganze Punctir-Kunst unrichtig; so ist ja ohne dem kein Staat darauf zu machen. So schloß ich bey mir selbst, und wußte mir doch weder zu rathen, noch auch mein Brodt anders zu verdienen: daher kam es, daß ich meinen Zweifel gegen niemand mercken ließ, sondern nach wie vor meinen Unterhalt dadurch zu erwerben suchte.

Mit der Zeit ward ich ein Christ, und kam in die Hände eines Geistlichen, der ein sehr vernünftiger Mann war. Er unterrichtete mich nicht nur in der Religion, sondern gab mir auch in philosophischen Wissenschaften einige Anleitung. Weil ich allezeit sehr neugierig gewesen bin, so durfte er mir fast nur die Bücher vorschlagen, die ich lesen sollte, und die kleinen Einwürfe beantworten, die ich ihm daraus machte. Ich war damahls zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahre; und also war es hohe Zeit, daß ich anfieng klug zu werden, ehe mich ein höheres Alter unfähig gemacht hätte was zu lernen. Ich trieb also eine zeitlang das Studiren, sonderlich ließ ich mir die Weltweisheit und Mathematic angelegen seyn, weil mein lieber Geistlicher mir solches gerathen hatte. Es würde zu lang seyn, wenn ich alle Bücher erzehlen wollte, die ich von der Art gelesen: so viel ist gewiß, daß ich nun allererst meine Augen aufzuthun begunnte. Ich fand, daß alle diese Schriften der christlichen und alten heydnischen Philosophen zehnmahl deutlicher und vernünftiger geschrieben waren, als alle meine Cabbalisten, Punctirer, Astrologen und Chiromanten. Ja ich begriff endlich den grossen Unterscheid zwischen den wahrhaftigen Mathematischen Wissenschaften und demjenigen, was ich bißher vor Mathematic gehalten hatte, nemlich Astrologie und Chiromantie: Indem ich sahe daß jene auf die Meß- und Rechen-Kunst gegründet waren, folglich alles aus den festesten Gründen herleiteten; diese hergegen auf lauter wunderlichen Einfällen beruheten, die gewiß aus einem seltsamen Gehirne ihren Ursprung mußten genommen haben. Dort war lauter Zusammenhang, Ordnung und Gründlichkeit; hier aber ein Mischmasch von unverständlichem Zeuge; fälschlich vorgegebenen Erfahrungen und unerwiesenen seltsamen Regeln. Und ich weiß nicht ob ich es meinem Naturelle, oder der guten Anführung meines Predigers, oder einer besondern Führung Gottes zuschreiben soll, daß ich zu einer Zeit nicht nur ein Christ, sondern auch ein vernünftiger Mensch geworden.

Bald darauf starb mein Lehrmeister, und da ich an ihm zugleich meinen Wohlthäter verlor, sonst aber nicht viel zu leben hatte, mußte ich aus Noth zuweilen die-

Diejenigen Künste wieder hervor suchen die mich vorhin ernähret hatten. Gott weiß wie ungern ich solches that; allein ich wußte mir nicht anders zu helfen. Oftmahls verwieß ich mirs selbst, daß ich die Leute in ihrem Aberglauben noch mehr bekräftigte; da ich doch nach meinem Erkenntnisse mich verbunden hielt sie davon zu befreien. Ich that auch zuweilen, wenn mich nicht die äußerste Noth dazu zwang, denen die mich befragten dergleichen Vorstellungen, daraus sie leicht sehen konnten, daß ich auf meine Künste selbst nichts hielt. Die meisten aber legten mir das vor eine löbliche Bescheidenheit aus, und ließen sich nur desto lieber von mir prophezenhen, weil sie mich vor einen vernünftigen Mann hielten. Viele aber ließen sich auch in der That auf bessere Gedanken bringen, weil es ihnen lächerlich vorkam, dasjenige zu glauben und darauf zu bauen was ich selber vor lauter Thorheiten erkannte.

Auf solche Weise nun habe ich mein Leben hingebracht, bis ich das Glück gehabt, zu ihnen, mein Herr Biedermann, verschrieben zu werden. Ich hatte schon vorhin einige Reisen durch Deutschland gethan, und etliche mahl Hamburg, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg, Augspurg und Wien gesehen. In wärender Zeit habe ich nicht nur die Deutsche Sprache gefasset, sondern auch bey müßigen Stunden manches gute Buch durchgelesen. Dadurch bin ich nun je mehr und mehr bestärket worden, daß es mit meiner ganzen Prophetischen Wissenschaft eine pur-lautere Betrügeren sey. Eben deswegen fällt mirs in die Länge unerträglich, auch Ihnen ferner meine Thorheit zu verhelen. Ich bitte Sie tausendmahl um Vergebung, daß ich sie so lange damit aufgehalten habe. Aber ich schätze mich doch glücklich, daß ich durch diese eitle Künste einen so wackern Mann zum Herrn bekommen habe. Sie können versichert seyn, daß alles was ich ihnen hiermit erzehlet habe, die lautere Wahrheit ist; denn ich würde ein Bedencken getragen haben mich dergestalt gegen Sie zu erklären, wenn ich mir nicht zugetrauet hätte, Sie durch umständliche Erzählungen von tausend andern Dingen völlig davon zu überzeugen. Bitten sie nur auch ihre Leser um Verzeihung, denen sie etliche mahl meine Thorheiten im Drucke vorgeleget haben. Sie mögen sich selber zuschreiben, wenn sie durch eine unnütze Neugierigkeit wegen des Künftigen, und ihre unverantwortliche Neigung zum Aberglauben, eine zeitlang geäffet worden.

Hiermit beschloß mein ehrlicher Alter sein aufrichtiges Bekännniß. Ich hatte ihm mit der größten Aufmercksamkeit zugehöret, und die ungezwungensten Merckmahle der Redlichkeit an ihm wahrgenommen. Es ist mir lieb, versetzte ich, indem ich ihm auf die Schulter klopfte, daß ihr mir euren kurzen Lebenslauf dergestalt erzehlet habe. Ich finde einen vernünftigen Mann an euch; und darum sollt ihr mir ins künftige noch lieber seyn, als bißher. Sorget nur vor nichts: Ich bin so sehr in Prophezenhungs-Künste nicht verliebt, daß ich nicht dem Verstande und der Weltweisheit einen grossen Vorzug einräumen sollte. So lange ich lebe, dürft ihr euren Aufenthalt nirgends anders als bey mir suchen.

Indessen war unser Spaziergang zum Ende, und als wir zu Hause von andern Geschäften wieder frey waren, fuhr er fort mir tausend andere Begebenheiten zu erzehlen, die alle dahinaus liefen, daß nichts thörichter sey, und leichter betrogen werden könne, als ein Mensch der gern das Künftige vorher wissen will.

Biedermann.

Sieben und sechzigstes Blatt 1728 den 16 August.

JUVENALIS.

Quippe aliter tunc orbe novo, caeloque recenti,
Vivebant homines,

Sie ich das dritte Buch von der Schäfer-Liebe des Daphnis und seiner geliebten Chloë kürzlich erzehle, muß ich folgendes Schreiben meinen Lesern vorlegen, welches von einer Materie handelt die sich wohl dazu schicket:

Mein Herr Biedermann.

Sie haben durch ihr neuliches Blatt von Schäfer-Gebichten unsre Leipziger ganz eingenommen. Ich weiß selbst verschiedene Personen, die gern an der Stelle ihres Daphnis seyn und mit einer schönen Chloë im Felde leben wollten. Es giebt auch manches Frauenzimmer die gern eine Schäferin würde, und ihren theuren Kopfsuß mit einem Strohhute verwechseln möchte; wenn man ihr nur ein halb dußend Corydons und Seladons zur Aufwartung mit ins Feld geben wollte. Doch das geht vor sich. Die Liebe zum Schäferleben hat sich schon bis auf einen unsrer Mahler erstreckt, welcher uns neulich bey einer gewissen Gelegenheit einen Schäfer und eine Schäferin auf eine rechte neue Manier abgemahlet. Ob er dabey seinen eigenen Einfällen gefolget ist, oder bloß den Entwurf eines andern ausgeführet hat, weiß ich nicht; aber mir hat beydes über die massen wohl gefallen, weil ich dergleichen noch nie gesehen. Jener heisset Alexis, und diese Galathee; beyde sind zwey Tage lang auf öffentlicher Gasse zur Schau gestellet worden, und waren so schön gemahlet, daß ich mich nicht enthalten kon, ihnen Nachricht davon zu geben, und sie mit aller möglichen Sorgfalt zu beschreiben.

Der Schäfer Alexis ist ein schwarzbrauner junger Mensch, etwa von 18. bis 20. Jahren; denn er hat noch keinen Bart. Auf dem Kopfe hat er ein kleines schwarzes Hütchen, nett aufgeschlagen, und mit einer goldenen Tresse besetzt: daher ich selbiges vor einen Preussischen Officier-Hut angesehen hätte, wenn nicht etliche blaue und rothe Federn darauf gesteckt hätten. Im Gesichte sieht er sehr melancholisch aus, als wenn er über die Härtigkeit seiner Schäferin verzweifeln wollte. Das Hemde am Halse ist ihm offen, so daß man die bloße Brust sieht, und er hat entweder keine Krause um gehabt, oder muß dieselbe vor Verdruß verlohren haben. Dieses letztere dünckt mich aber wahrscheinlicher zu seyn, weil im übrigen gar nichts nachlässiges an dem galanten Alexis zu spüren ist. Sein grün seidenes Camisol ist ihm wie auf den Leib gegossen, und mit kleinen Tressen und saubern Goldgesponnenen Knöpfen besetzt. Die engen Ermelchen hat er etwas aufgeschlagen, damit man theils das Cramoisin-rothe Taffet-Futter, theils die saubere Wäsche desto besser sehen möge, die von der geschicktesten Leipziger-Mäterin doch ohne Handblätter, welches mich Wunder nimmt, gemacht zu seyn scheint. Seine Tasche hängt an einem rothen Bande, und an seinen Schäfer-Stock hat er gleichfalls etliche Schleifen gebunden. Er trägt rothe Sam-

met.-Hosen, die sich ganz artig um die Knie schließen und mit blauen Bändern, davon ein paar Schleifen herunter hängen, zugebunden sind. Die Strümpfe sind abermahl grün, und die Schuhe haben schöne rothe Absätze. Ein weißer Schäfer-Hund liegt neben ihm, und an beyden Seiten stehen diese Verse:

Seit ich der Galathee ansichtig worden bin,
 Seit ist mein Herz beschwert und meine Freyheit hin,
 Ich acht von dieser Zeit noch Fldth, noch Weid, noch Schaafe,
 Wenn ich sie nur besiz in einem eiteln Schlaafe.

Nicht weniger artig fällt die angenehme Galathee ins Auge. Sie steht in einer freyen und etwas hochmüthigen Mine, den Kopf ein wenig hinterwärts ausgebogen und die Brust vorwärts gestreckt. Ihr braunes Haar ist glatt aufgestrichen und mit einem breiten blauen Bande gebunden, welches doppelt herunter hängt und flattericht bis zur Erden reichet. Das Gesicht sieht braunroth aus und die weiße Brust ist so weit nach unten und beyden Selten zu entblößet, als unsere artigsten Leipziger-Schönen es zur Sommer-Zeit zu thun pflegen. Rechts in der Mitten steckt ein schönes Sträußchen, von ein paar Rosen und einigen andern Blumen, daran sie mit einer geschickten Manier die rechte Hand gelegt hält. Ihr Camisölen ist von grünem Atlas mit goldenen Treffen besetzt, und sie ist so wohl geschnürt, als es an unserm Orte gebräuchlich ist. Ihre Schäfer-Tasche ist von rothem Sammet, reich mit Golde gestickt und hängt an einem gelben Bande. Ihr Unterrock ist ziemlich breit anzusehen, daß ich einen Fischbein-Rock darunter vermüthe; und ein Ponceau-rothes Gewand schlägt ganz flüchtig von hinten her um denselben herum. Das Hemde an den engen Ermeln ist nach der isigen Manier mit rothen Bändern zu gebunden, und ihr Schäfer-Stab hat auch keinen Mangel an Schleifen. Ihre Schuhe sind klein und zeigen einen zarten, geschickten Fuß, sind aber ihrer Farbe nach roth, und starck mit Gold besetzt. Ein junges perlen-farbigtes Lämmchen steht neben ihr, und folgende Verse ließt man unten zu beyden Seiten.

Alexis liebet mich, er sieht mir eifrig nach,
 Er sagt mir nur zu viel in seiner dunckeln Sprach,
 Doch diese weiß ich nicht, will er mich habn zur Frauen;
 Ich lieber seinem Hund als ihm den Schäfer trauen.

Was dünckt ihnen nun, mein Herr, von unsern Leipziger-Schäfern? Sind sie nicht artig gepußt? Sprechen sie nicht sinnreich? Mit einem Worte, sind es nicht recht galante Schäfer? So viel ist gewiß, der Mahler hat keine Farbe, kein Gold und keine Seide gespart, und ein altfränckischer Menalcas mit seiner einfältigen Amaryllis aus dem güldnen Welt-Alter würde sich vor ihnen verkriechen müssen. Und das ist meines Erachtens gar kein Wunder. Die Zeiten ändern sich und werden in allen Stücken politer. Sollten denn die Schäfer nicht ein wenig artiger werden? Schade heute zu Tage vor einen Schäfer, der nicht einen galonirten Hut auf hat und rothe Absätze an den Schuhen trägt! Schade vor eine Schäferin die keine bordirte Tasche, und reich gestickte Pantoffeln an hat! Das wird man uns Leipziger gern verhoffentlich lassen müssen, daß wir in allen Sachen einen feinen Geschmack haben. Ich hörte zwar im vorbegehen, einen Fremden der hier durchreifete und eben vom Post-Wagen kam, bey Erblickung dieser beyden Bilder sagen: *Ma foi, Ce beau garçon de Berger a bien l'air d'un Petit-maitre de la ville, & cette drole Galathee ne ressemble pas mal à une Coquette du temps.* Welche Worte ich vor Verdruß nicht übersehen mag: Allein
 ich

ich sahe wohl daß der Nasenweise Herr noch keinen Geschmack hatte und nicht wußte was schön und artig läßt. Doch wie wollte ers wissen, da er noch nicht in Leipzig gewesen war. Ich weiß sie haben mehr Verstand von Sachen mein Herr Biedermann, darum habe ich Ihnen dieses berichten wollen. Ich bin 2c. 2c.

Der Schäfer Thirsis.

Ich gestehe es, daß ich mein Lebenlang von keiner lächerlichen Schäfer-Tracht gehört habe, als von der vorhin beschriebenen. Es nimmt mich Wunder, daß der galante Alexis nicht etwa eine Perrücke mit einem grossen Haar-Beutel auf dem Kopfe, einen silbernen Degen an der Seite und goldene Zwickeln in den Strümpfen gehabt: Galathee aber einen Helffenbeinern Fächer in der Hand, und eine goldne Uhr an dem Gürtel getragen. Der sonst berühmte Herr von Fontenelle ist von dem Englischen Gwardian, mit Recht ausgelachet worden, daß er in seinen Schäfer-Gedichten seine Schäfer gar zu wüßig und artig reden lassen. Deswegen geht in der schönen Fabel von dem Hirten Damon und seiner Tochter Amarillis, der Fontenellische Schäfer, der nach der Schönen freyset, in seidenen Kleidern, die aber nach Art der Hirten gemacht sind, man läßt ihn auch so scharffsinig reden auch so kunstmäßig und zierlich auf der Flöte blasen, daß weder die Schäferin seine Worte verstehen, noch die anwesenden Hirten nach seiner Musick tanzen können. Fontenelle aber hatte seine Schäfer noch lange nicht in so viel bunte Farben gesteckt, und mit so vielem Golde verbrämet, als die oben beschriebenen gewesen. Die Leipziger-Schäfer übertreffen also an Galanterie die Fontenellischen und werden gar zu den Italiänischen aus dem Amintas zu rechnen seyn.

Doch ich will vermuthen, daß die ganze Abbildung von Alexis und Galathee von einem un- gelehrten Mahler herrühret. Ich kan mir nicht einbilden, daß man an einem so berühmten Orte als Leipzig ist, wo der gute Geschmack in freyen Künsten seit geraumer Zeit seinen Sitz gehabt, keinen bessern Verstand von Schäfer-Gedichten haben sollte. Es giebt ja eine Menge Poeten daselbst, und vermuthlich würde der schlechteste davon keine so ungereimte Kleidung vor Schäfer angegeben haben, als diese gewesen. Aber was wäre bey dem allen mehr zu wünschen, als daß man auch geschicktere Mahler daselbst hätte, die nicht nur den Pinsel zu führen wüßten, sondern auch in der Gelehrsamkeit was gethan hätten. Die Fehler so von ungeschickten Künstlern bey solchen öffentlichen Gelegenheiten begangen werden, rechnet man insgemein der unschuldigen Nation zu. Hergegen schließet man auch auf untadelichen Proben und Meisterstücken, die man an einem Orte in der Baukunst, Malerey, und Bildhauer-Kunst, ingleichen der Musick und Poesie antrifft, sonderlich wenn sie bey öffentlichen Gelegenheiten verfertigt worden, auch den guten Geschmack der ganzen Republic. Was wird nun der in dem obigen Schreiben erwähnte Fremde, der gewiß ein geschickter Mann gewesen seyn muß, von dem berühmten Leipzig vor ein Zeugnis ablegen, nachdem er diese seltsame Schäfer-Tracht in Erregung gezogen? Er wird gewiß von dem Deutschen Geschmacke, in diesem Stücke nicht viel rühmlisches zu sagen wissen.

Eben das ist von den darunter gesetzten Versen zu halten. Ist denn kein Mensch vorhanden gewesen, der dem galanten Alexis und seiner Galathee was klügers hätte in den Mund legen können? Weder das Sylbenmaaß noch die darinnen enthaltenen Gedancken gereichen dem politem Leipzig zu Ehren. Muß man denn Pritschmeister brauchen, wenn vor eine ansehnliche Bürger-schafft was zu verfertigen ist? Mit Hunden und Schaafen ist es in Schäfer-Gedichten nicht ausgerichtet. Wie seltsam wünscht Alexis seine Galathee nur in einem eiteln Schlafe zu besitzen? Sie muß sich freylich über seine dunckle Sprache beschweren: denn ich weiß ob er sich selbst verstanden hat. Soll Sie im eiteln Schlafe seyn, wenn er sie besitzt; oder will Er darinnen liegen und sie alsdann besitzen? Beydes ist ungereimt. Aber vielleicht hat er sagen wollen: wenn ihm nur von ihr träumete? Gut: warum sagt ers denn nicht anders, als durch ein Rägel, welches noch dazu gang was anders bedeutet? Galathee, will endlich lieber seinem Hunde als ihm selber trauen. Eine treffliche Vergleichung, wo der Schäfer seinem Hunde nachgesetzt wird. Die Schäferin fällt auch gar mit der Thür ins Haus, da sie gleich fragt: Ob er sie zur Frauen haben wolle? So möchten etwa einfältige Bauer-Mägde sprechen. Und diesen ist die seltsame Galathee in ihren übel zusammenhangenden und unförmlichen Reden so gleich, als sie einer Stadt-Jungfer an Kleidungen ähnlich sieht.

Ich komme nunmehr auf die Schäferliebe von Daphnis und Chloë.

Drittes

Drittes Buch

Nach einiger Zeit hatte Daphnis folgende Versuchung auszustehen. Licium hieß die Frau eines Pächters, der sein Nachbar war, ein junges und schönes Weib, welche ihn täglich bey ihr vorüber gehen sahe. Sie konnte endlich ihr Herz vor den Reizungen dieses jungen Schäfers nicht mehr verschließen, und folgte ihm unvermerckt ins Feld. Dasselbst versteckte sie sich hinter einem Gebüsch, wo Daphnis und Chloë sich gemeinlich unterredeten, und hörte ihnen lange zu. Die Liebe ist sehr sinnreich wenn sie was vor hat, und diese Verliebte bewies es mit ihrem Exempel. Sie sprang plötzlich hinter dem Busche hervor, und rief mit den kläglichsten Geberden und thranenden Augen: Ach mein Freund, hilf mir, ich bitte dich, hilf mir. Ich hatte nur zwanzig schlechte Gänßchen und da kommt ein Adler, der nimmt mir das allerbeste weg.

Daphnis dachte an keinen Betrug, stund geschwinde auf, nahm seinen Schäfer-Stab, und folgte ihr nach. Als ihn diese Verstellte nun weit von seiner Chloë in den Wald gelockt hatte, mußte er sich neben einen Brunnen nieder setzen. Sie war eben so verwegen als Daphnis einfältig war, daher stieg sie an sein Herz durch alle dasjenige zu bestürmen, was einen jeden andern hätte überwältigen können. Allein umsonst. Sie konnte es nicht dahin bringen, daß er seine geliebte Chloë vergessen hätte, ja ihr unverschämtes Anerbieten machte ihn in seine unschuldige Schöne noch lieber als vorhin.

Wie nun in dem ganzen Dorfe von nichts als von Chloës Schönheit geredet ward, so kamen viele Schäfer die um sie anhielten. Dryas hörte ihr Anbringen, und entschloß sich, auf die nächste Weinlese einen Mann vor sie zu wehlen. Chloë erschrock als sie das hörte, und entdeckte es dem Daphnis. Nachdem sie sich beyde darüber satt geweinet hatten, gaben sie einander von neuem die Versicherung viel lieber zu sterben, als untreu zu werden. Daphnis entdeckte auch darauf seine Liebe der Myrtale, als des Lamons, seines Pflege-Vaters Hausfrauen: welche sein Vorhaben billigte und mit ihrem Manne davon sprach. Aber da Lamon bedachte, daß Daphnis leicht von höcherm Herkommen seyn könnte, so schalt er sein Weib vor thöricht, daß sie seinen Pflege-Sohn mit einer Hirten-Tochter verheyrathen wollte: da sie doch aus den Wahrzeichen, die er bey ihm gefunden, leicht schliessen könnte, daß ihm das Glück was bessers zu gedacht hätte.

Myrtale wollte den verliebten Schäfer nicht in Verzweiflung stürzen, und gab ihm also zu verstehen, daß sein Vater Lamon gegen den Dryas zu rechnen sehr arm wäre, daher wäre es sicherer sich lieber nicht um sie zu bemühen, als einen Korb zu holen. Sollte sichs indessen fügen, daß ihm das Glück günstig wäre, so gäbe sie ihre Bewilligung. Daphnis der durch ordentliche Mittel und Wege gar nichts zu hoffen hatte, wandte sich in seiner Noth zu den Nymphen. Die folgende Nacht erschienen sie ihm und befahlen ihm ans Meer-Ufer zu gehen, wofelbst er einen todten Delphin und in demselben einen Schatz finden würde. Dadurch, sprachen sie, wirst du so reich werden als Dryas, aber in kurzem wirst du noch viel reicher seyn. Daphnis erwachte ganz freudig, stund auf, und nachdem er Chloën gesprochen und die Nymphen wieder angerufen hatte, fand er ohn alle Mühe das Geld, gieng damit zum Dryas, welcher ihm auch Chloën versprach.

Doch Lamon war nicht so leicht zu gewinnen. Denn er sagte, weil Daphnis eben sowohl als er, ein Slave wäre, so müste er nicht das geringste ohn seines Herrn Willen vornehmen. Nun würde aber Dionysophanes ebstens auf sein Gut kommen die Weinlese zu halten: da wolle er alles mögliche thun, seine Bewilligung zu erhalten.

Unsre Verliebten lebten in dieser süßen Hofnung sehr vergnügt und hüteten ihre Heerden neben einander: Als sie eines Tages Früchte zu suchen beschäftigt waren, ward Daphnis auf der Spitze eines hohen Apfelbaumes einen einzigen Apfel gewahr, der unvergleichlich groß und schön war. Er stieg augenblicklich darnach; ob es gleich Chloë hindern wollte, brach denselben ab und sagte, indem er ihr denselben gab: Chloë, mein liebes Kind, das schöne Wetter hat diesen schönen Apfel hervorgebracht, ein schöner Baum hat ihn genähret, die schöne Sonne hat ihn reif gemacht, und ein gutes Glück hat ihn vor eine schöne Schäferin aufbehalten. Chloë nahm denselben mit einer so angenehmen Mine von ihm an, dadurch seine Mühe ihm reichlich belohnt wurde.

Ende des dritten Buches

Der

Biedermann.

69

Acht und sechzigstes Blatt 1728 den 23 August.

H O R A T I V S.

Apellat . . . pullum, male parvus
Si cui filius est: vt abortiuus fuit olim
Sisyphus.

Bestimmahl kan ich meinen Lesern nichts artigere, als folgende Briefe vor Augen legen, die vor etlichen Tagen an mich eingelaufen sind. Der erste ist dieser:
Hochgeehrter Biedermann, würdigstes Mitglied der Kleinen Welt,
Werthester Herr Confrater,

Dieses sind die Benennungen, welche ihnen dero rühmlicher Entschluß, den sie uns in dem 64 Stück ihrer Blätter kund gethan haben, bey unserer Gesellschaft zuwege gebracht hat. Es hat mich dieselbe als ihren Secretär beordert, ihnen ihre Freude und das Vergnügen zu bezeigen, so sie über den Zuwachs eines so vollkommenen Mitgliedes empfunden. Es hat zwar höchstgedachte Gesellschaft schon vorhin sehr hohe Gedanken von denenselben geheget, doch ist diese Hochachtung um so viel gestiegen, als sich dieselben gegen uns haben erniedrigen wollen. Sie erniedrigen sich bis zu derjenigen Höhe, welche die Natur der Wohnung Ihres so vollkommenen Geistes hat sehen wollen, und geben dadurch zu erkennen, wie sie bisher bloß um nicht eigensinnig zu scheinen, sich den unförmlichen Menschen gleich erhöhet haben. Sie begeben sich mit einem recht großmüthigen Entschlusse ihrer Absätze, welche wohl verdienen, daß wir sie der Gottheit des Bizlipuzli, den wir zu unserm Patron erwöhlet haben, als ein Siegeszeichen der triumphirenden Kleinigkeit weyheten. Ja wir haben mit allgemeiner Uebereinstimmung beschloffen, ihr Bildniß mit in die Reihe unserer kleinen Helden, mit deren Gemälden wir unsern Saal ausgezieret haben, zu setzen. Sie werden uns demnach ihre Abbildung in Lebens-Größe nicht versagen, hingegen die Erlaubniß haben, sich zu wehlen, bey welcher Gattung von unsern Helden sie einen Platz einnehmen wollen; ob sie unter den kleinen Krieges-Helden, oder unter den Staats-Leuten, ob sie unter den Gelehrten oder Verliebten stehen wollen. Denn von allen diesen Gattungen haben wir Gemälde in Lebens-Größe, die wir nach ihrem Range gestellet haben. Ich habe ihnen leztlin von unserer Einrichtung überhaupt, und von unsern vornehmsten Geseßen Nachricht gegeben. Ich glaube nicht, daß es ihnen mißfallen wird, wenn ich ihnen aniezt von unsern vornehmsten Mitgliedern, und von dem Inhalte unserer Unterredungen eine kurze Erzählung thue. Die Personen, so sich in unserer Gesellschaft am meisten hervorthun, sind, ein kleiner Poet, ein kleiner Stuzer, ein kleiner Politicus, und ein kleiner Soldat.

Der erste, welcher sich Theodor Hemistich nennet, ist durch einhellige Wahl zu unserm Präsidenten ernennet worden. Er verdienet diese Stelle, nicht nur weil er der kleinste unter der Gesellschaft ist, sondern weil er auf seine Gestalt so sehr troset, daß er auf

S

der

der Gasse stets gebückt gehet, und sich beständig schwarz kleidet, um noch kleiner zu scheinen. Man kan sich keine artigere Figur vorstellen, als er ist. Es ist ein ganz klein Pörschönchen mit grossen Armen und Beinen, so daß er einer Spinne nicht ungleich siehet: ja einige Leute haben ihn auf eine gewisse Weite vor eine Windmühle gehalten. Nächst diesen körperlichen Vorzügen hat er ein herrliches Geschick Verse zu machen, und hat uns versprochen, ein grosses Gedicht in lauter kleinen Versen, zum Lobe der grossen Leute von unserer Grösse, zu schreiben. Den Statium liebet er aufs heftigste, um des einzigen Verses willen, mit welchem dieser Poet den Thydeum beschreibet: *Maior in exiguo regnabat corpore virtus.* Im kleinen Körper herrscht ein desto grösserer Geist. Ja er will, aus Liebe zu diesem kleinen Kriegermanne, die ganze Thebaidem übersetzen.

Unser kleiner Stutzer heisst Mr. Flirze. Es ist ein kleiner artiger schwarz-brauner Mensch, und das artigste Jungfern-Knechtgen, das man sich einbilden kan. Er hält sich ungemein hübsch in Kleidern, und damit sie ihm recht nach dem Leibe sitzen mögen, läßt er sie bey eben dem Schneider machen, der vor die Prinzen und Cavalliers in der nahegelegenen Opera arbeitet. Er rühmet sich öfters der Gunst-Bezeugungen, die er von dem schönen Geschlechte genossen haben will. Vor einiger Zeit gieng er vor der Zeit aus der Gesellschaft, und entschuldigte sich damit, daß ihn ein schönes wohlgewachsenes Frauenzimmer bestellet habe. Einer von der Gesellschaft, der sein Vertrauter ist, versicherte uns, daß es wahr wäre, sagte aber dabey, daß die Dame von lustigem Gemüthe sey, und ihm ihre Gunst unter der Bedingung versprochen habe, wenn er seine grosse Zähne an die ihrige wolle fest binden lassen.

Was unsern Politicum anlanget, so ist er von Natur sehr ernsthaft, seine Ernsthaftigkeit aber ist gegen eines grossen Menschen Ernsthaftigkeit zu rechnen, wie das ernsthafte Wesen einer Rahe gegen eines Löwens gravitatische Mine. Wenn er allein ist, pflegt er sich selbst anzureden. Noch leztlich hörte ich ihn, als er sich allein zu seyn glaubete, sich einem Cabinet vergleichen, in welchem die grösten Staats-Geheimnisse, und die vollkommensten Regierungs-Regeln verschlossen wären. Seine Reden wieget er gleichsam ab, und bringt sie mit solcher Bedächtigkeit vor, daß es scheint, als wolle er uns nicht so geschwinde mit seinen wichtigen Anmerkungen beglückseligen. Er kommt mir deswegen vor, wie ein Distillir-Kolben, der seinen Spiritum nur tropfenweise von sich giebet. Sein Gesicht ist bleich und runzlicht, welches man seinen vielen schlaflosen Nächten zuschreiben muß, in welchen er sein Gemüth, ganz Europa zum besten, anstrengt.

Noch ist übrig, daß ich ihnen von unserm kleinen Soldaten Nachricht gebe. Er heisst Hanns Eisenhart, und ist vornemlich an der Länge seines Degens zu erkennen, welcher seine kleine Figur durch eine Quer-Linie in zwey fast gleiche Theile zerschneidet; so daß er einer Fliege nicht ungleich siehet, welcher ein muthwilliges Kind eine Steck-Nadel durch den Leib gesteckt, und sie damit hat laufen lassen. Er machet sehr viel Ruhmens von seinen Abenteueren. Einmahls hat er einen grossen Menschen zum Duell herausgefordert, der ihn unversehens mit dem Ermel ins Auge gestossen hat. Dasjenige aber, womit er sich am meisten groß macht, ist, daß er sich in allen seinen Feldzügen, vor keine Stück-Kugel hat bücken dürfen.

Dieses sind die Personen, so sich in unserer Gesellschaft am meisten zeigen. Was nun unsere Unterredungen betrifft, so handeln sie mehrentheils von den glücklichen und unglück-

unglücklichen Zufällen, welche uns unsere kleine Gestalt täglich zugezogen hat. Ein ieder erzehlet die Seinigen, um uns entweder zu ergötzen, oder uns mit einander zu trösten. Vor einigen Tagen that unser Hr. Präsident einen gütigen Fall, weil das Gewicht seines Leibes nicht schwer genug war, ihn wieder den Wind aufrecht zu erhalten. Dieses Unglück gab ihm Gelegenheit, uns zu erzehlen, daß dieser Zufall schon einem alten Poeten begegnet sey, der so leicht gewesen, daß er, um nicht alle Augenblick so zu fallen, sich auf einer Seite mit Bley, und auf der andern mit seinen Schrifften habe beschweren müssen. Unser kleiner Verliebter, der eben so aufrichtig, als der Poet ist, erzehlte uns, daß er sich von seiner Liebe, die er vor das grosse Frauenzimmer gehabt, so curiret habe, daß er 3 Morgen hinter einander eine Prise von dem Roman-Comique eingenommen, in welcher Ragotin eine von den Haupt-Personen ist. Unser Politicus ist ein geschwohrner Feind von allem Scherz und Poffen; seine ernsthafte Stirn giebt sich bey den lustigsten Erzehlungen von unsern Abentheuren niemahls aus den Falten, und daraus werden sie abnehmen können, ob er uns seine Zufälle auf eine lustige Art vortragen wird. Wenn er uns ja bisweilen einige Widerwärtigkeit seines Lebens mittheilet, so schüttet er iederzeit dabey die größten Klagen aus, und wir haben die Gefälligkeit vor ihn, daß wir in seiner Gegenwart niemahls über sein Unglück lachen. Wir bekümmern uns insbesondre um alle historische Umstände, und um die berühmten Leute, die den kleinen menschlichen Gestalten zu besonderer Ehre dienen. Unser Hanns Eisenhart, der nicht mehr Wissenschaft hat, als man von einem Kriegsmanne erwartet, redet uns beständig vom kleinen David vor, der den grossen Goliath zu Boden geworfen, und vom kleinen Luxemburg, der dem König Ludewig XIV den Nahmen des Grossen zuwege gebracht hat. Vornemlich vergißt er den kleinen Alexander M. nicht. Was unsern Hrn. Präsidenten, den Hrn. Hemistich anlanget, so wird er nicht müde, die Leutseligkeit des Augusti zu bewundern, der den Horaz unter andern lieblosenden Worten seinen kleinen hübschen Menschen nennet. Gegen Voiture und Scarron bezeiget er eine besondere Hochachtung, weil sie der Nachkommenschaft eine so vollkommene Abbildung von ihrer verkürzten Gestalt haben geben wollen. Er hat auch das meiste dazu beygetragen, daß diese beyden Poeten aufs kostbarste abgemahlet worden. Vielgedachter unser Hr. Präsident behauptet wieder einen grossen Gelehrten und seine Anhänger, daß Aesopus nicht grösser oder schöner gewesen, als man ihn ordentlich abmahlet. Hingegen vertheidigt unser Kriegsmann des gelehrten Mannes Meynung, und behauptet, daß der Frösch- und Mäuse-Krieg, den man dem Homerus zuschreibet, eine beissende Satyre wider die kleinen Helden ist, die nothwendig aus dem groben Gehirne eines vierstrichtigen Kerls hergenommen seyn müsse. Unser Politici Patron ist der kleine Conring, der sowohl an vortreflicher Staats-Erkänntniß alle die vor ihm gewesen, übertroffen hat, als auch mit seiner kleinen Leibes-Gestalt und Artigkeit alle Menschen seiner Zeit hat trogen können. Weil ich der Secretär unserer Gesellschaft bin, so erfordert meine Pflicht, alles, was in jeder Versammlung merckwürdiges vorgehet, und geredet wird, anzumercken. Und deswegen habe ich ihnen alle diese besondern Umstände erzehlen können, und werde ihnen auch noch fernerhin Nachricht von Zeit zu Zeit zu ertheilen vermögend seyn. Das einzige habe ich ihnen noch im Nahmen der Gesellschaft zu melden, daß dieselbe das feste Vertrauen in sie sezet, sie werden nicht allein allen ihren ordentlichen Befehlen aufs genaueste nachleben, sondern auch nach allem ihrem Vermögen vor

vor die Erweiterung der Gesellschaft, und Wiederlegung aller Verleumdungen derselben arbeiten. Sie werden sich absonderlich als einen rechten Biedermann gegen unser kleines Geschlecht erweisen, die Vorzüge unserer Gestalt bey aller Gelegenheit behaupten, und vornemlich die eingebildeten Zwerge lächerlich zu machen suchen, die durch ihre Handlungen ihre Kleinigkeit verstellen wollen, ohnerachtet ihnen nichts mangelt, als die Kosten, daß man sie von Meßen zu Meßen in Kästchen herumsührete. Ich habe die Ehre, mich insbesondere zu nennen

Meines Hochgeehrtesten Herrn Biedermanns, und
S. T. Horns Confraters

gehorsamster Diener

Zebedäus Cyprikins, Secretair der kleinen Gesellschaft.

Ich bitte mir ein wenig Zeit aus, daß ich mich könne abmahlen lassen; so soll mein Bildniß in Hamburg der kleinen Gesellschaft unverzüglich eingehändigt werden. Soll ich mir einen Platz nach meinem Gefallen ausbitten; so wird es unter den Gelehrten seyn, und zwar treibt mich ein besonderer Ehrgeiz zwischen dem kleinen Horatius und püchlichen Scarron zu stehen. Alle fernere Nachrichten von meinem werthbesten Herrn Duodez-Collegen werden mir sehr angenehm seyn.

Zum andern hat mir auch der Großvezier die Ehre gethan, und mein neuliches Schreiben durch seinen Secretair beantworten lassen. Es muß keinem wunder nehmen, daß es sobald bey mir eingelaufen: denn ich hatte schon vor etlichen Wochen an ihn geschrieben, als ich die Abschrifft davon in meine Blätter drucken ließ. Die Überschrift (ohne Ruhm zu melden) hieß so:

Dem klugen Wegweiser zur Tugend, dem verständigen Verbesserer der Sitten, der mit seinen Lehren die finstern Herzen seiner Mitbürger helle macht, dem weisen Faquir unter denen Christen in Sachsen, dessen Name Biedermann nebst vielen Ehren-Titeln mit Golde unter die Sterne geschrieben stehet.

Der Vollbringer des heil. Willens des grossen Beherrschers der Gläubigen, der Befehlshaber über die glänzenden Schwerdter der Muselmänner, der tapfere Heerführer dererzeitigen, die den Sieg an der Stirne geschrieben haben, der mächtigste unter denen Vezieren, die an der Pforte des Propheten stehen, und alle Tage mit dem Gebieter derer Könige reden, Ibrahim Bassa, befiehlt mir seinem Knecht, indem ich den Staub seiner Füße küsse, seinen Gruß an den klugen Dervisch in Leipzig, dessen Name Biedermann von denen bösen Geistern geführt wird, auf diesem Blat zu überschreiben.

Got ist Gott, und Mahometh ist sein Prophet, verständiger Faquir, der du das auswendige des Himmels kennest, und das inwendige der Erden gesehen hast, dein Knecht Mustapha Chiaus Car beusi läßt dir an diesem Tage, so der 6te ist des 10 Monats im 1738ten Jahre nach der heiligen Hegira zu wissen thyn, daß der erste nach dem heiligsten Nachfolger des Propheten, vor dem ich mich tief zur Erden neige, den Geruch der Weisheit aus deinem Schreiben empfunden, und daraus in Gnaden, so alles erquicket, die Freude ersehen, die du darauf geschrieben, weiln eine Abdruckerey der Blätter an diesem Orte, wo die Sonne ihre ersten und heißen Strahlen hinwirft, aufgerichtet worden. Obgedachter Bewahrer der Heimlichkeiten, so der grosse Prophet in seinem wahren Nachkommen dem Sultan der Fürsten offenbahret, lästet dir, tugendhafter Meister der Weisheit viel Glück anwünschen, und verlanget, daß die Wähe deiner Klugheit durch unsere Gassen stieffen, und du unter denen geheiligten Imanen, die die Muselmänner alle Tage 5 mahl zum Gebet ruffen, seyn mögest. Er würde seine Stirne, worauf Gottes Wille gegraben ist, 3 mahl in den Staub legen, wenn das himml. Messer die Decke an dem Gliede der Sünden bey dir weggenommen hätte und du unsern Dervischen im Glauben, wie in der Tugend nachfolgen woltest? Weiser Faquir, der du den Gesang der Geister, so die Sterne bewegen, in den Stunden deiner Verzückung gar eigentlich hördest, hier sende ich eine Probe, wie die Knechte des größten Königes, mit den ausgeschnittenen Figuren auf Papier schreiben. Sie werden sich bemühen, solches so gut zu lernen, als ihr es können, denen es die guten Geister, so die Menschen lieben, am ersten gelehret haben. Wenn sie noch mehrers mit Farben abdrucken, will ich solches zu deinen Füßen, die auf meinem Kopfe stehen, niederlegen.

Ich dein Knecht, Mustapha, habe dir solches auf Befehl des ersten Veziers in dem Reiche der Rechtgläubigen zu wissen thyn sollen, weiln ich aber nicht weiß, ob deine Augen die Zeichen der Muselmänner sehen und recht verstehen können, so habe solches durch einen Leibeigenen, der in der Wohnung des Königs, in dessen Lande die Sonne schläffet, gebohren worden, und den die starken Hände der geschwinden Spahis, denen Gott allezeit Sieg gebe, im letzten Blutvergießen ergriffen, in deine Sprache schreiben lassen.

Verständiger Nachfolger der Tugend, von dessen Lippen der Thau der Weisheit fällt, hieraus wirft du den Willen des mächtigen Ibrahim Bassa, vor dem der Prophet 1000 Houris bestimmt hat, verstehen, und mich deinem Knecht mit deinem Segen, so einem kräftig riechenden Rosen-Strauch gleichet, zu überschütten würdigen.

73

Der
Bieder mann.

Neun und sechzigstes Blatt 1728 den 30 August.

R A C A N.

Qu'heureux étoit le siecle ou parmi l'innocence
L'amour sans Tyrannie exerçoit sa puissance.

Sie muß endlich meinen Betrachtungen von Schäfergedichten einmahl durch den völligen Beschluß von der Liebe zwischen Daphnis und Chloe, ein Ende machen. Es ist das vierte Buch, oder vielmehr ein kurzer Auszug aus dem vierten Buche des sonst gedachten Longus, als des Griechischen Verfassers von di. sem Schäfergedichte, und lautet kürzlich folgendergestalt.

Endlich erschien der von Daphnis und Chloe so lange gewünschte Herbst. Sie erwarteten beyde mit schmerzlichem Verlangen die Ankunft des Eigenthümers von dem Gute, so Lamon, der Pflege-Vater des Daphnis, gepachtet hatte. Ehe derselbe sich einfand, erschien zuvor Astylus sein Sohn, nebst einem gewissen Gnathon, der als ein lustigmacher und Schmaruher stets um ihn war. Kaum hatte dieser letztere den jungen Schäfer erblicket, als er ihm wohlgefiel und sich vornahm, den jungen Herrn um diesen Slaven zu bitten, in dem Vorhaben denselben zu verkaufen, und ein gut Stücke Geld davor zu lösen. Er brachte sein Wort deswegen an, und quälte den guten Astylus so lange, bis ihm derselbe versprach, es bey seinem Vater dahin zu bringen, daß er ihm den Daphnis schenken möchte.

Hierauf langte auch Dionysophanes auf dem Lande an, und da er so wohl seine Heerden als seine Gärten in gutem Zustande fand, lobte er den Lamon und seine Hausgenossen, wegen des angewandten Fleißes. Er bekam auch den Daphnis zu sehen, und da der ehrliche Pächter von demselben und seinen guten Eigenschaften, in Gegenwart des Astylus und Gnathons, viel Ruhmens machte, nahm Astylus Gelegenheit, seinen Vater anzusprechen, er möchte es ihm erlauben, denselben mit in die Stadt zu nehmen, weil man ihn da selbst noch viel besser würde brauchen können als auf dem Lande.

Allein Lamon merckte bald was man mit demselben im Sinn hätte: daher säumte er nicht, warf sich dem Herrn zu Füßen, und gab ihm zu verstehen, dieser junge Mensch wäre nicht sein Sohn, wie man wohl davor hielt; sondern er hätte ihn ausgelegt und verlassen gefunden, eine seiner Ziegen hätte ihn gesäuget, und es hätten einige Kleinodien bey ihm gelegen, daran man ihn einmahl erkennen sollte, welche er auch noch in seiner Verwahrung hätte. Dionysophanes erstaunte über alle diese Umstände, und befahl alsobald die gedachten Wahrzeichen herzuholen.

Kaum hatte er die Augen auf das Scharlachmäntelchen und den kleinen Degen mit dem Helfenbeinern Gefässe geworfen, als er ausrief: O Jupiter! und mit großer Eil seine Ehegattin herzurief, die er mit bey sich hatte. Sobald diese nur die erwähnten Zei-

chen gewahr wurde, rief sie noch lauter: O ihr Parcen! sind das nicht die Kleindien, so wir mit unserm Kinde ausgeleget haben? Ja es sind eben dieselben, lieber Mann! Daphnis ist euer Sohn, und hat bisher die Heerden seines eignen Vaters gehütet!

Den Augenblick liefen sie hinzu dieses liebe Kind zu umarmen. Sie weinten vor Freuden, und hielten ihn lange in ihre Arme geschlossen. Astylus, der also in diesem Schäfer einen Bruder wieder gefunden, gab ihm die deutlichsten Proben einer Brüderlichen Zärtlichkeit, und Dionysophanes sprach zu ihm: Bekümmere dich nicht, daß du nur die Helffte meiner Güter wirst erben können. Kein Erbtheil in der Welt ist mit einem guten Bruder zu vergleichen. Ich will also, daß dieses Landgut dem Daphnis zugehören solle, und daß Lamon nebst seiner Myrtale sein eigen seyn mögen; damit er ihnen alle Gutthat erweisen könne, so sie an ihm verdienet haben.

Indessen konnte Daphnis kaum aus seiner Bestürzung zu sich selbst kommen; und wiewohl sein Herz von vielerley Gemüths-Bewegungen zugleich beunruhiget ward, so lag ihm doch seine geliebte Chloë ohn Unterlaß in Gedanken. Ja da er von keinem größern Glücke was wußte, als demjenigen, sie zu besitzen; so war er eben im Begriffe, seinem Vater im Vertrauen die Liebe zu entdecken, so er zu ihr trug: als eben Dryas, der von seiner glücklichen Veränderung Nachricht bekommen hatte, hinzugelaufen kam. Er stellte die lebenswürdige Schäferin mitten in der Versammlung dar, in Hoffnung, daß sie vielleicht auch ihre Eltern wieder finden könnte.

Ihre Schönheit und natürlichen Annehmlichkeiten zogen die Augen der ganzen Gesellschaft auf sich: Da hub Dryas an, und sprach: Wollte Gott daß dieses junge Mädchen auch ein so günstiges Schicksal hätte, ihre Eltern wieder zu finden! Er zeigte zugleich auch ihre Wahrzeichen und Merckmahle, und setzte hinzu: Es ist leicht zu schliessen, daß ihre Eltern gleichfalls Leute von gutem Stande seyn müssen, und daß sie vornehm genug von Anfunft ist, eine Braut des Daphnis zu werden. Dionysophanes hatte dabey auf das Antlitz seines Sohnes acht, und bemerkte, daß er seine Farbe veränderte, und das Gesicht wegwandte, sich die Thränen abzuwischen, so ihm häufig aus den Augen drungen.

Die Ursache davon war leicht zu errathen; und dieser gutherzige Vater wünschte nichts mehr, als daß die Götter das Herkommen dieser Schäferin entdecken möchten, damit er dieselbe mit seinem Sohne verheyrathen könnte. Wie nun das ganze Haus voller Freuden war, so gab er denselben Abend ein herrliches Mahl, und bat seine besten Freunde und die vornehmsten aus der Stadt zu Gaste. Am Ende der Mahlzeit ließ er sich in einem silbernen Becken die Wahrzeichen der Chloë an die Tafel bringen, und zeigte sie einem jeden, um vielleicht von den Anwesenden einige Nachricht zu erlangen.

Megacles, ein abgelebter Mann, hatte dieselben nur ein wenig betrachtet, als er mit Vergnügen ausrief: O ihr Götter! was sehe ich da! Wo bist du hingekommen, mein Lebes Töchterchen! Lebst du noch! Ich bitte dich, mein Dionysophanes, sage mir, wo du diese Sachen bekommen hast, und beneide mich nicht, wenn ich meine Tochter eben so wohl wieder finde, als du deinen Sohn gefunden hast.

Dio.

Dionysophanes stund vom Tische auf, gieng hin und holte Chloen selbst herben, über-
 lieferte sie in die Hände des Megacles und sprach: Da hast du das Kind, das du aus-
 legen lassen. Nimm es hin nebst den Merckmahlen. Aber wenn du sie
 annimmst, so gib sie meinem Sohne Daphnis zur Ehe.

Das geschah auch ohn allen Aufschub, und die Hochzeit ward, zu größtem Vergnügen
 der Eltern, und noch größerer Freude der beyden Verliebten alsbald vollzogen.

Ende des Vierten Buchs.

Meine Leser werden aus dieser ganzen Fabel den wahrhaftigen Character eines
 Schäfergedichtes aufs deutlichste abnehmen. Hier herrscht bey dem jungen verliebten
 Paare überall eine zwar zärtliche, aber ganz unschuldige und tugendhafte Liebe. Man
 bemercket nicht die geringste Spur lasterhafter Neigungen an ihnen. Kurz: es leuchten
 solche Sitten bey ihnen hervor, die sich von dem güldenen Weltalter, oder dem Stande der
 Unschuld herschreiben. Gleichergestalt sind die andern Hirten Lamon und Dryas ein paar
 redliche Leute, und ihre Weiber gleichfalls. Der alte Hirte Philetas ist ein gutherziger
 Greis; Dionysophanes und der alte Megacles endlich, und kurz zu sagen alle Haupt-
 personen in der Fabel, sind wohlgesittete Leute. Denn daß diese beyde Mitylenische
 Bürger ihre Kinder auslegen lassen, muß man nicht nach der Beschaffenheit der igitigen, son-
 dern nach der Gewohnheit der damaligen Zeiten beurtheilen. Es war vormahls in Grie-
 chenland durch die Gesetze erlaubt, daß Eltern, die mehr Kinder hatten als sie standesmäß-
 sig erziehen konnten, dieselben wegthun, und an Derter konnten hinlegen lassen, wo sie von
 armen Landleuten gefunden, und als Bauerkinder erzogen wurden. Was die Merckmah-
 le betrifft, die man bey Daphnis und Chloë gefunden, so sind dieselben freylich vor bloße
 Schäfer zu stolz. Denn Scharlach, Gold und Silber, ja Helsenbein und ein Degen schicken
 sich vor Hirten nicht. Allein diese Stücke kommen aus der Stadt, wo damahls auch der
 Ueberfluß schon herrschete. Genug, daß die Schäfer auf dem Lande dergleichen Dinge nicht
 braucheten, als worin der Poet ihren Character vollkommen zu beobachten gewußt.

Ben dieser Gelegenheit kan ich nicht umhin, das kurze Schreiben her zu setzen, womit
 sich der vor vierzehn Tagen, wegen eines seltsamen Gemählde, getadelte Künstler bey mir
 zu entschuldigen gesucht. Es lautet so:

Hochzuehrender Herr Biedermann,

Sie haben mich neulich entsetzlich beschämet, da Sie meine Gemählde, so ich von zwey-
 den Schäfern verfertigt, in ihren Blättern beschrieben, und so nachdrücklich verwor-
 fen, daß ich selbst nach der Zeit einen Abscheu vor meiner eigenen Arbeit habe. Ohne Zwei-
 fel ist der verstellte Schäfer Thirsis, der Ihnen Nachricht davon gegeben, mein Feind, der
 ihnen sonst schon bekannte Schönpinsler. Diesen verdrüßt es, daß er nicht auch Personen
 mahlen kan, darum hat er mich bey ihnen anschwärzen wollen. Ich hätte aber eben soviel
 Recht, ihn zu verflagen und spöttisch herunter zu machen, als er mich: denn es will mit sei-
 ner Marmormahleren gar kein Ende nehmen. Er hat uns diesen Sommer schon wieder-
 um etliche Häuser so buntschecfigt gemacht als ein Harlekins-Rock, und mir ist bange, daß
 auch die übrigen Häuser, so noch im Wercke bey uns sind, auch in seine Hände gerathen möch-
 ten. Sein unnatürliches Geschmiere ist zum wenigsten eben so lächerlich als mein Schä-
 fer.

fer-Habit: wiewohl ich zweifelte, ob er sich so gut werde vertheidigen können, als ich es zu thun denke. Ich bin freylich ein unstudirter Mahler, und also mußte ich es von mir selber so genau nicht, wie mein Alexis und seine Galathee aussehen müßten. Aber ich dachte, daß man sich auf unsere Poeten verlassen könnte. Da kam mir nun einer in die Hände, der eine Schäferin folgendergestalt beschreibt:

Es decket ihre Brust und Glieder
Ein widerscheinender veränderlicher Tasse,
Daran der Farben Eigenschaft
Ganz wunderbarlich vermischet schlich spielend hin und wieder,
Wann hier das Gelbe blau, das Weiße bräunlicht schien,
Ward dort der Purpur falb und der Zinnober grün,
Bald beydes Amaranth. Kein von der Sonnen Glanz
Bestrahlter Tauben-Hals verändert so geschwinde
Sein Gold-gemischtes Blau und wandelbaren Schein,
Auf dem beaugten Rad an einem Pfauen-Schwanz
Und auf der Iris bunten Binde
Wird solcher Farben-Schmuck kaum anzutreffen seyn
Als auf Belisens Kleid und spielendem Gewand.
Ein glatter Hirten-Stab von Eben-Holz gedrehet,
Geziert mit einem rothen Band,
Auf dem Lisanders Nahm in weißer Seide stehet,
Füllt ihre weiche Hand.

Da haben Sie, mein Herr, dasjenige, was mich verführet hat. Ich darf Ihnen den Poeten, der Verfasser davon ist, nicht nennen: denn er ist bekannt genug. Wäre es möglich gewesen, mit dem Pinsel so künstlich zu mahlen, als die Herren Dichter mit Worten schildern, so würde ich nicht ermangelt haben, meine damalige Galathee eben so buntfarbigt als den Tauben-Hals, Pfauen-Schwanz und Regenbogen zu bilden. Aber da mir solches unmöglich war, dachte ichs durch das Gold zu ersetzen, welches ich ihr aufs Camisölen brämete. Habe ich nun geirret, und eine falche Poetische Beschreibung noch ärger verfälschet: so werden Sie es meiner Unwissenheit zueignen. Ich verspreche mich aber instünftige zu bessern, und wenn ich wieder Schäfer zu mahlen Gelegenheit haben sollte, sie hübsch einfältig in Trachten, und ungekünstelt in Farben auszuführen. Ich habe die Ehre mich wie sonst zu unterschreiben &c.

Abrecht Schmierer.

Ich weiß mich nicht zu entsinnen, von was vor einem Poeten die angeführte Stelle auf eine Schäferin hergeholet seyn mag. Aber wunderbarlich genug ist sie; so viel ist gewiß. Die Schäferin geht in einem seidenen Tasse; das ist nicht Schäfermäßig. Der Tasse ist sehr bunt und vielfarbigt, ja so veränderlich und widerscheinend als die buntesten Dinge in der ganzen Natur. Das ist noch ärger. Wo hat der Poet den Begriff von der unschuldigen Einfalt, die unter Schäfern herrschen muß, zu der Zeit gehabt? Oder wie hat er eine solche Pracht mit dem Landleben des güldenen Weltalters zusammen reimen können? Die Bilder, darunter er uns das bunte Kleid vorstellet, nemlich der Taubenhals, Pfauenschwanz und Regenbogen sind in der That schön, und können auch Schäfern nicht unbekannt seyn. Wenn also der Poet seine künstliche Schreibart in Entwerfung derselben hätte zeigen wollen: so wäre es gar fein gewesen. Ich schweige des Schäferstabes; denn warum mußte der von Ebenholz seyn? Wächst etwa dergleichen in dem Dorfe wo sie ihre Hütte hat? Oder beschreibt er uns keine Europäische sondern eine Indianische Schäferin? Kurz zu sagen: ich wundre mich nun nicht mehr, daß Mahler den Character der Schäfer nicht verstehen: wenn selbst unsre Poeten solche Fremdlinge darinnen sind.

Der
Biedermann.

77

Siebenzigstes Blatt 1728 den 6 September.

Flemming.

Dieß weyn ich ist der Stein, den ihr so offte preißt,
Ihr Sophen, und der Welt doch gar zu selten weißt.

Was ich mich vor einiger Zeit in einem Leipziger Buchladen umfahete, fand ich mit besonderm Vergnügen ein Werkchen, so von einem meiner nahen Vettern herausgegeben worden. Er heisset Joh. Ludwig Wilhelm Biedermann, und ist Licentiat und Practicus der Arzneykunst zu Bamberg. Der völlige Titel des Buches heist Unterweisung zur wahren Universal-Medicin, deme noch beygefüget Ben- Adams Traum-Gesichte durch Floretum von Bethabor, nebst Friedrich Galli Reise nach der Einöde St. Michael. Ein Schlesier, Friedrich Rothscholz, hat es 1725 ausgefertigt und zu Nürnberg ist es bey Laubers Erben zu finden.

Hatte mich der Nahme meines Aunderwandten erfreuet, so ergezte ich mich noch mehr über den Inhalt dieses Buches. Die Universal-Medicin, oder der so genannte Stein der Weisen ist etwas, welches ich jederzeit vor eine der nutzbarsten Sachen in der Welt gehalten habe, wenn die Erfindung davon, uur nichts unmögliches wäre. Denn in der That könnte man dem menschlichen Geschlechte keine grössere Gefälligkeit erweisen, als wenn man ihm zu gut ein allgemeines Hülfsmittel wieder alle Kranckheiten erfände, welches noch überdas die schlechtern Metalle in bessere verwandeln, und also dem Menschen nicht nur die Gesundheit und ein hohes Alter, sondern auch Reichthum zuwege bringen und verschaffen könnte. Wiewohl ich nun allezeit gezweifelt hatte, ob solch ein Geheimniß jemahls von einem Menschen erfunden worden, oder erfunden werden könne; so nahm mich doch die besondre Zuneigung gegen meinen Vetter, und die gute Meynung, so ich von meinen Verwandten hege, dergestalt ein, daß ich mir ungesäumt dieses Büchlein geben ließ und vergnügt damit nach Hause gieng; in Hoffnung, endlich einmahl hinter eine so schwere Sache zu kommen, und die verborgenste Wahrheit der Natur in ein grosses Licht gesetzt zu sehen. Ich wünschte mir schon in Gedancken Glück, daß eine so wichtige Sache der Welt, eben durch das Biedermännische Geschlecht entdecket werden sollen, und fand mich also überaus geneigt, der Unterweisung meines lieben Veters nicht nur begierigst nachzufinnen, sondern ihm auch mehr als einem andern Lehrmeister Glauben bezumessen.

Raum war ich zu Hause angelanget, als ich mich über die Borrade machte, und selbige mit besondrem Vergnügen durchlaß. Ich fand in derselben überall einen vernünftigen Mann, der in einer deutlichen und wohl zusammenhangenden Schreibart den Leser zu seinem Buche vorbereitet. Er giebt gleich von Anfang die Ursachen an, warum aus den bisshेरigen Schrifften von dieser Art sowenig Frucht und Nutzen zu ziehen gewesen. Die erste ist, weil sich viele aus eiteler Ehrbegierde unterfangen hätten, von dieser Wissenschaft

zu schreiben, die doch so wenig davon verstanden als der Esel vom Lautenschlagen. Die andre aber, weil viele, die von Gott mit diesem unschätzbaren Kleinode begabet gewesen, diese ohne dem verborgene Kunst mit so vielen Räzeln und zweydeutigen Sprüchen verdunkelt, daß sie von den meisten Lesern nicht verstanden werden können. Daher sey es gekommen, schreibt er, daß man der wahren Philosophen Bücher zwar gelobt, aber der Sophisten falsche Schrifften häufig gedruckt und mit vielem Zeitverlust ja unerfeglichem Schaden gelesen. Allem diesem Unheil zuvor zu kommen, verspricht er hierauf weder falsche noch dunckle Dinge zu beschreiben, weil jenes einem ehrlichen Manne nicht zusteht, dieses aber keinem Menschen nützlich ist. Denn er halte davor, das Stillschweigen, oder die Dunkelheit der Chymischen Bücher habe sehr viel geschadet, und die Philosophen würden wohl gethan haben, wenn sie durch ihre verdunkelte Schrifften viele ihrer Nachfolger nicht in Irrthum, Schande und Schaden gestürzet hätten. Er wollte also die Mittelstraße halten, und mit Vermeidung aller Dunkelheit dasjenige vortragen, was ihm Belesenheit, Nachsinnen und Erfahrung an die Hand gegeben. Und das zwar nicht um Geld, wie die Umlausser und Verschwender; sondern umsonst. Er versprache nicht grosse Klumpen Goldes; sondern wolle des Goldes Anfänge auflösen. Hierauf bittet er den Leser nicht vor der Zeit zu urtheilen, und ersuchet die Meister seiner Kunst ihn wegen des gebrochenen Philosophischen Stillschweigens nicht zu verdammen: Weil der Allmächtige schon seine Hand über den Unwürdigen haben, und sie bey Lesung der allerdeutlichsten Offenbahrung dieser Geheimnisse, dennoch verblenden werde.

Meine Leser werden sich leicht einbilden können, wie begierig mich ein so vernünftiger Eingang gemacht, die versprochene deutliche Offenbahrung des ganzen Geheimnisses in dem Buche selbst zu finden. Ich dachte bey mir selbst, mein ehrlicher Vetter führt wirklich den Nahmen mit der That. Denn was könnte einem rechtschaffenen Biedermanne mehr zu wieder seyn, als eine mit Fleiß gesuchte Dunkelheit in Schrifften, die doch zum Besten des menschlichen Geschlechtes abzielen sollen. Ich selbst kan es wenigstens meiner seits gestehen, daß ich mich in diesen meinen Blättern auf nichts so sehr als auf die Deutlichkeit befließige. Das ist also der Phönix unter allen Alchymisten, dachte ich! Der wird nunmehr die vernünftigste Art des Ausdruckes im Vortrage seiner Wissenschaft angewandt haben, und alle seine Vorgänger zum wenigsten an einer verständlichen Schreibart übertreffen.

Ich ward in diesen Gedanken noch mehr bekräftiget, als ich das erste Capitel des Buches selbst durchlaß, darinnen der Verfasser behauptet, daß man den Stein der Weisen auf mehr als eine Art erfinden könne; wiewohl viele davor halten, daß solches nur auf eine einzige Weise angehe. Er führt zu dem Ende eine Stelle aus Christian Rosenkreuzen an, der bereits vor ihm, vier Wege zu diesem Geheimnisse zu gelangen, vor möglich gehalten. Die Worte sind sonderbar, darum will ich sie hersetzen. So schreibt der selbe:

Sey gegrüßet mein Gast!

Wenn dir vielleicht etwas von des Königes Hochzeit zu Ohren kommen, so betrachte diese Worte: Der Bräutigam läßet dir durch mich vier Wege offenbaren, durch welche alle, wo du nur nicht von selbigen abweichest, du zu dessen Königlichen Pallast kommen kanst. Der erste Weg ist zwar kurz, aber dabey gefährlich, und welcher dich in verschiedene Irrthümer

thümer führen wird, aus welchen du dich kaum wirst heraus wickeln können. Der zweyte ist etwas länger, welcher dich zwar wird herum, aber nicht abführen. Er ist gerad und leicht, wenn du durch Beyhülff eines Magnetsteins, dich weder zur Linken noch zur Rechten wirst abführen lassen. Der dritte ist wahrhaftig ein Königlicher Weg, welcher dir durch unterschiedliche Lüste unsers Königs und angenehme Augenspiel den Weg wird verführen, so aber bishero kaum einem aus tausenden wiederfahren. Auf dem vierten Wege ist keinem Menschen erlaubt zu dem Königl. Pallast zu gelangen, weil er alles verzehrend, nur denen der Zerstücklichkeit nicht unterworfenen Leibern eigenthümlich ist. Erweh'e dir nun aus dreyen einen Weg, welcher dir beliebt, und bleibe in selbigem beständig. Du sollst aber wissen, daß, welchen Weg du wirst angetreten haben, und dir von dem nicht zu ändern seyenden Fato Destiniret worden, dir hernach nicht mehr erlauben sene, ohne größte Gefahr deines Lebens davon abzuweichen. Dieses habe ich gewollt, daß du wissen sollst. Aber höre! hüte dich, daß dir nicht entsalle, mit was für Gefahr du dich auf diesen Weg begeben; denn wo du dir nur des geringsten wieder die Gesetze unsers Königes laufenden Fehlers bewust bist; so bitte ich dich, du wollest dich, da es noch erlaubt ist, durch eben denselben Weg, welchen du angetreten, auf das geschwindeste zurück begeben.

Diese angeführte Stelle machte mich etwas stußig, weil ich die gewöhnliche seltsame Schreibart der Herren Goldmacher darinnen wahrnahm. Die Hochzeit des Königes, der Bräutigam, der Königl. Pallast, der Magnetstein, die Lüste des Königes und seine angenehme Augenspiel, die der Zerstücklichkeit nicht unterworfenen Leiber, und d. m. waren mir lauter Rägel, davon ich nichts verstund. Doch da mein Herr Better selbst noch bey ganz gewöhnlichen Redensarten blieb, und in dem folgenden versicherte, daß er sich genöthiget gesehen, nicht vier, sondern vierzehnen Wege zu Erlangung des Philosophischen Steins zu glauben: so hoffte ich noch, daß ich aus seinem eigenen Unterrichte was bessers fassen würde.

Aber diese meine Hoffnung ward bald junichte, als ich im II Cap. p. 13 unter andern folgende Sätze fand: „ Wann aber diese Materia mit der reinen und schönen Diana copu-
 „ lirt und stratificirt wird, so überkommeth solche eine beständige lunarische Natur; hingegen
 „ wird die schöne Diana ihrer feinen Gestalt beraubet und gänzlich destruiret = = welches
 „ ja ein Miraculum naturæ ist. p. 17 hieß es: Wann nun deine Materie, wie oben gemel-
 „ det, mit Gold oder Silber stratificiret, die Materie schwarz, und das Corpus Lunæ zu ei-
 „ ner Aschen verändert worden, so ist die Separation geschehen, und nimmet der Mercurius
 „ oder Materia von dem Silber und Gold allein dasjenige zu sich, was seiner Natur ist, id
 „ est Animam; die Terram läßt er liegen: Darum läßt es sich auch scheiden ohne Hand-
 „ anlegen, von sich selbst. Denn die Stücklein Materie, so mit der Luna eingesezet wor-
 „ den, bleiben ganz, werden schwarz und in einen metallischen Leib oder Silber verändert,
 „ haben in sich die animam Lunæ; dergenthalben ist es jezund Mercurius animatus, die
 „ Luna, so zu Aschen worden, bleibt auch absonderlich liegen, und daher gar leicht zu schei-
 „ den, es ist aber ganz nicht vonnöthen, denn das Corpus muß die Seel wieder annehmen,
 „ und muß der Mercurius animatus das Corpus wieder erwecken und lebendig machen:
 „ qui enim mecum moritur mecum oritur.

Über diese und dergleichen andre Redensarten mehr ward ich ganz irre. Ich mochte mirs aber so sauer werden lassen, als ich wollte; so war doch alle mein Kopfbrechen vergebens.

gebens. Je öfter ich dergleichen seltsame Beschreibungen durchlaß, je weniger verstand ich sie, und nichts destoweniger fand ich bald darauf noch folgende Worte, die mir eine große Unwissenheit vorzurücken schienen: „Ist daher eine Weiber - Arbeit hieß es p. 19 und ein Kinderspiel. Der aller schlechteste Mensch kan das Königs Hüter seyn, nur daß man das äußerliche Feuer wartet. Die Materie wird unterschiedlich beschrieben, bald einem flüchtigen Vogel, bald einem Drachen verglichen. Draco noster non moritur, nisi odore Solis & Lunæ. In summa sie ist wahrhaftig des Goldes und Silbers eigener Saft, daraus sie anfänglich auch gewachsen und von der Natur gezeuget worden; daher auch gesagt wird: Füge das Haupt zum Schwanz, so hast du die Kunst ganz. Item: Es frist ein Wurm den andern. Doch endlich fand ich im Schlusse des Capitels wiederum einigen Trost, weil der Verfasser selber gestund, daß er nicht Willens gewesen, alles so gar deutlich herauszusagen, wie er es doch anfänglich versprochen gehabt, denn er schreibt: „Und so viel von dem uralten Wege, welchen ich gern deutlicher und ausführlicher beschreiben wollte, mit allen seinen sehr schönen Handgriffen. Weilen es aber nicht gut ist den Brey zu kochen, und den Unwürdigen auch einzustreichen; als werde gezwungen, solchen etwas verdeckter zu geben, mit Enthaltung der benötigten Manipulation, welche doch denen würdigen Filiis artis zu entdecken niemahls ermangeln werde.

Daran mußte ich mir nun gnügen lassen. Ich war kein Filius artis und also unwürdig, ein Geheimniß zu fassen, welches nur vor diejenigen gehöret, welche es ohne dem schon wissen. Und diese Probe aus dem Buche meines lieben Hrn. Betters mag genug seyn, dem werthen Leser einen Geschmack von der Lehrart der Philosophen, oder vielmehr Alchymisten zu geben; welche, wann sie am allerdeutlichsten schreiben, dennoch viel unverständlicher sind, als wenn andre Scribenten den höchsten Grad der Dunkelheit erreichen.

Meine Gedancken kürzlich davon zu entdecken, so halte ich mit meines werthen Hn. Betters gültiger Erlaubnis davor, daß die Herren Goldmacher sich ohne allen Grund mit dem Nahmen der Philosophen beehren. Eine solche Finsterniß des Verstandes als bey ihnen herrschet, schicket sich gar nicht vor die wahre Weisheit, welche im Lichte wohnet, ja selbst lauter Licht ist. Ich will sagen die Philosophie liebet nichts so sehr als die Deutlichkeit, und sobald jemand diese verliert, hat er sie auch verlohren. Denn wer nicht so redet und schreibet, daß man ihn verstehen kan, der verstößet wieder die ersten Regeln der Vernunftlehre, und ist nicht werth, daß man ihn lieset.

Ich weiß wohl daß sie zu sagen pflegen; man müsse die Kunstwörter ihrer Wissenschaftt inne haben, ehe man ihre Schrifften lesen wolle. Allein das ist ungereimt. Es kömmt mir nicht anders vor, als wenn man einem Knaben vermittelst einer Lateinischen Grammatic lateinisch lernen will: Denn da fordert man auch, daß er die Sprache verstehen müsse, ehe er sie noch verstehet. Fordern denn die übrigen Weltweisen, daß man ihre Kunstwörter wissen müsse, ehe man ihre Anfangs-Gründe gelernet? Verlangen denn die Rechenmeister, Feldmesser, Sternkundige, Baumeister, u. s. w. daß man ihre Sprache und Redensarten inne haben müsse, ehe man sie gelernet? In Wahrheit dergleichen Thorheit ist schwerlich einem unter ihnen in den Sinn gekommen. Wenn ich eine Wissenschaftt fassen will, so will ich in den ersten Gründen derselben unterrichtet seyn. Man muß ganz von forne mit mir anfangen. Man muß mir erklären, was Sol, was Luna, was Diane, was der König, was der Drache, der Vogel, der Wurm, der Kopf und der Schwanz heißen solle? Wer das von mir fordert, ehe ers mir gesagt hat, der versteht keine Lehrart, und muß erst selbst vernünftig werden, ehe er sich zum Lehrer aufwerfen und andern seine Künste beybringen will. Ich wollte also auch meinem Hn. Better unmaßgeblich rathen, daß er sich erst in einer guten Vernunftlehre unterweisen lassen, und in Philosophis. und Mathematischen Wahrheiten fleißig üben möchte, ehe er sich unterfienge Bücher zu schreiben, darinn er nicht die Verwirrung seiner Begriffe und die Schwäche seines Verstandes verrathen wolle.

Bieder mann.

Ein und siebenzigstes Blatt 1728 den 13 September.

H O R A T I U S.

Nocturnos Lemures portentaque Theffala rides?

Es weiß daß der berühmte und gelehrte Bayle in sehr übeln Ruf gerathen, weil er sich unterstanden zu behaupten, daß die Atheisterei weit so was schlimmes nicht sey als der Aberglaube. Man hat daraus eine heimliche Neigung, dieses sonst sehr belesenen und scharfsinnigen Mannes, gegen die eigentlich sogenannte Gottlosigkeit, schliessen wollen: Ja einige, die mit dem Nahmen der Atheisten gar zu freygebig sind, haben nicht ermangelt ihn sogleich davor auszuruffen. Ich bin derjenige nicht, der sich fremder Irrthümer theilhaftig zu machen geneigt ist; kan doch aber eine solche Beschuldigung gar nicht billigen. Ueberhaupt wollte ich wünschen, daß es niemahls einen einzigen gegeben hätte, der sich zu einer so thörichten Meynung, als die Gottesleugnung ist, im Ernste bekannt hätte. Es ist eine grosse Schande vor das menschliche Geschlecht, wenn sich nur einige Personen darunter finden, die sich ihrer Vernunft so wenig zu gebrauchen wissen, daß sie auf dergleichen handgreiflichen Irrthum verfallen können. Und daher sehe ich diejenigen gleichsam vor Feinde des Vaterlandes und Lasterer der menschlichen Natur an, die sich mit aller Gewalt bemühen, die Zahl der Atheisten zu vergrößern. Sie beschimpfen ihr eigenes Geschlecht dadurch, und thun gewiß der Religion selbst keinen Dienst mit. Jemehr gelehrte Leute man in die Zahl der Atheisten setzet, desto wahrscheinlicher macht man den Einfältigen, die sich durch das Vorurtheil des Ansehens regieren lassen, diese unreimte Thorheit. Und je grösser der Ruhm ist, den solche Lichter der gelehrten Welt durch ihre Wissenschaft und Schrifften sich zuwege gebracht, desto mehr sollte man sich bemühen, sie von der Parthey der Ungläubigen abzuziehen, und so viel sichs thun läßt, auf die Seite der Religion zu bringen.

Was den berühmten Bayle insonderheit anlanget, so wollte ich nicht gerne, daß man uns, einen so fähigen Geist und ungemeynen Verstand abspenstig machen und in die Rolle unsrer Wiederfächer schreiben möchte. Denn mich dünckt immer, daß derselbe von dem Laster der Atheisterei ganz frey gewesen sey, und ich finde noch gar nichts in seinen Schrifften, was mich auf die gegenseitige Meynung bringen könnte. Vertheidiget er in seinen Gedanken über den Cometen von 1680, daß die Atheisterei nicht so schändlich und abscheulich, auch gegen Gott selbst nicht so ehrenrührig sey, als die heidnische Abgötterei; so scheint er mir dieses mehr aus Haß gegen den Aberglauben, als aus Neigung zum Unglauben zu thun: und dieses getraue ich mir aus allen Blättern seines Buches erweislich zu machen. Als ein guter Philosoph und aufgeräumter Kopf, konnte er alle die Thorheiten der Abergläubischen unmöglich anders, als mit einem grossen Abscheue und Verdrusse ansehen. Denn das Verder-

ben derer, die in solchen thörichten Phantasien stecken, ist viel grösser, als daß es nur ausgelacht zu werden verdienen sollte. Pflaget es doch oft zu geschehen, daß man, um ein heftiges Mißfallen über etwas zu bezeigen, gar das Gegentheil davon erhebet und ihm vorziehet: nicht als ob man dasselbe loben, oder billigen wollte; sondern weil man das entgegengesetzte Ubel dadurch desto verhaßter machen will. So spricht mancher zuweilen, daß er lieber den Stein als die Sicht haben, lieber ersaufen als verbrannt werden wolle. Wer wollte aber deswegen glauben, derjenige, so solches spricht, habe eine heimliche Neigung zu den Steinschmerzen, oder zum Ersaufen? Eben so geht es mit Baylens Meinung. Er hat nicht die Atheisterei als erträglich, sondern den Aberglauben als was abscheuliches vorstellen wollen.

Meinestheils halte ich davor, daß Atheisterei und Aberglauben an und vor sich selbst zwey gleich abscheuliche Dinge sind. Der Irrthum dünckt mir eben so groß, wenn man Holz und Stein, Hunde und Affen vor Gott hält, als wenn jemand gar Gott leugnet. Beides ist ungereimt, und kan nur von sehr ungeübten und unrichtigen Köpfen vor wahr gehalten werden. Was ist es hier nöthig zu streiten, welches besser oder schlimmer sey? Man muß beides, so viel möglich, auszurotten, und aus der Welt zu vertilgen suchen. Was liegt uns daran, ob ein hitziges Fieber ärger, oder erträglicher sey, als die rothe Ruhr? Wer seine Gesundheit liebet, wird sich vor beyden mit gleicher Sorgfalt in acht nehmen.

Sehe ich indessen das menschliche Geschlecht überhaupt an, so finde ich in allen Zeiten und Orten, in allerley Ständen, Geschlechtern und Altern eine viel grössere Neigung zum Aberglauben als zur Atheisterei. Es ist noch nicht erwiesen, ob es jemahls ein Volk gegeben, welches nichts von einer Gottheit gewußt, oder ein höchstes Wesen gar geleugnet habe: Allein gesetzt, daß man eine solche Nation gefunden hätte, was würde dieselbe, gegen so viel tausend abgöttische Völker ausmachen? Nichts mehr, als ein Tropfen gegen das Weltmeer, und ein Maulwurfs-Hügel gegen den ganzen Erdboden austrägt. Denn gegen einen einzigen Atheisten würde man allzeit eine Million abergläubische Götzendiener antreffen. Woher dieses komme, mag ich iso nicht untersuchen. Genug, daß die Erfahrung es lehret, und die Geschichte aller Jahrhunderte es vollkommen bestätigen.

Je allgemeiner eine schädliche Seuche wird, destomehr muß man sich bemühen dieselben auszurotten: und jemehr das menschliche Geschlecht zum Aberglauben geneigt ist, desto eifriger sollte man dawieder streiten. Es ist ein löblicher Eifer, womit im vorigen und isigen Jahrhunderte, die grösssten Gottesgelehrten wieder den Unglauben gekämpft, und ich habe die meisten Schriften von der Wahrheit der Religion mit grossem Vergnügen gelesen. Allein ich wundre mich, warum diese scharfsinnige Befechter des Glaubens, nicht auch an den Aberglauben gedacht. Es sind mir in der That sehr wenig Bücher bekannt, die in neuern Zeiten ausdrücklich dawieder geschrieben worden. Wollte man argwöhnlich seyn, so könnte man auf die Gedancken kommen, als wenn sich derselbe besser mit dem Christenthume reimen müste, als der Unglaube. Doch es wäre ungereimt, dieses nur zu gedencken. Eins ist der wahren Religion sowohl zu wieder als das andre, und eben deswegen nimmt michs Wunder, warum man wieder eines von den beyden Ubeln so viel grosse Bücher verfertiget, wieder das andre aber so seltsam, und fast nur beyläufig einige schwache Erinnerungen gegeben: Warum man wieder den Unglauben die gründlichste Art im Denken und

Schließ-

Schliessen gebraucht; wieder den Aberglauben aber nur obenhin geeifert: Warum man wieder die wenigen Atheisten alle Kräfte der Vernunft zusammen genommen; wieder die albersten Thorheiten aber, die doch weit häufiger im Schwange gehen, fast nichts Bündiges und überzeugendes vorzubringen bemühet gewesen.

Ich rede hier nur von unsern Zeiten: Denn mir ist nicht unbekannt, was in der alten Kirchen die gelehrtesten von den Vätern derselben, wieder die heidnischen Greuel geschrieben. Sie bräuchen alle Waffen der gesunden Vernunft, wenn sie wieder die Vielgötterey streiten und schlagen ihre Widersacher damit gänglich zu Boden. Sie wissen das auslachsenswürdige Wesen des Götzendienstes aufs scharfsinnigste zu entdecken, und zeigen die dabey vorkommenden Thorheiten so klärlich, daß allen ihren Gegnern das Maul gestopfet wird. Ganz anders ist es beschaffen, wenn sie ihre eigene Lehrsätze zu behaupten anfangen. Da sind ihre Beweise niemahls so stark, so deutlich, so gründlich und so überführend als dort; und da dieses nicht an den Wahrheiten, so sie vertheidigten, sondern an ihrer Geschicklichkeit lag, so ist es kein Wunder, daß sie in diesem Stücke von unsern neuern Gottesgelehrten weit übertroffen worden. Man hat nehmlich heute zu Tage das Christenthum weit besser wieder seine Feinde zu behaupten gewust als vorzeiten geschehen: Man hat die Wahrheit der natürl. und geoffenbahrten Religion auf eine unumstößliche Weise dargethan. Aber hingegen hat man den Aberglauben lange so glücklich und fleißig nicht bestritten, als man in der alten Kirchen gethan.

Vielleicht denckt hier jemand: dieses sey nicht nöthig, nachdem die heidnische Abgötterey aus Europa verbannet und das Christenthum überall eingeführet worden. Allein man irret sich dabey. Das Heidenthum ist nicht allein des Aberglaubens schuldig gewesen: Auch die wahre Religion heget eine schreckliche Anzahl abergläubischer Leute bey sich. Nicht nur die grobe Abgötterey ist eine solche Thorheit; auch die gemeinen Einbildungen von Hexereyen, von Gespenstern, von Träumen, vom Wahrsagen, vom Schatzgraben und andern solchen Afsanzerereyen, sind lauter Arten des allerdümmsten Aberglaubens. Gleichwohl herrschet der meiste Theil davon mitten in der Christl. Religion. Man glaubt Erscheinungen der Geister und abgeschiedenen Seelen: Man hält davor, daß es Wettermacher, Crystallseher, Traumdeuter, Seegensprecher, Hexenmeister, Beschwörer und Teufelsbänier gebe. Man fürchtet sich vor Cometen und andern natürlichen Dingen. Man hält gewisse Tage und Stunden vor glücklich und unglücklich. Man schreibt gewissen Figuren, Zeichen und Characteren eine geheime Kraft zu. Man legt gewissen Worten, so etlichemahl wiederholet werden, eine unbegreifliche Wirkung bey. Man punctiret, man cabbalifiret, chiromantifiret, prophezet und schwärmet auf tausendfältige andre Weise, die man unmöglich alle nahmhafft machen kan. Und das thun nicht nur die Einfältigsten unter uns. Nein, auch diejenigen, die sich ihres Standes und Vermögens halber, klug düncken; ja so gar viele, so sich Gelehrte nennen lassen, sind in solchen Grillen ersoffen. Ist das nun nicht Aberglaubens genug? Schicket sich das vor Christen, vor das auserwehlte Volck, vor die Anbeter des wahren Gottes? Sollte man dawieder nicht schreiben, predigen, eifern und streiten? Sollte da nicht billig eine grosse Menge gründlich gelehrter Männer aufwachen und mit vereinigten Kräften diesem Unheile zu steuern suchen?

In Wahrheit es wäre zu wünschen, daß noch zehn Baylen aufstünden, und mit allem ihrem Wiße und Verstande sich dem Aberglauben widersetzen möchten. Diese Lernäische Schlange hat freylich wohl an dem istgedachten Scribenten einen starcken Hercules gesunden; und es ist gewiß, daß er dem Reiche der Thorheit durch seine gelehrte Schriften einen gewaltigen Abbruch gethan. Allein wie hat er einem solchen vielköpfigten Ungeheuer allein gewachsen seyn können? In allen Ländern, in allen Provinzien, in allen Städten und Flecken müßten Leute von seiner Art aufstehen; und doch würde man noch Mühe haben, den Pöbel von allen seinen Phantasien zu befreyen. Der Aberglaube ist allgemein, er ist mannigfaltig, er ist tief eingewurzelt; Er wird endlich auch oft von den Lehrern der Religion selbst unterstützet. Dieses alles macht seine Ausrottung desto schwerer. Was man an einem Orte ausreißet, das wächst anderwärts desto besser. Wenn man eine Art des Unkrauts vertilget, so entspringt an seiner Stelle ein anders. Wenn man eins mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben dencket, so steckt doch die tiefste Wurzel noch verborgen und sprießt mit der Zeit wieder hervor. Und was man endlich mit grosser Mühe ausgejätet und aus dem Wege geräumt hat, das wird unvermerkt von einem andern, der es oft so böse nicht meynet, desto häufiger von neuem gepflanget.

Auf diese Betrachtungen hat mich dasjenige gebracht, was wir in den neulichen Zeitungen aus Ungarn gelesen haben. Man hat daselbst die Einfalt begangen, mehr als ein dußend Menschen schrecklicher Weise am Leben zu strafen, weil sie Hexenmeister gewesen, und Wetter gemacht haben sollen. Man hat uns solche seltsame Umstände davon berichtet, daß sich auch kluge Kinder des Lachens darüber nicht enthalten können. Z. E. Ein junges Mensch soll sich mit dem Satan fleischlich vermischet haben. Eine starke und sehr völlige Weibsperson soll auf der Wage nur etliche Lothe schwer befunden worden seyn, und das ist der Beweis ihrer Zauberey oder die Hexenprobe gewesen, u. d. m. Heißt das nicht dem Satan zum Wunderthäter, und den bösen Geist zum Gott machen? Heißt das nicht bey hellem Mittage tappen, und mitten im Christenthume einen mehr als heydnischen Aberglauben begehen?

Im 833 Jahr nach Christi Geburt lebte ein Bischoff zu Lion, St. Agobard genannt, der zu seiner Zeit wieder solche Thorheiten heftig geeifert. Man bildete sich an seinem Orte ein, daß es gewisse Hexen gäbe, die nach Belieben Sturm, Bliß, Schlossen und Hagel erweckten, und mit Fleiß die Felder verderbten, damit sie gewissen Einwohnern des unbekanntes Landes Magonia, das zerfallene Getreide verhandeln könnten, als welche dasselbe abzuholen, mit Zauber = Schiffen durch die Luft geseegelt kämen. Und diese Phantasey hatte so sehr überhand genommen, daß der gute Bischoff einesmahls viel Mühe hatte, drey Männer und ein Weib aus den Händen des Pöbels zu retten; weil man davor hielt, daß selbige aus solchen Luft = Schiffen heruntergefallen wären. Wieder diese Thorheiten schrieb er nun ein eigenes Buch, und beklagte sich darinn ausdrücklich: Daß sich dergleichen Narheiten unter den Christen ausgebreitet, die man auch unter den Heyden nicht geglaubet haben würde.

Allein was war das Wunder? Iso hat das Christenthum schon fast 1000 Jahre länger gestanden, und wir sind doch nicht klüger geworden!

Nieder mann.

Zwey und siebenzigstes Blatt 1728 den 20 September.

T E R E N T I U S.

HOMO sum, nihil humani a me alienum puto.

Sich mit meinem neulichen Schreiben an den Groß-Bezier in Constantino-
pel so glücklich gewesen, eine erwünschte Antwort zu erhalten: so habe ich es
vor meine Schuldigkeit erachtet, auch an den König in Portugall in ebender-
gleichen Absichten zu schreiben. Der Occident geht einen redlichen Welt-
Bürger nicht weniger an, als der Orient, und ich habe mich also genöthiget
gesehen, auch diesem preiswürdigen Potentaten mein Vergnügen an den Tag zu legen, so
ich um verschiedener Ursachen willen, über seine weise Regiment verspüret habe. Wollen
meine Leser denken: Der König werde nach dem Beyfalle eines Ausländers von schlechtem
Herkommen, Vermögen und Stande nicht viel fragen; und also sey meine Arbeit vergeb-
lich: So kan ich ihnen ihre Gedancken leicht lassen. Vielleicht denckt man in Portugall
anders! Gesezt aber man dächte eben so: Was gehts mich an? Ich habe das meine ge-
than; und werde mich wenig bekümmern was es wirket, und wie es aufgenommen wird.
Ein Weiser sieht nur auf das was er selbst thut, und ist zufrieden, wenn er seine Pflicht er-
füllet hat. Anderer Leute Betragen dabey macht ihm keinen Kummer. Hat aber mein
Schreiben ausserhalb Deutschland keine Wirkung, so soll doch dieser Abdruck desselben in
unserm Vaterlande nicht gang vergeblich seyn. Es lautete also:

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Eure Majestät empfangen dieses unterthänigste Schreiben von einem Deutschen Phi-
losophen, mit Nahmen Niedermann, der dasjenige in der That zu seyn beflissen ist,
was seine Benennung andeutet. Ich achte die ganze Welt vor mein Vaterland, und sehe
das ganze menschliche Geschlecht, nicht nur vor meine Landesleute, sondern vor meine Ver-
wandte an. Alles Gute, was ich darinnen wahrnehme, erfreuet mich, und alles Böse,
was darinn vorfällt, geht mir zu Herzen. Daher bemühe ich mich, so viel in meinen we-
nigen Kräfften stehet, jenes zu befördern, dieses hingegen auf alle mögliche Weise zu hin-
dern. Diese Abbildung von meiner Gemüthsart wird diejenige Freyheit rechtfertigen,
die ich mir nehme, indem ich Eurer Majestät durch dieses Blatt dasjenige Vergnügen ent-
decken will, welches ich seit einiger Zeit über Dero weise Regierung gespüret; sobald nur
die Nachrichten davon in unsern nordlichen Landschaften bekannt geworden.

Eure Majestät haben vor etlichen Jahren schon dero grossen Geist und durchdringen-
den Verstand durch die Liebe der Gelehrsamkeit an den Tag geleyet. Die vortrefliche Aca-
demie so von denenelben gestiftet worden, und ihren besondern Fleiß in Untersuchung der
Portu

Portugiesischen Historie bereits durch viele gelehrte Bücher erwiesen hat, ist mit Recht ein Licht ihres Königreiches und Vaterlandes zu nehmen. Eure Majestät haben dasselbe angezündet, und dadurch nicht nur eine gemeine Landesväterliche Sorgfalt gegen dero Unterthanen erwiesen; sondern auch eine recht Königliche Großmuth, dabey spüren lassen. Diejenigen grossen Geld-Summen, die sie gleich andern Monarchen, auf unnöthige Kriege, Flotten und Armeen, auf überflüssige Lustbarkeiten und vergeblichen Pracht, auf Schauspiele und Gärten hätten verwenden können, die haben sie lieber zu Beförderung der Wissenschaften und zum Behuffe der Gelehrsamkeit bestimmen wollen. Das prächtige Astronomische Observatorium, welches Eure Maj. erbauet und mit allen Nothwendigkeiten versehen haben, wird auch dero wahre Ehre bey den Nachkommen besser ausbreiten, als wenn sie ein grosses Zeughaus oder gar eine unüberwindliche Festung angeleget hätten.

Doch dieses ist die Hauptabsicht meines Schreibens nicht. Die Religion und wahre Staats-Kunst sind diejenigen Stücke, weswegen Eure Maj. das größte Lob verdienen. Sie suchen sich durch einen recht Königlichen Entschluß, von dem Joche des Römischen Stuhles loszureißen, dessen Bürde dem vernünftigsten Theile der Welt längst unerträglich geschienen. Die Majestät der Grossen auf Erden selbst leidet Noth, wenn dieser eingebildete Stadthalter Christi, wieder das Verbot seines Heylandes seine Herrschsucht blicken läßt, und auch gekrönte Häupter zu seinen Vasallen zehlen will. Dieser Stolz eines geistlichen Vaters hat Eurer Maj. billigen Zorn erwecket, und sie haben sich derjenigen Mittel bereits bedienet, dadurch sie dem Päpstlichen Hofe zeigen können, daß igo die Zeiten vergangen sind, da auch Kayser den H. Vater als einen halben Gott verehren, und fast gar anbeten mußten.

Eure Maj. könnens nicht glauben, wie sehr sich alle Protestantische Länder über den guten Anfang freuen, den selbige in Behauptung dero Königlichen Ansehens gemacht. Welch einen Stoß würde das Reich der Finsterniß, ich meyne das Pabstthum, nicht kriegen, wenn das Licht des Evangelii, welches in unserm Norden so helle leuchtet, auch am äußersten Ende von Europa aufgehen sollte! Wir lesen hier mit dem größten Abscheue die Gottlosigkeit die unter den Spanischen und Italienischen Pfaffen und Mönchen vorgehen; so wie uns dieselben ein abgetretener Spanischer Geistlicher beschrieben. Das Buch heist in unsrer Sprache der Dietrich der Römischen Kirchen, und ist neulich durch eine gute Uebersetzung fast in jedermanns Hände gebracht. Wir wissens nicht, ob es in Portugall eben so arg zu gehe, könnens aber leicht vermuthen, daß Eurer Majestät preiswürdiger Eifer, alle dem Unheile bald würden zu steuern wissen, wenn es denenselben nur bekannt werden sollte.

Nichts befürchten wir mehr, als daß etwa E. M. nachlassen möchten, dero gerechteste Absichten auszuführen und die Vorrechte der Königlichen Würde, wieder den Römischen Bischoff zu behaupten. Man weiß wie schlau und verschlagen die catholische Geistlichkeit ist; und Lucern hat uns neulich in der Schweiz eine augenscheinliche Probe davon gewiesen. Als man die feste Hoffnung hatte, es würde diese Republick in dem angefangenen Eifer vor die Reformation ihrer Kirchen fortfahren; so vernahm man unverhofft das Gegentheil. Sie wurde matt und versöhnte sich mit dem Pabste, der aus politischer Klugheit etwas gelindere Seyten aufzog. Eben das wird gegen E. M. auch ehestens gesche-

geschehen. So klug ist der Römische Pabst schon geworden, daß er den Donner seines Bannes nicht mehr hören läßt. Er weiß wohl, daß die heutige Welt nicht sonderlich davor erschrecken würde. Darum hält er denselben lieber zurücke, und suchet lieber durch ein verschmißtes Nachgeben die Widerspenstigen zu gewinnen.

Aber um Gottes Willen! lassen sich doch E. M. kein solches Nachgeben des Päpstl. Stuhls verleiten, Dero Ansehen etwas zu vergeben, und sich dem Joche von neuem zu unterwerfen, welches Sie einmahl so beherzt abzuwerfen angefangen. Von der Inquisition müssen Dieselben sich vor allen Dingen zu befreien suchen. Dieses ist das abscheulichste und grausamste Gericht von der Welt. Aberglaube und Tyrannen herrschen darinn, und der schrecklichste Gewissens-Zwang ist das tägliche Handwerck desselben. So lange nun Eure Maj. dasselbe nicht gänzlich legen werden, können Sie selbst auf ihrem Throne nicht sicher seyn, darauf Sie doch von Gott selbst, zum Besten sovieler Völker gesetzt worden. Denn wem ist die gottlose Lehre der Mitglieder solcher Gerichte nicht bekannt, daß man einen Ketzerischen König nicht nur ohne Sünde ums Leben bringen könne; sondern noch dazu eine göttliche Belohnung davor zu erwarten habe.

Was vor eine handgreifliche Probe der Unwissenheit und Thorheit dieser Inquisition hat man uns nicht neulich noch berichtet! Mehr als zwölff Personen sind, theils des Judenthums, theils des Lasters der Zauberey halber, aufs härteste bestrafet worden. Von den Juden will ich jezo nichts gedencken. Es erfordert vielleicht die Wohlfahrt der Portugiesischen Nation, daß man dieses Gesindel nicht leiden will; und alsdenn ist es billig, sie wegzuschaffen. Wäre aber dieses nicht, so könnte auch die Verurtheilung solcher Leute vor nichts billiges angesehen werden. Wer hat uns Menschen zu Richtern über die Gewissen andrer Leute bestellt? Ein jeder wird vor sich selbst dermahleins Rechenschaft geben müssen: Also mag auch ein jeder nach seinem Erkenntnisse glauben und leben.

Ich erwehne vor dießmahl nur der Hexereyen, die man so hart bestrafet hat. Ist denn das Erkenntniß von der Nichtigkeit der Hexenprocesse noch nicht bis in E. M. Staaten gedrungen? Glaubt man daselbst noch die Thorheiten, die ganz Europa schon längst ausgelachet hat; auffer daß in Ungarn neulich noch dergleichen Einfalt begangen worden? Es kan seyn, daß die vorgegebenen Zauberer, ihrem Nächsten durch allerley heimliche doch natürliche Künste Schaden zugesüget. Aber davor hätte man sie, nach Beschaffenheit dieses Schadens; nur nicht als Hexenmeister strafen können. Das ist indessen die Blindheit derjenigen Völker, wo man sich schlechterdings dem Ausspruche der Geistlichkeit unterwirft, nichts mit eigenen Augen siehet, auch seinen Verstand nicht zu brauchen weiß. Es fehlt ihnen an nichts so sehr, als an einer freyen Philosophie; welche aber nimmermehr ins Aufnehmen kommt, so lange man blindlings glauben muß was die Römische Kirche glaubet, und zum Keger gemacht wird, wenn man entweder deutliche Erklärungen oder gründliche Beweisgründe von ihren Lehrsätzen fordert.

Ich halte E. M. vielleicht gar zu lange auf: Allein was kan einem so erlauchten Monarchen zu langwierig seyn, wenn es demselben in seinem wahrhafftig Königl. Unternehmen die gebührende Hochachtung bezeuget. Ich thue noch mehr. Ich wünsche E. M. Glück, zu alle Dero bevorstehenden großmüthigen Entschlüssen! Gott erleuchte Dero geheiligte Person mehr und mehr, und stärke Sie in Vollführung seines Willens. Das
licht

licht der Evangelischen Wahrheit müsse bald von einem Ende der Erden bis zum andern scheinen, und endlich die ganze Welt mit seiner Klarheit erfüllen! Eure Majestät unterstügen nur wie bishero die Liebhaber der Gelehrsamkeit. Dieses ist das sicherste Mittel, den Römischen Aberglauben einsehen zu lernen. Jemehr die Portugiesische Academie die alten Geschichte durchsuchen wird desto deutlicher wird es erhellen, wie sich nach und nach die Gewalt des Pabstthums eingeschlichen, und wie es sich den Königl. Zepter selbst endlich unterworfen habe. Ich habe das Glück mich in aller Unterthänigkeit zu unterschreiben als Eurer Königl. Majestät zc.

Mein Herr,

Sie haben uns schon verschiedne mahl von dem Aberglauben Ihre Gedanken eröffnet, und denselben als ein andrer Däyle mit den gründlichsten Vernunft-Schlüssen zu dämpfen gesucht. Ich meines theils bin eben sowohl ein Feind desselben als Sie, und wollte wünschen, daß ich ihn allenthalben auf einmahl mit Strumpf und Stiel ausrotten könnte. Unser Leipzig ist zwar so ziemlich von diesem Ubel befreuet, und man wird kaum einen Ort in Deutschland finden, wo weniger Thorheiten geglaubt würden. Doch! lebt unserm Pöbel noch allezeit etwas von der alten Schwachheit an, und er kan sich nicht entschließen, alle Phantasien seiner Vorfahren zu vergessen. Neulich hat man sich mit einer Prophezenhung herum getragen, daß die ganze Stadt an dem gestrigen Tage mit Feuer untergehen sollte. Der gemeine Mann hielt dieses schon vor ein halbes Evangelium, ja so gar der vornehme Pöbel stund in nicht geringer Bekümmerniß. Auf der Gasse, wo das Feuer, der Prophezenhung nach, auskommen sollte, versah sich ein jeder mit Wasser, und ich glaube, daß die vorige Nacht alles wird wache gewesen seyn. Allein dem ungeachtet sind unsere Propheten zu Lügneren geworden. Leipzig steht Gott lob noch, und hat nicht die geringste Gefahr auszustehen gehabt. Ich habe Ihnen mit Fleiß nicht eher Nachricht von dieser abergläubischen Furcht geben wollen, als bis der angefeste Tag verflossen: denn nunmehr kan man die Einfalt der Leichtgläubigen desto sicherer auslachen. Was man von einem Gespenste die Zeit her bey uns geschwazet, so sich aufferhalb dem Thore an einem gewissen Garten soll sehen lassen, das ist ohne Zweifel eben so gewiß als das obige. Ich habe Ihnen hiedurch noch mehr Gelegenheit geben wollen, auch an unsern Ort zu gedencken; und auch die Thorheiten, so bey uns im Schwange gehen, wo möglich abzustellen. Ich nenne mich mit besonderer Hochachtung Dero

ergebensten Diener
Adeisdämon.

Leipzig den 18 Sept. 1728.

Hochgeehrtester Herr Biedermann,

Stern Nachmittage befand ich mich in dem Städtlein Musichen; Als ich nun daselbst bey dem Stadt-Richter ein paar Hufeisen, woran wieder die Gewohnheit Ringe waren, an der Wand hängen sahe, und nicht errathen konnte, was sie bedeuten sollten; so befragte ich den Stadt-Richter deswegen. Dieser gab mir zur Antwort: Daß er sie brauchte, wenn etwas, vermittelst eines umlaufenden Zettels der Bürger schafft sollte bekannt gemacht werden. Denn er hände sodann gedachte Zettel daran, daß sie von den Kindern und andern, die ihnen gleich sind, nicht so gleich zerrissen oder sonst verzeget werden könnten, und also der Umlauff nicht gehemmet würde. Ein gleiches setzte er hinzu würde auch in vielen Dörfern beobachtet. Hierbey fiel mir ein, daß hiervon ohnfehlbar das Sprüchwort: Einem ein Zuf-Eisen aufschlagen; müsse entsprungen seyn, weil vielleicht ein dergleichen Richter, vermittelst eines Umlauffs mit dem Huf-Eisen, falsche Anlagen gemachet, und also diese Gewohnheit mag gemißbraucht haben. Ich nehme mir die Freyheit, diese meine Anmerkung mitzutheilen, weil ich weiß, daß Sie an Verbesserung der alten Deutschen Sprache, und folglich auch an Erklärung und Untersuchung derer darinn vorkommenden Sprichwörter Belieben haben. Ich bin zc.

Ernst von Cypressen-Wald.

89

Der
Biedermann.

Dren und siebenzigstes Blatt 1728 den 27 September.

J U V E N A L I S.

. . . Quis enim virtutem amplectitur ipsam,
Præmia si tollas?

Sie An liest, daß ein Französischer Abgesandter, den der H. Ludwig an den Sultan zu Damascus geschicket, eines mahls eine Weibsperson auf der Gasse gesehen, die in der einen Hand Feuer, und in der andern ein Gefäß mit Wasser getragen. Dieser ungewöhnliche Anblick kam ihm gleich so seltsam vor, daß er sich nicht enthalten konnte sie zu fragen, zu was Ende sie zwey so wiederwärtige Elemente zugleich trüge, und was sie damit vorhätte? Hierauf erwiederte die Frau mit einem ernsthaften Gesichte: Mit dem Feuer bin ich willens das Paradies in Brand zu stecken, und mit dem Wasser will ich die höllischen Flammen auslöschten; damit inskünftige kein Mensch mehr aus Furcht vor der Strafe, oder aus Hoffnung der Belohnung; sondern aus reinem Herzen und blosser Hochachtung vor ein so majestätisches Wesen, Gott dienen möge.

Wenn ich den vortrefflichen Begriff von der Tugend und Gottseligkeit erwege, den dieses Mahometanische Weib gehabt; so werde ich voller Scham und Eifer, daß sich unter uns Christen so wenige finden, die es ihr hierinn gleich thun, geschweige dasselbe übertreffen sollten. So klein auch die Anzahl dererjenigen ist, die sich mit Ernst der Tugend beflüssigen, so wenig richtige Bewegungsgründe wird man bey ihnen wahrnehmen, wenn man sie befraget, warum sie sich der Frömmigkeit ergeben? Sie wollen der ewigen Verdammniß entgehen; sie wollen in den Himmel kommen: das ist alles, was sie antworten würden, wenn sie aus Herzensgrunde reden sollten. Die Liebe Gottes ist nur ein blosser Vorwand. Oder wenn sie ihn ja lieben, so lieben sie ihn aus Eigennuß: das ist, weil sie gehöret haben, daß Gott diejenigen, so ihn lieben, mit einer ewigen Glückseligkeit beschicken werde. Nehmt nur diese Gedanken aus den Herzen der allerbesten Christen; so werbet ihr aller ihrer Frömmigkeit auf einmahl ein Ende machen.

Betrachte ich die innerliche Beschaffenheit der menschlichen Natur, darinnen gewiß nichts so tief eingewurzelt ist, als das Verlangen nach Glückseligkeit überhaupt; so kan ich freylich die Begierde nach dem Himmel, und den Abscheu vor der Hölle nicht tabeln. Sie ist eine Quelle vieles Guten, welches gewiß nachbleiben würde, wenn es dem Menschen gleich viel wäre, ob er selig oder verdammt würde; wenn er von der Unsterblichkeit der Seelen nichts wüßte; oder von Strafen und Belohnungen nach diesem Leben nichts glauben möchte Und ich verehere deswegen den Urheber des menschlichen Geschlechts und aller Dinge, daß er nicht allein diese Treibfeder zur Tugend, ich meine die Begierde glücklich zu werden, so tief in die Seelen seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen, sondern ihnen auch von dem

3

verschie-

verschiedenen Zustände der Geister nach dem Tode, durch Vernunft und Offenbarung eine zulängliche Erkenntniß geben wollen. Denn da bey alle diesem Erkenntniße und innerlichem Triebe, dennoch so wenig wahre Tugend unter den Menschen im Schwange gehet; was würde nicht geschehen, wenn man die Sterblichkeit der Seelen öffentlich lehren und behaupten; oder auch erweisen möchte, daß Himmel und Hölle nichts wären?

Ohnedem giebt es ja die Erfahrung, daß auch diese, obwohl starcken und nachdrücklichen Bewegungsgründe eines frommen und tugendhaften Lebens; dennoch diejenige Wirkung nicht thun, die man von ihnen vermuthen sollte. Daß wir in Friede und Ruhe bey einander leben, daß man nicht mordet, stiehlt, raubet, oder andere öffentliche Laster begehet, die das gemeine Wesen zu Grunde richten würden; das kommt gewiß nicht von der Furcht vor der Hölle, gewiß nicht aus Begierde nach dem Himmel her. Die Furcht vor der weltlichen Strafe ist der gewöhnlichste Bewegungsgrund, warum man die gröbsten Laster unterläßt. Wären nur keine Obrigkeiten, keine Gefängnisse, Festungen, Zuchthäuser, Galgen und Räder in der Republick zu befürchten: Was gilt's, wir würden nicht eine Stunde unsers Lebens sicher seyn; man möchte noch so fleißig von Himmel und Hölle predigen. Die dunckle Hoffnung einer weit aussehenden und folglich sehr ungewissen Glückseligkeit würde nicht den geringsten Eindruck, den ein gegenwärtiger Nutzen, eine sinnliche Lust, eine empfindliche Ehre bey Unvernünftigen machet, überwinden können. Und die zweifelhafte Furcht vor einem angedrohten höllischen Feuer, welches man iso weder rauchen siehet, noch prasseln höret, sondern nur glauben muß; würde nicht die geringste Reizung zur Ungerechtigkeit, Rachgier, Unzucht, Tyranny und Geiß überwiegen können.

Wäre das Verlangen nach einer himmlischen Herrlichkeit und der Abscheu vor einer ewigen Marter der Bewegungsgrund derer, die weder morden, noch stehlen, noch Gewalt üben, noch ihrer Rachgier folgen: so würden sie zu gleicher Zeit auch mäßig in Speise und Tranck, auch demüthig in Kleidung und Geberden, auch keusch in Worten und Wercken, auch wohlthätig, dienstfertig, gedultig, gelassen und zufrieden seyn. Eben die Belohnungen und Strafen, die bey öffentlichen Tugenden und Lastern zu hoffen und zu befürchten sind, sind auch auf diese letztern gesetzt. Wo siehet man aber alle diese Tugenden im Schwange gehen, und die ihnen entgegen gesetzten Laster vermeiden? Die ehrlichsten Leute, die rechtschaffensten Bürger in einer Republick sind darum nicht schamhafter, nüchtern, milder, teufeliger, freundlicher und barmherziger. Die Wollust, Trunckenheit, Verschwendung und Pracht, der Geiß, Uebermuth, Stolz, Wucher und Ehebruch, das Mißtrauen, Murren, Prahlen, Spielen, Affterreden, Verläumdungen, Lästern und Fluchen herrschet ja überall. Und wie kommt das? Sind etwa alle diese Laster nicht verdammlich? Kan man irgend dadurch den Himmel verdienen? Nein, gar nicht! Die Obrigkeit pfleget nur solche Laster nicht zu strafen; das ist die ganze Ursache, warum sie nicht nachbleiben. Oder sie werden zum Theil so heimlich begangen, daß die weltlichen Geseze sich darauf nicht haben erstrecken können.

Was folget nun hier aus? Soll man irgend eine Verdammniß lehren, die nicht ewig, sondern nur etliche tausend Jahre dauern wird? Dieses ist die Meinung derer, so die Wiederbringung aller Dinge glauben, und davor halten, weil man nuumebro schon so viel tausend

send Jahre die Ewigkeit der Höllestrafen geprediget, und doch nichts damit ansgerichtet: so solle man einmahl anfangen gelindere Seiten aufzuziehen, und zu versuchen, ob man durch eine sanftere Vorstellung der unendlichen göttlichen Liebe, so auch die Verdammten dereinst selig machen will, vielleicht mehr ausrichten werde? Das ist, meines Erachtens, eine vergebliche Hoffnung. Hat die Furcht vor einer ewigen Verdammniß keinen genügsamen Einfluß in den Willen gehabt, und keine Besserung der Sitten zu wirken vermocht; was wird die gelindere Strafe ausrichten? Es ist wahr, die Liebe gegen jemanden ist bisweilen kräftiger, in Lenkung der Herzen und Bezwingung gewisser Neigungen, als die Furcht. Was thut man einer herzlich geliebten Person nicht zu gefallen? Was oft kein Tyranne durch tausend Martern von jemanden erzwingen würde; das vollziehet ein Herrkules dem Willen einer schönen Omphale ein Gnügen zu thun. Aber wie starck müste nicht eine solche Liebe Gottes in den Herzen der Menschen geworden seyn, wenn man diese Wirkung von ihr hoffen wollte? Und ist es wohl zu vermuthen, daß der größte Theil des menschlichen Geschlechts, so wie wir es iso vor uns sehen, zu einer so zärtlichen Empfindung gegen das unsichtbare Wesen fähig und vermögend sey?

In dieser Absicht habe ich mich allezeit gewundert, wie es doch zugegangen, daß die Sadducäer, eine jüdische Secte zu Christi Zeiten, einen so ordentlichen und unsträflichen Wandel geführt; ohngeachtet sie weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Geister geglaubet. In der That finden wir, daß die Pharisäer dieses alles geglaubet, und als strenge Rechtgläubige, wieder jene aufs eifrigste behauptet; aber dennoch von Jesu als die gottlosesten Leute und größten Heuchler beschrieben worden. Die Sadducäer werden zwar beschuldiget, daß sie geirret und die Schrift nicht gewußt, wenn sie die Auferstehung der Todten geleugnet: Aber nirgends wird man wieder ihr böses Leben eine Strafpredigt antreffen. Sie müssen also wohl eifrige Beobachter des göttlichen Gesetzes, und strenge Schüler Moses gewesen seyn; dessen Bücher allein sie vor göttlich ansahen. Man löse mir dieses Räsel, wenn man kan. Ein Pharisäer glaubt die Unsterblichkeit der Seelen; Er glaubt Himmel und Hölle, das ist Strafe und Belohnung nach dem Tode: und lebt doch dabey gottlos. Ein Sadducäer glaubt, seine Seele sterbe mit dem Leibe; Es sey weder Seeligkeit noch Verdammniß nach dem Tode zu erwarten: und doch lebt er wohl, verehret Gott, und hält seine Gebote. Haben diese nicht einen bessern Begriff von Tugend und Lastern gehabt, als die Pharisäer selbst; ohngeachtet sie in soviel andern gefährlichen Irrthümern gesteket.

Noch mehr muß ich mich über die alte Epicurische Secte unter den Weltweisen wundern. Ihr Urheber hatte sehr irrige Meinungen von der Gottheit. Er glaubte keine Vorsehung, weil er davor hielt, Gott würde sich in seiner glückseligen Ruhe stören, wenn er sich um alle Kleinigkeiten dieser Welt bekümmern sollte. Die menschliche Seele war seiner Einbildung nach aus kleinen Stäubchen zusammen gesetzt, welche sich im Tode wieder zerstreuen würden. Also war mit diesem Leben alle seine Furcht und Hoffnung aus. Und bey dem allen lebte doch Epicurus mit seinen ersten Schülern so tugendhaft und ordentlich, daß er fast alle übrige Secten dadurch beschämete. Die Alten gaben ihm das einhellige Zeugniß, daß er besser gelebt als gelehret habe; und es ist kein einziger, der den Epicur eines gottlosen Wandels beschuldiget hätte. Er machte selbst andächtige Bücher, so die Vereh.

Verehrung Gottes zur Absicht hatten. Er brauchte darinnen solche hergrührende Redensarten von den göttlichen Vollkommenheiten und seiner Ehrfurcht und Hochachtungsvor diesen majestätischen Wesen, daß kein Hoherpriester ihn darinn hätte übertreffen sollen. Seine ganze Lebensart war die mäßigste, unschuldigste und einfältigste von der Welt. Er aß lauter Milch, Früchte und Wurzeln, die er in seinem Garten selbst bauete. Hierinn hielt er sich die meiste Zeit mit seinen Schülern auf. Er lehrte sie mit wenigem vergnügt seyn; die Ruhe des Gemüths und die Belustigung des Verstandes in dem Erkenntnisse der Wahrheit suchen. Dieses war diejenige Volkst, die nachmahls von andern so übel verstanden, noch ärger ausgelegt, und aufs ärgerlichste ausgeübet wurde. Diese nannten sich nach ihm mit Unrecht Epicurer; nicht weil sie seinen Lehren folgten; sondern, weil sie seine Worte zum Vorwande ihrer Gottlosigkeit brauchten.

Fragen wir indessen nach der Ursache eines sowohl eingerichteten Wandels, bey so vielen Irrthümern; so finden wir keine andere, als einen wahren Begriff von der Tugend, den diese Leute gehabt haben müssen. Der Wille des Menschen kan niemahls ohne den Verstand gebessert werden. Das Erkenntnis, so in diesem herrschet, ist die Quelle von allem Thun und Lassen so von jenem herrühret. Denn wie man überzeuget ist, so lebt man auch; wenn nur die Überzeugung völlig ist, und nicht in einem bloß auswendig gelerneten Glauben bestehet. Und in der That finden wir dieses von den Epicurern. Sie hielten davor, Gott verdiene wegen seiner Fürtrefflichkeit und Vollkommenheit alle Hochachtung; und man müsse ihn also verehren, gesetzt daß man weder böses noch gutes von ihm zu erwarten hätte. Und von dieser Wahrheit waren sie so gerühret und eingenommen, daß sie wirklich darnach lebten. Ferner glaubten und erwiesen sie aufs deutlichste, daß ein Mensch, der nur die geringste Erkenntnis von der Weltweisheit hätte, gestehen müste: man müsse die Tugend um ihrer eigenen Schönheit halber lieben, und also weder Geiz noch Ungerechtigkeit, noch Heilheit, noch Unmäßigkeit an sich spüren lassen; gesetzt daß man alle diese Laster vor den Augen Gottes verhehlen könnte. Sie bezeigten auch einen großen Abscheu vor Leuten, die bloß aus Furcht der Strafe das Böse mieden und lehrten ausdrücklich, ein vernünftiger Mensch und weiser Mann müsse nothwendig aus lauterer Liebe zur Erbarkeit, und allem was wohlstandig wäre, das Gute thun. Und dieses Erkenntnis erwiesen sie durch die That selbst, als die beste und vollkommenste Art, womit man zeigen kan, daß man von einer Sache überzeuget sey und keinen Zweifel mehr daran habe.

Wohin gehet aber bey diesem allen meine Absicht? Ich will dadurch nur zeigen, wie wenig wahres Erkenntnis von moralischen Dingen unter den Menschen im Schwange gehe: ja wie wenig man auch von den göttlich geoffenbarten Wahrheiten unter den Christen überzeuget sey: ohngeachtet man keine Schwierigkeit macht, mit dem Munde ein Bekenntnis abzulegen, daß man sie glaube. Die Wercke geben gemeinlich den allerbesten Beweis von den Meynungen eines Menschen ab; den blossen Worten aber ist fast niemahls zu trauen. Nicht wer da sagt, daß man fromm leben müsse, sondern wer es thut; der glaubt, daß man zur Tugend verbunden sey. Nicht wer da sagt, daß man Almosen zu geben schuldig sey; sondern wer sie wirklich giebt, der ist davon überführet.

Man sieht hieraus, wie mich dünckt, ganz gründlich; Woran es eigentlich liege, wenn die meisten ihren Begierden folgen, und der Tugend nicht weiter Gehör geben, als in so weit sie ihrem Naturelle, ihrer Lebensart und der Gewohnheit ihres Ortes gemäß ist? Es liegt freylich zwar an einem bösen Willen. Allein woher kommt dieser? Ohne Zweifel von einem unwissenden und schwachen Verstande. Man ist von den Wahrheiten nicht satfsam unterrichtet und überführet, die einen Einfluß in die Handlungen haben. Man fühlt keine Überzeugung bey sich, wenn man gleich sagt, daß man dasjenige glaube, was man in seiner Jugend auswendig gelernt, und bey erwachsenen Jahren tausendmal wiederholen gehöret. Wo wird man nun in der Besserung des Menschen anfangen müssen; im Verstande oder im Willen?

Biedermann.

Vier und siebenzigstes Blatt 1728 den 4 October.

P A L I N G E N I V S.

Usque adeo mores varii mortalibus & mens
Diffimilis!

Dieses mahl will ich meine Leser durch ein schönes Philosophisches Schreiben unterhalten.
Mein werther Herr Biedermann!

Ich habe ohnlängst zwei Personen von seltener Gemüths-Beschaffenheit kennen lernen, und ich vermuthete, es werde meinem Herrn nicht unangenehm seyn, wenn ich die Beschreibung ihrer vornehmsten Neigungen hierdurch mittheile:

Sperantius heisset der eine. Er ist von munterm aufgewecktem Wesen und ein Mann von mittelmäßigem Alter. Sein heiteres Angesicht zeigt bald, daß er wenig mißvergnügte Stunden habe, und die Gesellschafften unterhält er mit lauter freudigen Erzählungen von seinen zukünftigen Glückseligkeiten. Er hat einige tausend Thaler in die Lotterrie gesetzt, und sich die Hoffnung gekauft, so viel Sonnen Goldes damit zu gewinnen. Seine Bergwercke, welche er schon bey zwanzig Jahren her gebauet, werden ihm nunmehr bald reiche Ausbeute geben. In seinem Keller lassen sich verschiedene Zeichen eines vergrabenen Schazes spüren, und ein berühmter Schaz-Gräber hat ihm bereits die sichere Versprechung gethan, selbigen nächstens zu heben. Seine Ausfaat, welche vor kurzem mit der Ege unter die Erde gebracht worden, verspricht ihm eine so reiche Erndte, daß er bereits im voraus seine Scheuren und Böden vergrößern lässet. Nach Absterben eines reichen Bettern, dessen sechs Kindern und vier beerbeten Brüdern, hat er eine ansehnliche Erbschafft zu erwarten: Ja er ist versichert, in wenig Monathen den Stein der Weisen zu erlangen; woran ihn bishero nur die unstete Bitterung bey Sammlung des Welt-Geistes gehindert hat. Er ist unlängst mit dem Cammerdiener eines vornehmen Staats-Bedienten bekannt worden, welcher ihm versprochen, seine Geschicklichkeit diesem Herrn anzurühmen, und so bald es der König von selbigem erfahren wird, so hoffet er nach Hofe geruffen und zu einer ansehnlichen Stelle befördert zu werden. Es will ihm fast zur Last werden, daß sich so viele Menschen nach seiner Freundschafft dringen. Er muß sich offte dem Getümmel dererjenigen entziehen, welche theils Vergnügen, theils Rath und Trost bey ihm suchen. Wann ihm etwas fehlet, muß er einen seiner Freunde nur in geheim ansprechen, damit er bey andern keine Mißgunst gegen selbigen erwecke. Die meisten von den vornehmsten Staats- und Kriegs-Bedienten an dem Hofe seines Landes sind betagte Leute, und es kan ihm bey Abgang eines oder des andern nicht fehlen ihre Stelle zu bekleiden. Obwohl er auch selbst bereits bey ziemlichen Jahren ist, so sey es doch nichts unerhörtes, daß die gütige Natur die grauen Haare eines alten Greisen in schwarze verwandelt, und die ausgefallenen Zähne mit neuen verwechselt habe. Und wenn er den Stein der Weisen erlange,

so könne er sich ohne dem nach Belieben verjüngern, und das menschliche Alter in Gesundheit verdoppeln. Er beschreibet seine Tochter von so ausnehmender Schönheit und reizendem Wesen, daß er noch wohl hofft, ein Schwieger-Vater eines grossen Prinzen zu werden. Sein ältester Sohn habe sich dermassen in fremden Sprachen und zierlichen Stellungen geübet, daß es ihm nicht fehlen könne demahlen ein grosser Hofmann zu werden; und der jüngste gebe bey der Jagd und dem Zweykampfe solche Kennzeichen von sich, daß er ihn nächstens vor einem Regiment der Königlichen Leib-Wacht zu sehen verhoffe. Seine bereits betagete Frau werde nicht lange mehr leben, und er hoffe so dann unter so vielen reichen, vornehmen und schönen Frauen, welche sich bereits um seine Gunst beworben, die würdigste auszulesen. Ein berühmter Zeichendeuter hat ihn vor vielen Jahren versichert, daß er noch der Reichste, Geehrteste und Vergnügteste unter seiner Freundschaft werden solle. Kurz zu sagen: Er hoffet alles, was nur zu hoffen möglich ist, und seine Hoffnung ist so starck, daß er sich auch wenig um die Mittel, sein gehofftes Gut zu erlangen bekümmert. Was ich am meisten an diesem sonst glückseligen Thoren beklage, ist dieses, daß er nicht nur das Irdische, sondern auch den Himmel und die Seeligkeit mit blossem Hoffen zu erlangen, und dazu keine weitere Bemühung vonnöthen zu haben vermeynet, als die äusserliche Bekänntnis zur seligmachenden Kirche.

Timorine heisset die andere Person, welche ich hier abzuschildern gesonnen bin. Sie ist bereits eine betagete Frau. Ihr schüchternes und niedergeschlagenes Wesen verräth bey dem ersten Anblick ihre innerliche Unruhe. Ihre Füsse suchen einen sichern Pfad, und ihre Hände greifen alles mit bebender Sorgfalt an. Sie klaget und seufzet über böse Zeiten und Leute. Frost und Hitze, Sonn und Mond, Saat und Erndte haben ihre vorige Kräfte verlohren. Alle Tage, alle Jahres-Zeiten bringen ihr neue Plagen. Mit dem Frühlinge schlagen die Dornen ihrer ängstlichen Sorgen von neuem aus. Die Hitze des Sommers ist ihr unerträglich, und drohet ihr mit schädlichem Ungewitter, Mißwachs und Überschwemmung. Der Herbst ist ihr, wegen vieler Kranckheiten, und der Winter wegen Frost und Feuersgefahr fürchterlich. Keine Witterung ist so beschaffen, das sie ausser Gefahr seyn könne. Wo sie nur hinsiehet, da findet sie Ursache zu fürchten. Ihr Haus scheineth ihr nicht genug vor Feuer und Dieben verwahret zu seyn. Sie läset öfters den Grund und die Decken desselben untersuchen, ob es auch vor den Einfall sicher sey. Das neuliche Erdbeben verursachet ihr eine ängstliche Sorge, daß ein grosses Theil von Deutschland, und mit demselben der Ort ihres Aufenthalts untergehen werde. Sie vermuthet einen baldigen Cometen, als einen untrüglichen Vorbothen vieles Unglücks von Krieg, Hunger und Pestilenz. Die fürchterlichen Begebenheiten, welche auf den Marckt-Plätzen abgefungen werden, häufen ihre Besorgniß böser Zeiten. Wie Sperantius seinen Bekannten zuviel, so trauet diese den ihrigen zu wenig. Alle Menschen sind ihr verdächtig. Sie siehet nichts denn Feinde um sich. Sie besorget Schande von ihren Kindern, Schaden an ihren Gütern, Schimpf von Hohen und Niedern, und weiß nicht, daß sie sich selbst ihres größten Schazes, der Zufriedenheit beraubet. Die landesherrlichen Anlagen schrecken sie. Die geringste Nachricht vom Kriege unter entferneten Völkern machet sie zittern, und sie hält ihre Gerächtschafft beständig zum Abzuge eingepacktet. So oft sie die Glocken läuten höret, beweinet sie schon zum voraus den Tod ihrer noch lebenden Angehörigen.

gen. Sie fürchtet alles zu verlieren, was ihr lieb ist, und alles zu bekommen, was ihr mißfällt. Wo sie bey Lebendigen keine Gelegenheit zur Furcht und Besorgnis findet, so suchet sie selbige bey den Todten und Geistern. Ein verstorbener Bekannter, ein verurtheilter Missethäter stehen ihr Tag und Nacht vor Augen. Ja sie fürchtet sich vor das Bild ihres abgelebten Hündleins, und endlich vor ihren eigenen Schatten. Sie schläget alle Traum-Bücher nach, und vermendet sorgfältig an gewissen Tagen, welche sie vor unglücklich hält, etwas vorzunehmen. Unter allen diesen Bekümmernissen wünschet sie zwar zuweilen den Tod; so bald er sich aber nähert, fürchtet sie selbigen mehr, als alle übrige Schreck-Bilder, und ich vermüthe, sie traue Gott eben so wenig Gutes in der Ewigkeit zu, als in dieser Zeitlichkeit.

Sie sehen wohl, mein Herr, daß Sperantius alles hoffet, und Timorine alles fürchtet. Ich will nicht sagen, daß jener gar nichts fürchte, und diese gar nichts hoffe. Denn so würde ihnen beyden eine Regung fehlen, welche gleichwohl dem menschlichen Geschlechte allgemein ist. Doch die Furcht und Besorgnis des erstern wird immer durch eine neue Hoffnung gemindert, und ist so gering, daß sie ihn den Betrug seiner eiteln Hoffnung nicht mercken lästet. Die Hoffnung aber der andern ist so schwach, daß sie die nagende Empfindung ihrer ängstlichen Besorgnis wenig oder nichts lindert, und sich höchstens nur bis dahin erstreckt, daß sie zuweilen hoffet, es werde nur das geringste Ubel, oder doch nicht alle fürchterlichen Dinge zugleich eintreffen. Immittelst hat sie beständig etwas, so ihre Furcht und Bekümmerniß nähret. Ja es scheint, ob suche sie in der Unruhe ihre Ruhe, und in der Furcht ihre Sicherheit; wie jener nicht aufhöret, sich zu betrügen, damit er nur das Vergnügen einer süßen Hoffnung fühlen möge.

Wenn diese beyden Leute zusammen kommen, so lachet jener über dieser ihre unmäßige Furcht; und diese weinet und seufzet über jenes ungegründete Hoffnung. Beyde aber wollen ihre Thorheit nicht an sich selbst wahrnehmen. Viele haben bedauert, daß sich diese Personen nicht in der Jugend mit einander vermählet, damit durch eine nähere Verbindung und Mischung eine Neigung die andere gemäßiget hätte. Mich aber haben sie zu folgenden Betrachtungen veranlasset.

Furcht und Hoffnung sind die beyden Axen, um welche sich das menschliche Gemüth in diesem Leben herum drehet. Stehen diese nicht in ihrer gehörigen Ordnung, so verfället der Mensch aus dem Kreise der richtigen Bewegung in einen gefährlichen Abhang. Die Weisheit des gütigen Schöpfers hat dem Menschen diese beyden Regungen aus heiligen Absichten eingepflanzt, und es hanget an dem rechten Gebrauch und Mißbrauche derselben ein grosses Theil des menschlichen Wohl- oder Wehe-Standes.

Die Hoffnung ist der Zucker in dem menschlichen Leben; Der Anker gegen die stürmenden Wellen des unsichern Welt-Meeres; Ein Trost aller Nothleidenden; Eine Erquickung aller Betrübten. Sie lindert den größten Schmerz, und erleichtert alle Mühe und Arbeit. Sie machet den Bergmann in den tiefsten Minen, und den Slaven an den beschwerlichsten Ketten vergnügt. Sie ist die Seele aller rühmlichen Thaten; aber auch eine Neigung zu vielem Bösen.

Daher will sie mit Vernunft und Behutsamkeit gebraucht werden, wenn sie uns nicht zur Thorheit und zur Sicherheit verleiten soll. Alle nur mögliche Dinge hoffen, ist
eine

eine Beschäftigung fauler Thoren. Auch die wahrscheinlichen erfüllen nicht allemahl unsere Hoffnung. Der Betrug ist eine getreue Gefehtin der Hoffnung irdischer Dinge. Es ist eine allgemeine Klage über fehlgeschlagene Hoffnung in der Welt. Gleichwohl lieben wir diesen Betrug, und verfallen oft gar in Sicherheit, auf bloße Hoffnung, ohne Anwendung vernünftiger Mittel, und ohne alle Sorge und Behutsamkeit, zu bauen. Wir meinen das Geschicke müsse sich nach unserer Eigen-Liebe richten. Wer vernünftig hoffen will, muß sich nicht selbst unvernünftig lieben. Auch die vernünftige Hoffnung, so lange sie sich nur auf irdische und vergängliche Dinge stüzet, ist eitel und betrüglich. Der natürliche und sinnliche Mensch verfället nur allzu gerne auf lauter Annehmlichkeiten. Sein Wünschen und Verlangen gehet mehr auf Schein-Güter, als auf das wahre Gut. Er siehet mehr auf die eingebildete Annehmlichkeit, als auf das Böse, so damit verknüpft ist. Dahero wanket seine Hoffnung hin und her, und ist eben so nichtig und vergänglich als ihre Vorwürfe. Sie schmeichelt ihm zu seinem Schaden, und er lernet ihren Betrug öftters zu spät bereuen. Solche natürliche und irdische Hoffnung giebet mehr Anlaß zur Furcht und Traurigkeit als zur Wonne. Ihre Annehmlichkeit ist mit vieler Unruhe unterbrochen. Sie beschäftigt den Menschen mit Dingen, die seiner Natur nicht anständig sind; Sie ist voller Ungewißheit; Sie betrüget ohne Aufhören; Sie ist unersättlich. Und eben dieses sollte uns überzeugen, daß in der Welt nichts zu finden ist, welches die unsterbliche Seele beruhigen könne, sondern daß nach diesem Leben etwas übrig seyn müsse, welches ihr Verlangen nach einem ihr gleichmäßigen Gute vollkommen sättigen könne.

Dieses Gut, und die mit demselben verknüpfte Ruhe finden wir in der Christlichen und Himmlischen Hoffnung. Wenn alle Anker zeitlicher Hoffnung reissen, so bleibt die Christliche Hoffnung ein sicherer Hafen menschlicher Zufriedenheit. Der Betrug jener machet traurig, die Gewißheit dieser machet fröhlich. Sie wanket nicht hin und wieder, sondern gründet sich auf die feste Stütze göttlicher Verheißungen. Ihr Zucker ist mit keiner Galle untermenget. Sie hebet uns weit über die unruhige Fläche irdischer Vergänglichkeiten. Sie befestiget unsere Zufriedenheit. Sie vereiniget unsern Willen mit der göttlichen Ordnung, und unser Wohlsenn mit seiner weisen Fügung. Sie bringet unsere Eigenliebe in gehörige Ordnung, und ermuntert uns den Zweck zu suchen, wozu wir erschaffen sind.

Eben so verhält es sich mit der Furcht. Wir können durch selbige unser Wohl und Weh befördern, nach dem wir sie gebrauchen; und nachdem die Dinge beschaffen sind, welche wir fürchten. Es ist ein grosser Vortheil, das zukünftige Ubel voraus sehen, und sich bereiten, selbiges entweder mit vernünftiger Gegenwehr abzuwenden, oder mit Gelassenheit zu erwarten. Dazu hat die göttliche Weißheit dem Menschen die Furcht eingepflanzt, daß sie ihn zu einer vernünftigen Sorgfalt und Vorsichtigkeit leiten soll. Die Furcht ist eine Mutter der Klugheit. Viele Menschen haben ihre Glückseligkeit dadurch befördert, daß sie in Zeiten gefürchtet unglücklich zu werden. Wie mancher Thore würde der Klage: Das hätte ich nicht gemeynet! bey seinem Unfalle überhoben seyn können, wann er sich durch eine vernünftige Furcht von der Sicherheit hätte ableiten lassen. Wer heisset es dem Menschen, daß er die Furcht nur zu seiner Plage gebrauchet?
Das übrige soll nächstens folgen.

Der
Biedermann.

97

Fünff und siebenzigstes Blatt 1728 den 11 October.

Rachelius.

Wer so unsichtbar geht, führt solche Rägel ein
Der wird in Wahrheit auch den Deutschen undeutsch seyn.

Der Schluß des im vorigen Stücke angefangenen Schreibens ist folgender :

SAs nöthiget Timorinen, daß sie mit ihrer schüchternen Fantasey sich tausend unnöthige Schreck-Bilder formet, und ihr Gemüth auf eine fortwährende Folter-Banck spannet? Die Liebe des Schöpfers will nicht, daß sich sein Geschöpfe quälen, sondern ruhig und zufrieden seyn solle. Alle mögliche Unglücks-Fälle vor wahrscheinliche, alle wahrscheinliche vor gewiß, und alle weit entfernete vor nahe zu achten, das würde die Vernunft verwirren, unsere Quaal häufen, und uns zu keiner Zufriedenheit kommen lassen. Soll uns die Furcht diesen edlen Schatz nicht rauben, so will Vernunft und Behutsamkeit nöthig seyn. Eine übel geordnete Furcht verleitet den natürlichen Menschen gar leicht bey dem Überflusse zeitlicher Dinge zu einer ängstlichen Besorgniß selbige zu verliehren; bey dem Mangel zu einem Zweifel an der göttlichen Vorsehung, und wohl endlich gar zu einer völligen Verzweiflung. So fürchtet auch der natürlich verderbte Mensch öfters Dinge, welche nicht zu fürchten sind, und liebet das, was er fürchten sollte. Er fliehet die Wahrheit, und jaget dem Irrthume nach. Er verabscheuet, was seinem ungezähmten Willen Einhalt thut, und küßet die Fesseln, welche ihn ins Verderben schleppen. Er schüttelt sich vor einer bittern Arznei, und ergötzet sich an einem verzuickerten Siffte. Er stößet diejenigen von sich, welche ihm die Wahrheit sagen, und lieblosset die Schmeichler. Er will dem Creuze und der göttlichen Züchtigung entlaufen, und rennet gutwillig dem höllischen Löwen in den Rachen. Ein weiser und Christlicher Mensch aber gebrauchet die Furcht in der Ordnung und Absicht, wie sie ihm von der Weisheit des Schöpfers eingepflanzt worden. Sie ist ihm ein Leit-Faden zu einem vorsichtigen Wandel und einer klugen Vorbereitung auf zukünftige Unglücks-Fälle. Er bemühet sich Schritte und Tritte fest zu setzen, damit er nicht aus dem Gleise der Vernunft und Christlichen Ordnung in gefährliche Abwege der Sicherheit und des Zweifels gerathen möge. Er suchet das vorgesehene Ubel entweder mit kluger und gerechter Gegen-Verfassung abzuwenden, oder das unvermeidliche mit standhafter Gelassenheit zu ertragen. Er fürchtet sich mehr das Böse zu thun, als selbiges zu leiden. Er fliehet mehr vor dem, was seiner Seele schädlich, als was dem Leibe unannehmlich fället. Er fürchtet Gott nicht als einen Tyrannen, sondern als einen geliebten Vater. Er bücket sich mit bemüthiger Gelassenheit unter die Ruthe seiner züchtigenden Liebe. Er ist immer zufrieden, doch niemahlen faul und sicher. Er fürchtet nichts so sehr denn die Sünde und die göttlichen Drohungen, und hoffet auf nichts so gewiß, als auf die göttlichen Verheißungen.

Ich gebe dem Herrn Biedermann diese zufällige Gedancken so, wie sie mir in die Feder geflossen, und überlasse ihrem Gutachten und ihrer Geschicklichkeit, ob und wie sie selbige mit weiterer Ausführung ihren Lesern nützlich zu machen belieben wollen. Inmittelst verharre

Des Herrn Biedermanns

Friedeburg
am 16ten Septembr. 1728.

Dienstwilliger
Ruhelieb.

Ich habe bey diesem bündigen und wohlgefaßten Schreiben nicht das geringste zu erinnern; sondern dancke dem geschickten Urheber desselben vor die darauf gewandte Mühe. Er wird sich viele dadurch verbinden, wenn er mehr solche moralische Betrachtungen anstellen und dieselbe seinen Mitbürgern bekannt machen wird. Kan solches auf eine andre Weise geschehen, so werde ich der erste seyn, der sie kaufen und lesen wird. Gefällt es ihm aber daß dieselbe in meinen Blättern erscheinen sollen: so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, wenn ich dergleichen lehrreiche Gedancken meinen Blättern zur Zierde, und meinen Lesern zu besonderm Nutzen werde zum Drucke befördern können. Hier folgt noch ein andres Schreiben.

Mein Herr Biedermann,

Ich nehme mir abermahl die Ehre an Sie zu schreiben, und zwar in eben der Angelegenheit als solches vor etlichen Monaten geschehen. Zuförderst muß ich ihnen ergebensten Danck abstaten, daß Sie damahls mein Schreiben drücken lassen, als wodurch Sie mir ein längst gewünschtes Vergnügen zuwege gebracht. Ich habe nunmehr endlich von unserm Schweizerischen Helden die Bertheidigung seiner Beschreibung des Reiches der Freude herausgelocket, welche er in seiner iso herausgegebenen Anklage des verderbten Geschmackes eingerücket. Sie ist recht so gerathen wie ich sie von ihm vermuthet hatte; und ob ich mich gleich über seine Plumpheit beschweren könnte; so sehe ich doch schon, daß bey ihm in diesem Punkte keine Besserung zu hoffen ist. Es scheint nehmlich daß er mit Burmannen um die Wette streite, ob die Holländischen oder Schweizerischen Critici es in der Artigkeit weiter gebracht. Ich übergehe also alles anzügliche, welches zur Sache nicht dienet, und berühre nur kürglich die Bertheidigung des Hrn. Professor Rubeens.

Diese läuft kürglich dahinaus, daß er seine seltsame Redensarten und verwegene Metaphoren, die ich ihm vormahls vorgezücket, aus fremden Sprachen, ja gar aus der gebundenen Rede hernimmt. Er verheyrathet die Ausdrückungen andrer Völcker mit deutschen Sylben und Worten, daß ich mich seiner beliebten Redensart bediene. Ich will sagen er redet im Deutschen französisch und lateinisch, wie es ihm in den Sinn kommet, und macht dadurch unsre Muttersprache gang rauhe, unverständlich und barbarisch. Er läßt seine Augen über Land spazieren; weil die Franzosen sagen: promener les yeux, und will dieses vergeblich mit andern deutschen Arten zu reden, behaupten; als welche sonst gewöhnlich sind, da diese hingegen unerhört ist. Er beruffet sich sonderlich auf Poeten, denen wie bekannt ist, allezeit eine grössere Freyheit in der Schreibart zugestanden worden, als Profaischen Scribenten. Herr Brockes selbst, den er sonst so gern auf der Hechel hat, muß dießmahl sein Autor Classicus werden, daraus er sich rechtfertigen will: wozu ihn gewiß die höchste Noth getrieben haben muß. Er läßt ferner seine Blumen die Hälse her-

vor

vorrecken, und berufft sich auf Herrn von Besser, der einer Lilje, und auf die Tablerinnen, die einer Tulpe ein Haupt zugeschrieben. Herr Brock's giebt ihnen gar eine Stirne. Daraus schlüßet er nun stillschweigends: haben sie ein Haupt und eine Stirne, so haben sie auch einen Hals, so können sie ihn auch hervorrecken. Vortrefflich! warum nicht auch eine Nase, warum nicht auch Ohren? Warum nicht auch Schultern? u. s. w. Wenn er auch den Bouhours mit Verstande gelesen hätte, so würde er wissen was es vor ein Unterscheid ist, zu sagen daß die Blumen ihre Hälse hervorrecken, wie er schreibt, oder mit den Tablerinnen, zu setzen, daß die Tulpe gleichsam aus Stolz ihr Haupt über die andern Blumen zu erheben geschienen. Dort ist die Metaphore zu plump; hier aber ist sie durch das scheinen bescheidenlich gemäßiget. Er läßet sich hernach von eben den Blumen, Gerüche von Balsam in die Nase blasen: berufft sich aber wieder auf Herr Brocksen, den er sonst so oft eines übeln Geschmackes beschuldiget hat: so, daß es mir sehr lächerlich vorkommt, wenn er sich durch ihn schützen will. Die ungebundene Schreibart, nach der Poetischen Leiste zu messen, ist noch niemahls erlaubt gewesen. Und wenn Herr Kubeen die Lateiner so sehr kennt, als er damit prahlt, so wird er wissen daß Florus und Curtius und Apulejus, seine treue Brüder in diesem Stücke gewesen; aber eben deswegen aus der Zahl der guten Profaischen Scribenten ausgemustert worden. Wollte man nun gar die schwülstigen und hochtrabenden Poeten nachahmen, was würde daraus vor eine herrliche Sprache entstehen? Er will ferner durchaus von dem Hundssterne seine Saaten verbrennen lassen, und die Bäume in der Schweiz sollen und müssen grünes Haar auf dem Kopfe tragen. Fraget man warum? Horaz hat einmahl etwas ähnliches gesagt und Opiß hat es, aber wiederum in Versen, nachgesagt. Die Antwort hierauf steht schon vorhin da, und darf nicht wiederholet werden. Aber ich möchte gern wissen ob derjenige Criticus, der des Herrn von Besser Vergleichung, einer einzigen Tochter mit einem kostbaren Edelgestein, als den man nur einzeln findet, so scharf untersucht und ein falsches Spiel der Phantasie darinne anmercket, weil keine Wahrheit in dem Gedanken steckt, daß die einzigen Töchter allein, oder durchgehends wohl geriethen: Wie, sage ich, eben derselbe hier das Brennen des Hundssternes natürlich, wahr und schön finden können?

Ich mag nicht weiter gehen und alles übrige beantworten. Was ich hier gesagt habe ist zulänglich alle seine übrige Schein-Verteidigungen über den haufen zu stossen. Nun mag der grosse Verfechter des guten Geschmacks allen Stein bewegen, (diese Redensart ist nach seinen Grundsätzen gut deutsch: denn man sagt im lateinischen omnem lapidem movere) daß er seine Anklage des verderbten Geschmacks mit besseren Beweis-Gründen darthue; sonst wird der Patriot sammt den Tablerinnen gewiß triumphiren. Die Verfasser dieser beyden Schriften haben sichs vor eine Ehre zu halten, daß sie von einem solchen Feinde angegriffen worden, der die gemeinsten Regeln der Schreibart nicht weiß, und nicht drey Zeilen schreiben kan, ohne etliche Barbarismos und Solécismos zu begehen, die in Deutschen Ohren unerträglich sind. Ich glaube auch fest daß sich dieselben keine graue Haare darüber werden wachsen lassen, wenn ihm gleich sein Müßiggang verstattete noch ganze Folianten wieder sie zu schreiben; darinn er doch zuerst allemahl dieselben Fehler an seinen Maltern würde bemercken müssen, die er an ihren Blättern tadeln will.

Er rückt mir zwar in der Zueignungs-Schrift seiner Anklage, das Bewundern des Patrioten vor: allein aus Bosheit. Ich habe dieses weder gesagt noch gethan, bin auch gewiß zu nichts weniger geneigt als dazu. Man bewundert billig nur solche Dinge die gang und gar ohne Fehler seyn: loben aber kan man auch wohl solche, daran nur mehr gutes als schlechtes zu finden ist. Aber man merckt wohl; Herr Kubeen wäre gern in seiner Mahler-Kappe von aller Welt bewundert worden, wie er uns denn in seinen beyden neuern Schriften mit gutem Exempel vorgeht. Weil man das aber nicht gethan, so ist er böse geworden: Wir wollen ihn wieder gut werden lassen, und ihm indessen eine hübsche Fabel aus dem Hrn. de la Motte zu überlesen geben, so wie ein guter Freund sie neulich über-
setzet hat. Es ist die 6te aus dem ersten Buche und sie lautet folgender massen:

Der Spötter.

Auch die Natur liebt die Veränderung. Sie macht die Werke ihrer Hand
Nicht immer über einer leisten. Fast jeder Ort, fast jedes Land
Hat Thiere von besondrer Art und von gang unterschiednem Wesen,
So wie wir von Virginien in vielen Reise-Büchern lesen.
In diesem neuentdeckten Orte ersieht man Vögel mancher Art,
Von denen nie in unsren Wäldern was ähnliches gefunden ward.
Der eine, der hier sonderlich mit schönen bunten Federn pranget,
Hat statt der eignen Melodie das spöttische Talent erlanget,
Den andern Vögeln nachzuäffen. Früh als der Tag die Nacht verdrang,
Und einst das ganze Chor der Vögel sein Morgen-Lied mit Andacht sang,
So hört' es unser Ismael, und trillerte nach seiner Mode
Den andern Vögeln spöttisch nach, und ärgerte sie fast zu Tode.
Er zog sie alle durch die Hechel und keiner blieb unangepackt:
Dem einen fehlt es an der Stimme, dem andern, sprach er, fehlt der Tact.
Wurd' ein Adagio gemacht, so hörte man den Spötter heulen,
Daß einem davon übel ward; und wenn die andern nur zuweilen
Ein lustiges Allegro bliesen, so sieng er gar zu rasen an,
Daß auch ein Wind in Dach und Schindeln nicht so entseßlich pfeifen kan.
Und kurz, indem der schlaue Gast den andern pflegte nachzusingen,
So mußt' er ihrer Melodie das Ansehn völlig beyzubringen,
Als wenn sie lauter Schweine machten und von der ganzen Sängerey
So wenig als ein Kalb verstünden. Da nun der Spötter ohne Scheu
Durch seinen lahmen Widerschall das ganze Chor verächtlich machte,
Daß diesen Sängern insgesamt die Ungedult dadurch erwachte:
Sprach einer, der vor alle redte: Wir geben es gar gerne zu,
Wir singen freylich nicht zum besten; allein wie schöne singst denn du:

Hiermit schlüsse ich, und bitte Sie dieses Schreiben wiederum in ihre Blätter zu drucken, in Ansehung sie durch mein neuliches bereits die Ehre erlanget von dem Herrn Kubeen angeführt zu werden. Wer weiß ob er nicht noch gar inskünftige einmahl ein gang Buch wieder Sie schreibt? Und was könnten Sie sich mehr wünschen, als daß siemit so vielen berühmten Scribenten die von ihm angetastet worden, in eine Rolle kämen? Ich bin zc.

Philologus

Der

Biedermann.

101

Sechs und siebenzigstes Blatt 1728 den 18 October.

L U C R E T I V S.

Sapiunt alieno ex ore; petuntque
Res ex auditis potius, quam sensibus ipsis.

S hat sich auf Veranlassung meiner neulichen Blätter vom Aberglauben, ein Verfechter desselben gefunden, der sich die Mühe genommen, die Zaubereyen, so durch Hülfe des Satans geschehen, zu vertheidigen. Es ist mir lieb, daß er mir seine Gründe anzuzeigen beliebt hat; denn desto besser lassen sich dieselben beantworten. Ich wollte daß mehrere dergleichen Schreiben bey mir einlaufen möchten, denn dadurch würde ich meine neulich behauptete Meynung, immer in ein größeres Licht zu setzen, Anlaß nehmen können. So lautet indessen das vorerwehnte Schreiben:

Werther Biedermann,

Sleich da ich willens war von einer andern Materie an euch zu schreiben, überkomme ich die Fortsetzung Ew. wöchentlichen Blätter. Und weil ich in denselben zwey antreffe, welche durch unterschiedene Beweisthümer die Hexen und Zaubereyen gänzlich verwerfen; so setze ich jenes Vorhaben aus, um euch hievon meine Gedancken zu eröffnen. Massen bey mir deßhalb einiger Zweifel entstanden. Ich glaube zwar allen Euren Meynungen. Ich halte es auch vor wahr, daß sowohl die Egypter mit ihrer Sorgfalt den Pöbel zu bereden, sie besäßen eine verborgene Weißheit; als auch die alten Poeten mit ihren Erzählungen von Zauber-Künsten zu diesem Glaubens-Artickel ein großes beygetragen. Allein ich kan mir nicht einbilden, daß alles Hexen lediglich in natürlichen Dingen bestehe, und daß die Untersuchung derselben vieles entdecken; die nicht völlige Erkenntniß aber uns ein vieles verborgen halten könne. Denn bey so gestalten Sachen würde ich auf den Argwohn gerathen, das Hexen sey nichts sündliches, es sey nicht zu bestrafen, und gar wohl erlaubt zu erlernen. In der Natur an sich ist nichts verdamliches, zumahl wenn wir sie vor dem Falle des Menschen betrachten. Ich übergehe weiter mit Stillschweigen die Hexen-Processe, und seltsame Proben, welche gang neulich von Wien uns bekannt gemacht wurden, und wieder Eure Erinnerung von neuem in unser Gedächtniß eingepflanget worden. Weit entfernt, daß ich Eure Sätze wiederlegen will; Ich thue nur von meinen zufälligen Gedancken ein freiwilliges Bekenntniß, gebe anbey zur Überlegung was von dem Wind-Verkaufe, und der Zauber-Kunst der Lappen zu halten sey. Daß es in der Wahrheit damit seine Richtigkeit habe, wird durch glaubwürdige Zeugen bestätigt; Wie es aber mit demselben zugehe, das wird als ein Kunst-Stück geheim gehalten. Die Umstände davon habe ich also gelesen: Sie geben denjenigen, die es verlangen, vor Geld ein Schnupstuch, welches mit drey Knoten versehen ist. Wenn man den ersten auflöset, entsteht eine sanffte Luft; bey dem andern
E c ein

ein etwas stärkerer Wind, der die Segel füllet, und einen schnellen Lauff verursachet; bey dem dritten aber ein so grosser Sturm, gleich als wenn er das ganze Schiff zu Boden werffen wolte. Im Gegentheil können sie zaubern, daß, wenn gleich ein guter Wind wehet, dennoch das Schiff keinen Fuß breit weiter segeln kan, und solcher gestalt so fest als angemauert stehen bleiben muß. Ich weiß also nicht ob diese Kunst eine Gemeinschaft mit der unschuldigen Natur haben kan, und als eine natürliche Magie anzusehen ist; Oder ob es nicht vielmehr eine Teufels-Bannerey zu nennen sey, vermittelst welcher alle Hexen ihre Gewalt ausüben. Ehe ich schlüffe, finde ich mich genöthiget auf die Anmerckung meines letztes an Euch abgelassenen Schreibens folgendes zu antworten: Vor das erste bitte ich mir eine weitläufigere Erklärung über die Worte, ich habe weder in allem Rechte, noch in allem Unrecht, zu geben. Vor das andere nemht mirs nicht übel, wenn ich sage, daß Ihr den Inhalt des Briefes nicht nach dem Buchstaben ausgelegt habt. Ihr erinnert, die neuern von Adel solten eben so wenig als die alten Geschlechter, and diese nicht mehr als jene auf ihren Ritterstand stolz seyn. Wie dieses zu loben und zu billigen ist, also habe mich niemahls bemühet das Gegentheil zu behaupten, noch weniger die neuern von Adel, von den alten abzusondern. Wißet vielmehr daß die alten und neuen Edelleute in gleicher Verdammniß stehen. Denn unter beyden sind viele zu finden, die dem Laster des Hochmuths ergeben sind, und die mehr Absicht auf die eingebildete freyherrliche Hoheit, als auf die von Euch benannten Verdienste haben, um einen Vorzug zu gewinnen. Ist diese Auslegung Euch noch nicht deutlich genug, daß ihr wissen könnt, was von dem abgeschickten Schreiben zu sagen sey? Ihr werdet vielleicht bey einer besondern Gelegenheit, da ich diese Materie wiederholen werde, abnehmen können, was meine Gedancken sind, und wer derjenige ist, der sich biß anhero schreibt

Carlsruh in Schlessien
den 3. Sept. An. 1728.

Friedrich von Hoffenbach.

Der Herr von Hoffenbach giebt sich wieder vermuthen zum Hexen-Patron an; und meynet aus meiner Meynung was ungereimtes zu folgern. Ich habe zugegeben daß es Zaubereyen gebe, da man durch die verborgenen Kräfte gewisser Kräuter oder andrer natürlichen Dinge seinem Nächsten Schaden zufügen könne. Hieraus will er nun den Satz herleiten, daß auf solche Art das Hexen erlaubt seyn werde. Der Schluß ist recht seltsam; laßt uns hören wie er lautet: Was natürlich zugeht, das ist erlaubt: Seinen Nächsten durch Kräuter und andre solche Mittel, dabey der Teufel nichts thut, zu bezaubern, das geht natürlich zu: Also ist es erlaubt. Wer hat ihm aber den ersten Satz dieser Schlußrede jemahls zugestanden? Geht es nicht ganz natürlich zu, wenn ich jemanden mit der Faust oder einem Prügel wund schlage, einen ins Wasser stürze daß er ersäuft, oder mit einem Degen durchbohre, daß er stirbt? Wer wollte aber deswegen diese Dinge vor erlaubt halten? Und was hilft hier die Anmerckung, daß die Natur nichts verdämlisches sey, da auch die unschuldigsten und nützlichsten Dinge zum Schaden andrer Menschen gemißbrauchet werden können. Das ist das erste.

Zum andern möchte ich gern wissen, wie der Herr von Hoffenbach so leichtgläubig seyn könne, die Fabeln von Windmachern zu glauben. Wer diese verdauen kan, dem wird gewiß kein andres Mähelein von Hexen zu schwer fallen. Denn welcher Verstand kan es begrei-

begreifen, oder nur einiger massen vermuthen, daß in einem zusammengeknüpften Zipfel eines Schnupstuchs, die Ursache von einer grossen Bewegung der Luft verschlossen seyn könne, die mit einem starcken Strome von einer Himmelsgegend nach der andern streichen und etliche 100 Meilen fortschießen muß. Man weiß aus der Naturlehre, daß bloß das aufgehobene Gleichgewichte der elastischen Kraft in der Luft eine solche Bewegung verursachen könne, weil diejenige Gegend unster Dunst-Kugel, die entweder wegen ihrer vermehrten Wärme oder Schwere, oder grössern Dichtigkeit stärker drückt, die angränzende kältere, leichtere, oder dünnere Luft vor sich hinstößet, und so lange nachschießet, bis alles wiederum in eine Gleichheit gesetzt worden. Hernach möchte ich wissen, ob es gleich viel ist, welchen Zipfel man zu erst auflöset? Ohne Zweifel werden die glaubwürdigen Zeugen, darauf er sich beruffet, dieses wohl angemercket haben; weswegen ich mir Nachricht davon ausbitte. Ingleichen wollte ich fragen, ob denn alle Knoten auf einerley Art gemacht worden? Ferner ob zwen solche Windmacher die einander begegnen, und davon der eine nach Osten, der andre nach Westen will, beyde mit vollem Winde einander vorbeyssegeln können? Haben seine Zeugen alle diese Fragen nicht ausgemacht; so wird ers mir nicht übel nehmen, daß ich sie vor Fabelhansen halte; die entweder selbst betrogen worden, oder andre betrügen wollen.

Was die Stillehaltung eines Schiffes mitten im Sturme, auf offener See ohne Strick oder Anker anlanget: So ist dieses eine offenbare Unmöglichkeit. Wer zur See gereiset ist, und theils die Gewalt des Windes, wenn er in die Seegel bläst, theils das Rasen der schäumenden Wellen gesehen; der wird begreifen daß einer so ungestümen Kraft kein losschwimmendes Schiff widerstehen kan, es sey denn, daß die Regeln der Bewegung oder die Befehle der Natur unterbrochen und auf eine zeitlang aufgehoben worden. Dieses aber ins Werck zu richten, das heißt eigentlich so genannte Wunderwerke thun, wie ich schon neulich erwehnet habe. Will man nun den Satan zum Wunderthäter machen, und dem allerhöchsten Wesen einen Neben-Gott an die Seite setzen; so mag mans immer thun. Ich kan dieses weder glauben noch behaupten, vielweniger aber begreifen.

Zulezt muß ich wegen des Adels noch ein paar Worte hinzufügen. Ich habe es wohl verstanden, daß der Herr von Hoffenbach ein Edelmann und kein Baron ist. Ich habe es wohl verstanden daß er es nicht leiden kan, wenn ein neuer Freyherr über ihn den Vorsitz nimmt, da er doch aus älterm Geschlechte entsprossen. Eben deswegen habe ich nicht nur denen Baronisirten Familien, sondern auch ihrem Ankläger eine gute Erinnerung geben wollen. Ich schätze einen jeden nach seinen persönlichen Verdiensten, und halte manchen ehrlichen Bürger höher als manchen Grafen, Baron und Edelmann; wenn dieselben keine adeliche Eigenschafften besitzen. Aber der Herr von Hoffenbach schien mir nur auf sein Alter, und auf die aus den vorigen Zeiten erwiesene Gleichheit des Adlichen und Freyherrlichen Standes zu trohen. Er kan es also nicht leiden, daß ich mich nicht ganz vor ihn erklären wollen, sondern durch einen vorfesslich angenommenen Misverstand, sowohl ihm als andern eine bescheidene Erinnerung gemacht. Ich habe mich also genöthiget gesehen, ihm iho deutlicher herauszusagen, daß ich ihn neulich besser verstanden als er mich verstehen wollen, und daß ich also keiner weitem Erklärung vonnöthen haben werde. Im übrigen bitte ich ihn, und andre die mir künftig die Ehre ihrer Zuschrift gönnen wollen, das Postgeld selbst zu entrichten, damit es meinem Verleger nicht zur Last gereiche.

Mein

Mein Herr,

Ich bin der erste von meinem Geschlechte der an sie schreibt, und mich düncket daß ich Ursache genug dazu habe. Ich kan mich zwar zu ihren Mitbürgern nicht zählen, sondern muß mich zu einer andern Republik rechnen, die in dem Gehirne eines müßigen Schwärmers erfonnen und auf 36 oder 40 viereckigten steifen Papiere zu Stande gebracht worden: doch hoffe ich ihr Biedermännisches Gemüthe werde sich auch gegen unsers gleichen erweisen. Zum wenigsten habe ich das Glück in menschlicher Gestalt gemahlet zu werden, und hege deswegen um soviel mehr das Vertrauen zu ihnen, sie werden zum wenigsten um der Aehnlichkeit halber, die zwischen unsern Figuren ist, an meinem Glücke theil nehmen. Bin ich gleich weder ein König noch eine Dame; sondern nur ein schlechter Careaubube: so weiß ich doch daß sie nicht stolz sind, und also auch mein Schreiben nicht verschmähen werden.

Ich kan mich nicht enthalten Ihnen das grosse Ansehen zu entdecken, darinn ich bey einigen von unsern hiesigen Schönen stehe. Eine kleine Gesellschaft der artigsten Frauenzimmer hat mich seit einiger Zeit so lieb gewonnen, daß sie ohne mich nicht leben können. Der schöne Careaubube! der charmante Careaubube! der allerliebste Careaubube! So heißt es alle Augenblick von mir, und ich kan es nicht leugnen, daß mir solches biß ins lincke Herzgrübchen küßeln würde, wenn der ehrliche Kartenmacher daran gedacht und mir dergleichen gemahlet hätte. Man nimmt mich überall mit in Gesellschaften: Man trägt mich auf den zartesten Händen: Man räumt mir wohl gar den weissesten Busen zum Aufenthalte ein: Ja ich kan mich also rühmen ohne alle mein Suchen viel weiter gekommen zu seyn, als der eifrigste Liebhaber zuweilen mit grossen Kosten gelangen kan. Neulich hatte man mich gar mit in die Kirche genommen; wo ich aus dem Fenster der Capelle, darinn meine Gebieterin saß, guckte, und gegen über in einer andern solchen Capelle, einen meiner Cameraden erblickte, der von seiner Liebhaberin gleichfalls war mitgenommen worden.

Fragen Sie, mein Herr, was die Ursache dieser grossen Gewogenheit sey, so glaube ich, daß Sie sammt ihrem Wahrsager dieselbe nicht errathen würden. Aber mein Frauenzimmer hat sichs gar zu deutlich mercken lassen, daß sie mich bloß um meiner grossen Nase halber hochschätzt. Was sie damit meyne, weiß ich nicht. Vielleicht hat sie die Hieroglyphischen Figuren der Egypter studiret, und ein besondres Geheimniß gefunden, so durch eine grosse Nase angedeutet wird. Sie werden vielleicht mehr davon wissen, und durch die Erklärung dieses Rägels nicht nur mich, sondern auch manches junge Frauenzimmer, die mich um dieser trefflichen Eigenschaft halber noch nicht genug zu schätzen weiß, verbindlich machen. Beneiden mich gleich meine drey übrigen Cammeraden, dieser Gunst halber, sonderlich der Dickbube, der nur ein recht kleines Näschen hat: Immerhin! Was frage ich darnach? Wenig daß ich von meiner Schönen geliebet werde. Ich nenne mich mit aller Ergebenheit

Dero

Leipzig 1728
den 28 Septembr.

gehorsamsten
Careaububen.

P. S. Ich bitte sie, demjenigen Kartenmacher, der mich zur Welt gebracht, öffentlich vor die grosse Nase so er mir gebildet hat, Dank abzustatten; weil ich bloß durch dieselbe mein ganzes Glück gemacht habe.

Der
Biedermann.

Sieben und siebenzigstes Blatt 1728 den 25 October.

Escherning

Ja freylich fällt ein Mensch gar leicht in Aberglauben,
 Wer Sachen nicht versteht. Da zeigt sein falscher Wahn
 Das was natürlich ist, für lauter Wunder an:
 Zumahl wer furchtsam ist.

Es erfreue mich herzlich, daß sich verständige Leute finden, die mir in Bestreitung des Aberglaubens hülfliche Hand leisten wollen. Ich allein würde freylich viel zu schwach seyn, einem so tiefeingewurzelten und allgemeinen Ubel zu steuern. Indessen halte ich es vor eine meiner vornehmsten Pflichten, meine Mitbürger vor dieser schädlichen Seuche entweder zu warnen, oder wenn sie bereits daran krank liegen, sie davon zu befreyen. Ein jeder redlich-gesinnter Biedermann wird deswegen von mir dienstlich ersuchet, ein jeglicher an seinem Orte, so viel sich thun läßt, die Einfältigen auf bessere Gedanken zu bringen; ja wenn ihm merckwürdige Gattungen des Aberglaubens vorkommen sollten, mir schriftliche Nachrichten davon zu geben. Den Herrn von Cypressenwald kan ich in diesem Stücke andern zum Exempel vorstellen, weil ich einen grossen Eifer an ihm bemercke, diesem Ubel den Garaus zu machen; und viel Wiß bey ihm finde, das thörichte Wesen desselben lächerlich zu machen. Er kan meines Erachtens denselben nicht besser anwenden als eben dazu, doch meine Leser werden aus seinem eigenen Schreiben am besten davon urtheilen können.

Edler Biedermann,

Sie müssen in der That sehr verwegen seyn, daß sie sich unterstehen, in ihren Blättern, den Aberglauben anzutasten. Sehen sie denn nicht die blutigen und traurigen Fußtapfen so vieler klugen und scharffsichtigen Männer, die auch die Thorheit begangen; diesem Gößen öffentlich zu widersprechen? Wissen sie nicht daß der Aberglaube ein Strom ist, dem man entweder willig folgen; oder sich mit Gewalt von ihm fort reißen lassen muß? Erschrecken sie nicht die betrübten Beispiele so vieler Weisen, die dieses Unthier, ich meyne die Mißgeburth des Aberglaubens, zermalmet und verzehret hat?

Der Aberglaube ist die grosse Diane der ganzen Welt; wer darwieder redet und schreibt, der reizet den Zorn, so vieler Goldschmiede wieder sich, die sich von ihren Tempeln ernähren, und ohne sie nicht zu leben wüsten. Die Einfalt hat dieses Scheusal auf die Welt gehohren, die Betrügeren hat es gesäugert und sorgfältig erzogen. Der Pöbel, sowohl der so in prächtigen Kutschen fährt, als derjenige so Lasten trägt und Holz schneidet, ernähret dieses Ungeheuer. Der Aberglaube ist derjenige Abgott, den die klugen Sineser mit 1000 Händen mahlen, in deren jeden er besondere Waffen hält, um damit seine Fein-

de auf mannigfaltige Art zu erlegen. Er ist gleich der Lernäischen Schlange, welcher allezeit die von manchem Herkules, als Luther, Calvin, Erasmus &c. und andern Helden abgehauene Köpfe wiedermachsen.

Es ist zwar kein Wunder wenn diejetzigen, so von den Wissenschaften entfernt sind, sich davon bethören lassen; Aber das ist erstaunens-würdig, wenn selbst die Gelehrten, oder die sich doch entweder ihres poltischen Amtes, oder der geistlichen und Academischen Würde wegen darunter zehlen, sich bemühen, solchen entweder aus Unverstand oder aus Bosheit zu vertheidigen. Ich vor meine Person muß gestehen, daß ich fast alle Gedult verliere, wenn ich fast überall die Dummheit, den Aberglauben und die Heuchelen, als die drey Höllischen Nase-Göttinnen, über die Gelehrsamkeit, Religion und wahre Frömmigkeit, als die himmlischen Huld-Göttinnen, siegen sehe. Ich weiß nicht ob ich lachen oder weinen soll, wenn ich mich erinnere, daß vor etlichen Jahren, ein dem Amte und Leibe nach grosser Mann, der aber dem Verstande und seiner Wissenschaft nach nur ein gar kleines Männchen war, in öffentlicher Gesellschaft mit sonderbahrem Ansehen behauptete, daß das nächtliche Heulen der Hunde und ihr eingebildetes Wehklagen ohne Zweifel was bedeuten müsse. Hiesse das nicht aus der Religion und dem wahren Gottesdienste ein Gespötte machen, wenn ein einfältiger Dorf-Priester bey entstandenem Nord-Lichte mit seinen zu sammen getausenen Kirch-Kindern auf dem Kirch-Hofe niederknien und aus dem Stegreife eine Vorbereitung zum Jüngsten Tage halten wollte? Wer würde nicht lachen wenn ein solcher sagte, daß er jetzt einzubrechen beginne, indem die Welt hinter dem Busche allbereit lichterloh brenne; Und diese herrlich ausgedachte und klug angebrachte Andacht durch das Lied: Es ist gewißlich an der Zeit &c. mit einem ängstlichem Thone beschließen wollte. Jener viel geschiedere Land-Geistliche hat sich bey seiner ganzen Nachbarschaft als ein heimlicher Irr-Gläubiger in nicht geringen Verdacht und grosse Ungunst gesetzt, weil er mir einmahl das Wort redete, als eine ganze versammelte Gesellschaft, wegen Behauptung des Copernicanischen Welt-Baues an meiner Seeligkeit verzweifelte.

O! wie übel ward mir ein andermahl über das Maul gefahren, als ich so einfältig war, und in einer aus unverständigen Gelehrten sammt ihren Weibern und Töchtern bestehenden Gesellschaft, den Wunsch scherzhaft hervorbrachte, wie ich nach des Cometen von 1680 baldiger Zurückkunft ein Verlangen trüge, um das Vergnügen und die Ehre zu haben, ihn von Person kennen zu lernen. Neulich war bey uns allhier eben so ein wunderliches Gewäsche von dem nahe vorhandenen Untergehen dieser Stadt und von einem sich sehen lassenden Mönchs-Gespente, als Aelsidamon von Leipzig an sie berichtet. Und es waren bey uns so viel Narren, die es glaubeten und sich davor fürchteten, als in dem klugen Leipzig. Fragte man, wo sie doch den bevorstehenden Untergang der Stadt her hätten? so erfolgte die Antwort: Es hätte einer aus Engelland seinen hier sich befindenden Freund ersuchet, ihm von der in hiesiger Gegend im Herbst-Monate vorkommenden Witterung genaue Nachricht zu geben. Und daher ward so klüglich geschlossen, die Leute in Engelland müsten mehr können als Brod essen, und sie hätten uns eben damit unser Unglück ankündigen wollen. Ich befand mich gleich den 23 des Herbst-Monats, als den Heil. Abend vor dem jüngsten Tage, in einem Weinderge unfern von hier. Als ich nun zurück

zurück kehren wollte und haben den Vorwand im Scherz brauchte, daß ich deswegen in die Stadt eilte, weil ich gerne einmahl eine Stadt untergehen sehen möchte; so erzürnte sich das Fräulein von Mittelwitz vermessen über meinen gottlosen Frevel, daß sie aus recht christlichem Gemüthe den Untergang der Stadt nur deswegen von Gott erbitten wollte, damit mir bösen und heydnischen Menschen einmahl der Glaube in die Hand käme. Ja neulich hätte ich in einer Dorff-Schenke fast gar eine Tracht Schläge bekommen, als mich ein starkes Donner- und Regen-Wetter nebst meinem Gefährten von der Straße hinein jagte, und dieser die anwesenden Bäuern, ich weiß nicht warum? bereden wollte: wir hätten unfern von uns einen Donner-Keil niederfahren sehen; ich aber ihm verwieß, daß er die einfältigen Leute in ihrem Aberglauben stärkete und sie also noch furchtamer machte. Noch eines kan ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Denn ich kan nicht läugnen daß es mir sehr empfindlich gefallen, als mir ein in vornehmen Bedienungen stehender Mann recht mit erbittertem Gemüthe vorwarf, ich hätte meine Zeit auf Universitäten mit der Welt-Weisheit, Natur-Kunde, Mathematick und Erlernung unnöthiger Sprachen verderbet: woben er mir denn andere, die durch die niederträchtige Zügendrescheren, sich scheinbarlich fortgeholsen zu meiner Aufmunterung als ein Muster vorstellte. Ist es denn solchergestalt zu verwundern, wenn Unwissenheit, Aberglauben und Einfalt überall herrschen; da diejenigen Wissenschaften, von denen ich noch stark zweifelte, ob sie zu der wahren Gelehrsamkeit gehören, der Weltweisheit und freyen Künsten, die uns von Gott als das höchste Geschenk gegeben worden, und uns allererst zu rechten Menschen machen, unverständiger Weise vorgezogen werden? Doch ich vermercke das mich meine Feder zu weit führet; ich muß mir also mit Gewalt allhier Einhalt thun, denn ich würde ihnen sonst gar zu lange beschwerlich fallen. Ubrigens wünsche ich ihnen viel Krafft und Glück in Fortsetzung ihrer Schrifften und verbleibe

Dresden am 11. des Wein-
Monaths 1728.

Dero Freund und Diener
Ernst von Cypressenwald.

Nachsatz.

Der höchsterleuchtete König von Portugall, so sich anjese, wie leicht zu vermuthen, in der äußersten Gefahr befindet, indem er aus Heldenmüthiger Großmuth den Aberglauben behérst und munter antastet, verdiente wohl, daß sie, Werther Biedermann, alle Leser ihrer Sitten-Blätter ermahneten, täglich gedachte Se. Königl. Maj. in ihr Gebet mit einzuschließen: Das Gott der Allmächtige dieselben mit Krafft, Muth und Stärke, das Thier zu bestreiten, ausrüsten, Dero rühmliches Unterfangen mit Sieg und Ehre krönen, Ihnen Beständigkeit und treue und weise Minister verleihen, auch Dero geheiligte Person völlig mit dem Glanze der Wahrheit erleuchten, und sie vor den teuflischen Kunst-Griffen der Heuschrecken, so aus dem Brunnen des Verderbens herauf gestiegen, in Gnaden beschirmen und bewahren wolle! Es geschehe also!

Der feinnemliche Verfasser dieses Schreibens wird freylich manchem ein wenig gar zu sehr in die Haare kommen. Man wird an ihm aussetzen, daß er sein Gespötte über den Aberglauben zu hochgetrieben habe, und wohl ein wenig bescheidener darüber hätte lachen können. Allein vielleicht würde er auf diese Erinnerung antworten: Man müsse den Ber-

Verfechtern der Thorheit recht durch den Sinn fahren, und sie nicht im geringsten schonen, damit sie um so vielmehr die Nichtigkeit ihres Aberglaubens erkennen mögen. Und dies scheint so unrecht nicht zu seyn. Wer einen krummen Stecken gerade machen will; muß ihn nicht nur gerade biegen, sondern auf eine niedrige Seite krummen, weil nehmlich derselbe doch wieder zurücke springet. Indessen ist es doch nicht zu leugnen, daß man öftters mit Gelindigkeit mehr ausrichtet, als wenn man einem so gar vor den Kopf stößet. Man gewinnt die Gemüther nicht mit Gewalt und auf einmal; sondern nach und nach. Man beavemet sich zuweilen der Schwachheit seines Gegners. Man giebt ihm etwas zu, welches man ihm noch nicht mit gutem Fortgange würde aus dem Sinne bringen können. Allmählig aber geht man weiter, und nachdem man ihn durch andre Stücke vorbereitet hat, greift man auch diejenigen Meynungen an, die man vorher geschonet hatte. Dieser Lehrart denke ich in Bestreitung des Aberglaubens zu folgen. Ich bin nur noch mit den Aussenwercken meiner Widersacher beschäftigt. Wenn ich die werbe bezwungen haben, will ich weiter gehen und auch ihre Haupt-Vollwerke bestreiten.

Unter die Feinde und Vertilger des Aberglaubens, hätte mein Herr Correspondent, mit gutem Rechte auch den oftbelobten Bänle, und unter uns Deutschen auch den feil. Herrn Geh. Rath Thomastus rechnen können. Von jenem habe ich schon sonst meine Gedanken eröffnet; von diesem aber erkläre ich mich ihh, daß ich ihn vor einen grossen Helden in Ausrottung des Aberglaubens erkenne. Durch seine Schriften von Zauberern, Gespenstern und andern dergleichen Dingen, sind in ganz Deutschland den Leuten die Augen aufgegangen. Die Richter schämen sich nunmehr der ungerechten Urtheile, die von ihren Vorfahren in so vielen Herren-Processen gefallen worden. Er hat den Blocksberg wüste, und den Satan mit seinem Anhangeshumächtig gemacht. Er hat uns von der Furcht vor Kobolden, vor Erscheinungen und Beschwörungen alter Betteln befreuet. Man hörret nunmehr von keinen Besessenen; man hält auf Sthas-Gräber und andere solche Betrüger nichts mehr. Und mich dünckt dieser grosse Mann verdiente, daß man bloß in dieser Absicht eine Lobrede oder ein Lob-Gedichte auf ihn schriebe. Ein überausgeschickter Poet in Halle hat meinem Wunsche einigermaßen ein Gnügen gethan, indem er in einer trefflichen Ode die Verdienste dieses Mannes besungen; davon ich meinen Lesern zu gut, und dem grossen Thomasio zu Ehren, etliche Strophen hieher setzen will.

Die Weisheit ächzt: denn Thomas stirbt,
Und was ihr jetzt mit Ihm verdirbt,
Läßt sich so bald nicht wieder finden,
Sie sieht den Auszug ihrer Krafft,
Sie sieht den Auszug ihrer Krafft,
Das Muster wahrer Wissenschaft,
Den Stern der ersten Grösse schwinden.
Da liegt das Kleinod ihrer Lust,
Da liegt der Zierath ihrer Brust,
Der Mann, der sie so hoch erhoben,
Der sie nach überstandner Nacht
Mit Müh beherzt ans Licht gebracht,
Der Mann, den niemand gnug mag loben.

O warlich! ihre Pein ist groß:
Wer klagt nicht wenn ihm Schlag u. Stoß
Hand, Haupt, und Brust zugleich verlesen?
Die Weisheit fühlt noch mehr, als dis:
Wer heilt ihr wohl den harten Riß?
Wer kan ihr den Verlust ersetzen?
Selbst die Natur braucht lange Zeit,
Ein Wunder solcher Trefflichkeit
Der Welt und sich zum Ruhm zu hauen.
Wie? ließ sich nicht Verstand und Geist,
Und alles, was vernünftig heißt,
An ihrem Thomas doppelt schauen? u. s. w.

Biedermann.

Acht und siebenzigstes Blatt 1728 den 1. November.

M O R V S

Hoc quisquis dicit: Rebus in mortalibus,
 Quod trifidus sit ac magis viros gaudet,
 Natura tui prodedit his uxaribus.
 Hos quisque dicit; at ducit tamen
 Quin sex sepultis, septimam ducit tamen.

Als ich dieser Tage mit der vernünftigen Euphrosyne von allerhand Tugenden des Frauenzimmers zu reden kam, und gegen sie behauptete, daß das schöne Geschlecht fast in allen Arten derselben solche Heldinnen aufzuweisen hätte die dem männlichen Geschlechte Trost bieten könnten: Wachte sich diese belehrte Dame zwar auf verschiedne merkwürdige Exempel der alten und neuen Zeiten zu bestimmen; doch war ihr Aspasia, eine Philosophin zu Socratis Zeiten, noch nicht bekannt. Weil ich nun von derselben einen hohen Grad der Weisheit rühmete, und sonderlich der klugen Entscheidung zweyer unemigen Schelte gedachte, dabey sich sie als eine gelehrte Moralistin erwielesen: So ermahnte sie mich ihr dieselbe ausführlich zu erzählen. Ich that solches folgender massen:

Xenophon lebte mit seiner Ehegattin nicht gar zu wohl, und mochte sich wohl gar haben merken lassen, daß er ihrer gern wieder loß wäre. Sie hätte vielleicht eben dergleichen gewünscht, und beydes war dieser weisen Aspasia zu Ohren gekommen. Einemahls war dieß mußvergügte Paar beisammen, als jene sich zu ihnen setzte, und die Frau zuerst dergestalt anredete: Sage mir doch, wenn deine Nachbarin besser Geschmeide hätte als du, welches wolltest du lieber, deines oder ihres? Ihres, gab sie zur Antwort. Wie aber, fuhr Aspasia fort, wenn sie schönere Kleidungen und sonst köstlichen Schmuck hätte als du, was würdest du lieber wollen, das Deine oder das Ihrige? Das Ihrige, antwortete sie. Wohl an denn, versetzte jene, wenn deine Nachbarin etwa einen bessern Mann hätte als du, welchen würdest du lieber wollen, den Deinigen oder den Ihrigen? Auf diese Frage erröthete das Weib Xenophons, und schwieg stille; denn sie schämte sich zu sagen, daß sie sich den Mann ihrer Nachbarin wünschen wollte.

Hierauf wandte sich Aspasia zum Xenophon und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Was dünckt dich, hieß es, wenn dein Nachbar ein besser Pferd hätte als du, welches wolltest du lieber haben, Deines, oder Seines? Seines, erwiederte Xenophon. Wenn er ein besser Haus oder Feld hätte als du, fuhr Aspasia fort, welches würdest du lieber wollen? Ohne Zweifel das Seinige, versetzte er, angesehen es besser wäre. Wie denn weiter, sprach jene wiederum; Wenn er eine bessere Frau hätte als die Deinige ist, würdest du auch die Seinige wollen? Hierauf schwieg Xenophon gleichfalls stille. Aspasia indessen hub folgender gestalt an, beyde auf einmahl anzureden: Weil

Weil ich denn sehe, daß ihr alle beyde mir eben auf die Frage nicht antworten wollet, die ich einzig und allein beantwortet wissen wollte; so will ichs euch selbst sagen, was ihr beyde dencket. Denn sowohl Du Xenophon wünschest dir die allerangenehmste Frau, als Du den allervollkommensten Mann. Werdet ihr also nicht machen, daß weder ein besserer Mann, noch eine bessere Frau auf dem ganzen Erdboden zu finden sey, als ihr beyde; so werdet ihr niemahls ruhig oder glücklich seyn können. Ihr werdet nehmlich allezeit nach dem streben, was ihr vor das Beste halten werdet; damit also Du die beste Frau, Du aber den besten Mann zur Ehe habest.

Als nun beyde diesen so ungezweifelten Satz zugeben sich genöthiget sahen, wußte die vernünftige Aspasia durch ihre überzeugende Art im schlüssen, eine so bescheidene Deutung auf die beyden mißvergnügten Eheleute zu machen, daß sie nichts dawieder einzuwenden hatten. Sie versprachen auch sich künftigt beyderseits dahin zu bestreben, daß ein jedes an sich ein Muster des vollkommensten Ehgatten zeigen könnte.

Ich wiederhole diese Geschichte hier, bloß, um einige Anmerkungen zum Besten der Eheleute zu machen, die dem Xenophon und seiner Hausfrauen ähnlich sind. Denn daß sich Aspasia als eine Meisterin in der Socratischen Disputir-Kunst, als eine gründliche Sittenlehrerin, ja als ein redliches Hiederweib erwiesen, solches liegt am Tage: und damahls habe ich solches gegen Euphrosynen weitläufig dargethan, um meinen oberwehnten Satz desto besser zu behaupten.

Freylich rührt der ganze Ursprung mißvergnügter Ehen daher, daß ein Ehgatte an dem andern Fehler anmercket, die ihm zuwieder sind, die er aber sonst entweder noch nicht wahrgenommen, oder doch vor erträglich gehalten. Die Betrachtung des Vollkommenen an einer Person, erwecket eine Belustigung in unserm Gemütze, welche die Mutter der Liebe wird, wenn die Belustigung so groß ist, daß wir uns dieselbe oft oder lange, oder allezeit zu haben wünschen. Junge Leute, von beyderley Geschlecht, pflegen sich einander nur allezeit von der schönen Seite zu zeigen, um desto beliebter und gefälliger zu werden. Sie erlangen auch dabey ihren Endzweck, und werden oft von beyden Theilen so verliebt, daß man denken sollte, sie würden das glücklichste Paar von der Welt seyn, wenn sie einander heyrathen sollten. Zuweilen gelingt ihr Wunsch; aber mehrentheils erfahren sie, und andre, daß die vorige brünstige Liebe gar bald matt wird, ja sich wohl gar in Haß und Feindschaft verwandelt. Solange man beyderseits seine Schwachheiten verbergen konnte, gefiel man einander. Aber die Versteckung währt nicht lange. Man wird bald überdrüssig sich zu zwingen, und die natürlichen Neigungen eines jeden behalten doch endlich die Oberhand. Alsdann lernet sich ein solches Paar erst kennen. Alsdann siehet man einander ohne Larve in seiner eigenen Gestalt. Alsdann wird man auch die Flecken seines Ehgatten gewahr, die er vorhin mit einer betrügliichen Schmincke verkleistert hatte. Unvollkommenheiten erwecken lauter Unlust, so bald man sie empfindet oder wahrnimmt. Ist die Anzahl der selben in Ansehung des Gefälligen, an einer Person sehr groß, so überwieget der daher entstehende Haß die Liebe. Man wird erstlich etwas kaltsinnig gegen einander. Hernach mißfällt eins dem andern. Alsdann wird man sich überdrüssig. Und endlich folgt eine wirkliche Uneinigfeit.

Man könnte die nützliche Warnung aus dieser Betrachtung ziehen, daß es sehr thöricht sey,

sey, wenn junge Leute, so einander heirathen wollen, sich der Verstellung befeßigen. Wer sich verstellt, der gesteht selbst, er getraue sich nicht in seiner natürlichen Beschaffenheit gefällig zu seyn. Aber wie? wird er sich denn unaufhörlich so verstellen können? Will er lebenslang die Maske nicht ablegen? Das geht nicht an. So wird er denn seinem Ehegatten nicht mehr gefallen. So wird er von ihm nur eine kurze Zeit geliebet werden. So wird er sich und ihr unglücklich machen. So wird die Ehe solcher verstellten Liebhaber gewiß eine sehr unselige Ehe seyn. Weit anders würde es gehen, wenn man sich in solchen Umständen lieber in natürlicher Gestalt wiese. Es ist wahr, man würde einander so sehr gefällig nicht seyn. Man würde nicht so brünstig lieben; aber man würde sich auch im Freyen nicht so betrügen. Gleich Anfangs würde man die Fehler einer geliebten Person wahrnehmen und sich prüfen können, ob man auch dieselben erdulden fähig sey. Fände man denn, daß es uns unerträglich fallen würde, solche täglich vor Augen zu sehen; so könnte man ja bezeiten davon bleiben, und sich einem bevorstehenden augenscheinlichen Verderben entreißen.

Bei der iso eingeführten Lebensart indessen ist es fast nicht möglich, daß diejenigen einander recht sollten kennen lernen, die sich verheirathen wollen. Geht es nicht mit den meisten Verbündnissen blindlings zu? Man trauet auf fremde Vorschläge, auf eigennützige Lobsprüche, auf andere vortheilhafte Absichten. Kommt es hoch, so sieht man einander ein oder zweymahl; man complimentiret ein paar Stunden, man ißt und trinckt oder spielet in Gesellschaften wo man fremde ist, mit einander. Darauf meynet man einander satzsam zu kennen, und schreiet dann zum Verlobnisse. Die Hochzeit ist öfters schon vollzogen, und die Vermählten kennen einander von Gemüthe nicht besser, als ich des großen Mogols Gemahlin kenne. Alsdann aber wird der Vorhang auf einmahl weggezogen; und ein jeder kan sich selbst aus der Erfahrung die Folgen vorstellen, die in einem so unbedachtsamen Ehestande, nach geendigter Verstellung entstehen müssen.

Nichts wäre süßiger einem solchmal abzukommen, als ein freyer Umgang unter jungen Leuten, die noch nicht eben vollens wären zu heirathen. Düncket derselbe jemanden gesüßlich, so will ich hinzufügen, daß er in Gegenwart ernsthafter und ansehnlicher Personen geschehen müste. Da würde sich bald zeigen, welche Gemüther sich nicht zusammen schicken könnten. Ein jedes würde ohne die Absicht, durch eine Verstellung etwa sein Glück zu machen, seiner Art und Neigung gemäß leben, reden und handeln, und gleichsam zu jeder Person vom andern Geschlechte sprechen: Stehest du? so und so bin ich. Gefalle ich dir in diesem mittlern Naturelle; so liebe mich. Gefalle ich dir nicht; immerhin. Ich werde mich nicht verstellen, und deine Liebe betrüglicher Weise zu erschleichen suchen. Denn warum sollte ich dich und mich unglücklich machen?

Ich weiß wohl daß man sich mehrentheils die Hoffnung machet, es werde sich schon mit der Zeit geben. Die neuen Eheleute würden sich schon in einander schicken lernen. Eins würde dem andern nachgeben, und sich nach dessen Gemüthsart richten. Dieses wäre freylich wohl bey lauter vernünftigen Personen zu vermuthen. Aber die Zahl derselben ist überall so geringe, daß diese Hoffnung fast allezeit fehl schläget. Der Mann, so unverständig als er ist; hält sich nach der Hochzeit vor das Ober-Haupt, und will, daß die Frau sich schlechterdings seinem Eigenfinne bequemen solle. Oder er wird nach gedämpfter erster Hitze eines andern

andern Frauenzimmers gewahr, die ihm, so lange er ~~von~~ ~~weitem~~ sieht, weit besser gefällt als seine Ehegattin; die er nunmehr von Tage zu Tage besser kennen gelernt; ... Da bedenckt er nun nicht, daß die andre Person ihm auch nur auf ihrer schönen Seite bekannt ist; daß ihre Verstellung ihn nur blende; daß sie ihm mit der Zeit eben so mißfallen würde, wenn er sie in einem täglichen vertrauten Umgange in ihrer wahren Gestalt kennen lernete. Daher kommt denn eine so **fanonphontische Ehe**; da man sich seines Nachbars Weib heimlich wünschet, wenn mans gleich nicht öffentlich heraus sagen darf.

Andernteils gehts im Absehen auf die Weiber eben so. Ein lediges Frauenzimmer sezet alle ihre Hoffnung auf eine glückliche Heyrath. Stand und Vermögen sind die beyden Hauptstücke ihrer vermeynten Glückseligkeit. Romwärts etwa ein gutes Ansehen bey dem Freyer dazu: so ist ihn **Verlangen** vollkommen erfüllt. Eine jede ist bereit mit beyden Händen zuzugreifen, und viele können oft den Tag nicht erwarten, da sie ihr Ja-Wort von sich geben sollen. Alle übrigen Fehler eines Freyers sieht man zu der Zeit nicht; oder wenn man sie sieht, so macht man sie freywillig so klein, daß sie leicht zu ertragen scheinen; bedenckt aber nicht, daß sie nach abgelegter Verstellung weit größer erscheinen werden. Dieses geschieht hernach, zu grosser **Wohrnehmung** der neuen Ehegattin. Sie sieht aber gleichfalls hier und da andre Männer, die von **weitem** nicht so punderlich zu seyn scheinen, als der ihrige. Und da kan sie sich nicht enthalten, mit dem Weibe **fanonphont** ihrer Nachbarin Ehegatten zu wünschen, wenn sie gleich die Schambafftigkeit hindert, solches mit Worten zu gestehen.

Erasmus hat in seiner Anmahnung zum Heyrathen, **folgende** menschenwürdige Stelle mit einfließen lassen: „Glaube mir, schreibt er, daß Niemand eine böse Frau bekommt, als ein böser Mann. Sehe noch hinzu, daß es bey dir stehe, dir eine gute zu wehlen. Wie aber, wenn sie umschlüge, und schlimm würde? Von einem bösen Manne kan wohl eine gute Frau verderbet werden; aber von einem guten wird auch ein böses Weib gut gemacht. Wir klagen die Weiber ganz unbillig an. **Weil** du mir glauben willst, so hat noch niemand, es wäre denn durch seine eigene Schuld, ein gottloses Weib gehabt. Ich weiß nicht wie Erasmus dieses mit so grosser Zuversicht und Gewißheit schreiben können, da er doch selbst ehloß gelebt; und niemahls eine Probe gemacht, ob er ein böses Weib gut machen könne. Mir steht das Exempel Socratis im Wege, daß ich ihm nicht Beyfall geben kan. Alle Nachrichten von diesem grossen Weltweisen geben es, daß er der gedultigste, verträglichste und liebreichste Ehemann von der Welt gewesen. Er war auch zu seiner Zeit der weiseste unter allen Menschen und hat durch seine Lehrart, und einen vernünftigen Umgang, manchen verkehrten Bösewicht zurecht gebracht. Nichts destoweniger konnte er seine böse Kantippe nicht gut und fromm machen. Ich kehre mich hier nehmlich an die neuen Entdeckungen derer nicht, die Kantippens Vertheidigung über sich genommen, um was besonders dadurch auf die Bahn zu bringen: Was vor Hoffnung bleibt also den vernünftigsten Männern übrig, ihre bösen Weiber gut zu machen, wenn sie zum Unglücke von eben der Art seyn sollten? Denn gesetzt, daß ein Mann nach dem obigen Anschlage Aspasiens, sich mit aller Macht bemühte, der vollkommenste Ehegatte von der Welt zu seyn: was würde das helfen, wenn seine Gefellin nicht desgleichen thäte, ja nicht einmahl fähig wäre, diesen ihren Mann nach seinem rechten Werthe zu schätzen?

Der
Siedermaun.

116

Neun und siebenzigstes Blatt 1728 den 8. November.

L V C R E T I V S.

Nam veluti pueri trepidant, atque omnia caecis
In tenebris metuant: sic nos in luce timemus
Interdum

Es finde, daß meine wertheften Leser die Blätter, so ich bisher vom Aberglauben abgefasset, nach Wunsche aufgenommen. Selbst meine Einladung, mir mit besondern Arten und neuen Exempeln des Aberglaubens an die Hand zu gehen, ist nicht vergeblich gewesen. Denn ausser dem neulich mitgetheilten Schreiben, ist mir vor etlichen Tagen wiederum ein Auffas von unbekannter Hand zugestellet worden, der sich sehr wohl zu meinen Absichten schicket. Es ist eine Nachricht von einer Weibsperson, die ein Bündniß mit dem Satan gemacht haben will. Ich kan nicht besser thun, als wenn ich dieselbe nach der Länge hieher setze, und meine Gedancken kürzlich beyfüge.

Maria Dorothea Stagin, ihres Alters 22 Jahr, eines Müllers Tochter aus Butke, ohnweit Rürich, ist wegen gehaltenen Streits mit der Ehegattin eines Unter-Officiers von den Bombardiers, Namens Stuckenbergs, auf Erfordern des Herrn Obrist-Lieutenants von Zingers, den 9ten Septembr. d. J. ergriffen, und weil sie sich im Gefängnisse sehr ungebührlich aufgeführt, grobe Zoten geredet, und die übrigen Gefangenen dadurch geärgert, in eine besondere Kammer gesetzt worden. Daselbst hat sie sich, es sey aus Verzweiflung oder aber nur zum Scheine, indem sie solches, laut verhandelten Acten, schon vor dem gethan, aufgehendet, ist aber noch zur rechter Zeit loß geschnitten worden. In ihrer Aussage ist sie beständig geblieben, daß sie sich das Leben nehmen wollen, weil sie sich eingebildet, daß man sie nach Spandau bringen dürfte; nunmehr aber sey es ihr leid, und sie wolle ihre Sünde Gott abbitten, jedoch zweifle sie, daß sie zu Gnaden angenommen werden könnte, inderth sie ein Bündniß mit dem Teufel gemacht habe. Sie weist derothalben einen kleinen Zettel auf, worauf M. D. und noch ein ausgelöschet Buchstabe, welcher ein S. bedeutet, und folglich die drey Anfangs-Buchstaben ihres Namens sehr kermlich mit Blut geschrieben stehen. Diesen Zettel hat sie in dem Saume ihres Rocks bey sich getragen, und sie giebt vor, daß der Teufel solchen mit ihrem eigenen Blute geschrieben; hingegen einen andern, wozu er ihr die Hand geführt, bey sich behalten. Die erste Unserredung habe sie mit ihm vor drey Jahren in dem so genannten Wedding, vor dem Spandauer Thore, des Abends zwischen 4. und 5. Uhr gehabt, allwo sie sehr betrübt gegangen, und gewünschet, daß er ihr aus ihrer Armuth helfen solle. Er sey in eines Officiers Gestalt erschienen und habe ihr 10 Thlr. gegeben, wogegen sie ihm versprochen sein eigen zu seyn und alles Böse

auszuüben; diesem Versprechen sey sie auch, was Hunn und Zancken betrifft, sehr genau nachgekommen, Diebstal aber, oder Mordthaten habe sie nicht begangen. Nach der Zeit habe sie derselbe Teufel öftters auf der Parade und bey der Post angedel, sie solle nur ihr Leben angefangener massen fortsetzen, wie er ihr denn, um sie darzu aufzumuntern, einige mahl Silber-Geld und auch Gold gegeben, wofür sie sich ein Vergnügen gemacht. Sonst was ungebührliches habe er nicht von ihr verlangt. Da aber nunmehr das Bündniß gegen den 7ten dieses Monats zu Ende lauffe, und sie der Teufel ganz erschrecklich plagen würde, so bitte sie um geistliche Hülfe. Es sind hierauf die Herren Prediger, weil sie sich zur reformirten-Religion bekennet, imgleichen der Stadt-Physicus Herr Glockengießer angesprochen worden, dieselbe zu besuchen; da denn letzterer gerichtlich bezeuget hat, daß er zwar glaube, das Mensch sey hefftiger Mutter-Beschwerung unterworfen, es wäre aber auch Bosheit und Betrügeren dabey. Die Hrn. Prediger hingegen halten dafür, daß etwas übernatürliches mit unterlaufe, zumahlen da sie in dem angefesten Lage, als nehrlich den 7ten dieses, in Gegenwart vieler Menschen dergleichen hefftige Zufälle gehabt, daß sie kaum vier Mann halten können; wobey sie bald wie ein Ochs gebrüllet, bald wie ein Hund gebellet, und erstaunende Verdrehungen so wohl mit dem Leibe als mit dem Kopfe gemacht. Bey dergleichen Umständen nun sind obgedachte Hrn. Prediger nochmahlen erfuchet worden, derselben scharf ins Gewissen zu reden, damit man erfahre, was es vor eine Verwandniß mit ihr habe. Der Herr Doctor-Glockengießer bleibet dabey, daß sie voller Bosheit und Geilheit stecke, welches desto mehr zu vermuthen ist, da sie erstlich eine Stadt-kündige Hure gewesen. Zweitens auch in der Haus-Vogten gefessen, weil sie sich einmahls erkaufen wollen; nachgehends aber, weil sie mit der schweren Noth behaftet gewesen, und ihre Person so wohl gespielt als sey sie unsinnig, des Verhaftes erlassen und ihrem Vater zugesandt worden. Drittens habe sie wegen Dieberey auf Calandt-Hof gefessen und sey losgesprochen worden. Viertens habe sie wegen Hurerey vor einigen Wochen in der Fiddel gestanden. Fünftens habe ihr vorgezeigtes Teufels-Bündniß wenig Geschickte und Zusammenhang. Wiewohl sie sonst auf alles andere sehr vernünftig antwortet und in dem Christenthum nicht ganz unerfahren ist.

* * *

Eine so umständliche und ordentliche Erzählung zeigt meines Erachtens, daß sie aus einer geschickten Feder geflossen, und einen Verfasser habe, der sich um alle benötigten Umstände bekümmert. Beydes macht diese Nachricht sehr glaubwürdig, wenn ich gleich sonst nicht ver sichert wäre, daß sie aus guter Hand käme. Hierzu kömmt noch die Unpartheylichkeit, die aus dem ganzen Vortrage hervorleuchtet. Der Urheber beobachtet hierinn die Pflichten eines guten Geschichtschreibers, und erzählt bloß was vorgegangen, ohne sich selbst zu erklären, wem er recht oder unrecht gebe. Es ist also der Mühe wohl werth, zu untersuchen, was von der erwähnten Weibsperson, und sonderlich von ihrem Bündnisse mit dem Teufel zu halten sey?

Vors erste kömmt mir bey der Person das Alter bedenklich vor. Sie ist nur zwey und zwanzig Jahre alt, und müste also in ihrem 19. Jahre schon das Bündniß mit dem Satan gemacht haben. Nun dünckt mirs gar nicht wahrscheinlich, daß eine so junge Person dergleichen Bund nur auf eine so kurze Zeit eingehen, und nicht vielmehr auf zehn, zwanzig,

zig, oder mehr Jahre einen Vertrag aufzubrechen sollte. Die Noth, so sie dazu gebracht, kan sie nicht vorschützen; bey der Lebensart so sie geführt, hat sie so gar grossen Mangel nicht leiden können. Zudem will sie nicht mehr als zehn Thaler bekommen haben, welches ja eine Kleinigkeit ist, und ihrer Armut kaum auf etliche Wochen hat aushelfen können. Sollte sie sich denn wohl entschlossen haben, vor so einen geringen Preis ihre Seele dem Teufel zu übergeben, zumahl sie im Christenthume nicht so gar unwissend seyn soll?

Allen gefest sie hätte sich dazu entschlossen, was soll die Handschrift so der Teufel ihr gegeben? Warum hat er dieselbe mit ihrem Blute geschrieben? Warum steht ihr eigener Name darunter? Ich hätte es gern gesehen, wenn man mir den Inhalt derselben kürzlich bekannt gemacht, oder gar eine Abschrift davon verschaffet hätte. Denn daraus würde erhellen, ob selbige mit derjenigen, so sie ihm zugestellet, einertes Ding, oder eine ganz andre Formel sey, wodurch sich Satan gegen sie zu etwas verbindlich gemacht. Es sey nun welches da wolle, so ist beydes bey solchen Bündnissen unerhört. Von Handschriften, die der Teufel sich geben lassen, auch wohl wiedergebracht haben soll, habe ich wohl gelesen: aber von solchen, die er selbst ausgestellt, weiß ich eben so wenig, als von Abschriften, die er von den empfangenen Zetteln eigenhändig gemacht, mit der erhandelten Person eigenem Blute geschrieben, und mit ihrem Namen unterschrieben hätte.

Ferner, warum hat die Handschrift kein Geschick, keinen Zusammenhang? Sollte denn der grosse Laufkünstler, davor man den bösen Geist insgemein hält, nicht etliche förmliche Zeilen zuwege bringen können? Hat er nicht einmahl so viel Verstand, als unter uns Menschen ein schlechter Lehrjunge in den allermeisten Handwerken und Künsten haben muß? Das müste nicht nur ein ungelehrter, sondern ein recht dummer Teufel seyn, der nicht einen solchen Zettel ordentlich und geschickt abfassen könnte. Wolte man sagen die Gefangene hätte solchen selbst abgefasst: so zweifelte ich daran; weil sie sich im Schreiben die Hand führen lassen. Sie muß also gar nicht einmahl schreiben können: wiebrigenfalls müste man etwas von ihrer Hand gegen den Zettel halten, den sie aufgewiesen; ob das vielleicht ihre eigene Schrift seyn möchte, was sie ihm dem Teufel zueignet.

Endlich dünckt mich die böse Lebensart dieser Person völlig zu erweisen, daß sie gar wohl eine Betrügerin seyn könne. Unzucht und Geilheit können sie zu vielem verleitet haben. Das kan gar wohl ein fleischer Teufel gewesen seyn, der ihr so vielmahl Geld gegeben: ohngeachtet sie nicht gestehen will, daß er ihr was übles zugemuthet. Daß sie an dem zu ihrer Abholung festgestellten Tage noch da geblieben, giebt Vermuthung genug, daß es sehr natürlich bey ihr zugehe. Sollte denn Satan nicht stärker seyn, als vier Männer, die sie doch noch haben erhalten können? Und gleichwohl hat sie nur Verdröhungen mit den Gliedmassen gemacht, die von andern bösen Buben sonst schon seltsam genug, wiewohl ohne des Teufels Hülfe, gemacht worden. Die Mutterbeschwerden, denen sie unterworfen ist, können ein vieles dazu beytragen; zumahl wenn ein grosser Grad der Bosheit dazu kommt. Wir wissens nicht recht wie starck wir sind; weil wir nie alle unsre Kräfte zusammen nehmen. Man sehe aber nur einen Rasenden oder auch manchen Zornigen an; die gewiß, ohne des Satans Beystand, mehr als ihrer vieren zu schaffen machen.

Daß ich in diesen meinen Betrachtungen eher was natürliches als was übernatürliches vermuthete, dazu tragen grossentheils die seltsamen Exempel viel bey, die wir nur vor
weniger

wenigen Zeit in dem ~~Wahrheitlichen~~ ~~Zusammenhange~~ an verschiedenen solchen Betrügern gehabt haben; die auch viel Gemeinschaft mit Geistern zu haben vorgegeben, aber durch eine genaue Aufsicht, und die herghafften Anstalten des dasigen wackeren Vorstehers, endlich der Betrügerey überwiesen worden. Die Nachrichten davon sind im öffentlichen Drucke vorhanden, und ich will ehestens das merckwürdigste davon meinen Lesern bekannt machen.

Fraget man mich: ob ich denn gar nicht glaube, daß ein Mensch mit dem Satan ein Bündniß machen könne? So kan ich so schlechterdings darauf nicht antworten, weil ich keinen sattsamen Grund habe, diese Frage entweder zu bejahen oder zu verneinen. Einmahl ist es gewiß, daß in der ganzen H. Schrift kein Exempel eines solchen Bündnisses vorkommt. Dieses lehrt mich so viel, daß derjenige, der dergleichen leugnen wollte, zum wenigsten keines gottlosen Unglaubens beschuldiget werden könne. Zum andern finde ich in den weltlichen Scribenten der Griechen und Römer auch nichts davon. So viel die alten Poeten von Zaubereyen gehalten, so unbekannt ist ihnen ein Bündniß mit bösen Geistern gewesen. Ihre Hexenmeister vermochten, wenns hoch kam, die Geister durch Charactere und Beschwörungen zu zwingen, daß sie aus den Gräbern oder aus der Hölle hervorkommen mußten. Aber Freundschaft mit denselben aufzurichten und sich gar mit Leib und Seele ihnen zu verschreiben, das ist ihnen nicht in den Sinn gekommen. Hieraus schliesse ich, daß der heidnische Aberglaube selbst dergleichen seltsame Begriffe nicht hervorgebracht. Ich gehe weiter.

Auch in den Kirchen-Scribenten der ersten Jahrhunderte, finde ich so viel ich davon gelesen, keine Spur, daß man dergleichen geglaubt. Allein gesetzt, daß man solches geglaubt hätte; so hätte mans entweder aus der Vernunft oder aus der Erfahrung haben müssen. Denn aus der Offenbarung und heidnischen Religion konnte diese Meinung nicht herfließen. Soll sie aus der Vernunft hergestossen seyn; so müssen wir sie heute zu Tage eben sowohl herausbringen können als damahls. Man hat ja dieselbe zu unsern Zeiten weit mehr ausgeübet, und alle Wissenschaften zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht, als im Anfange des Christenthums. Nun aber lehret uns die Vernunft von solchen Bündnissen nicht das geringste: ja sie macht hingegen Einwürfe genug dawieder, die eben nicht alle zu verachten sind. Nichts ist also übrig als die Erfahrung, die uns manches lehret, daran wir gewiß niemahls gedacht haben würden. Sind nun in diesem Stücke solche Erfahrungen zu haben, so will ich mich gern dadurch überführen lassen. Sie müssen aber nicht oberhin angenommen, oder leichtsinig geglaubt; sondern fleißig geprüfet und unparteyisch untersucht werden. Und dieses muß von Männern geschehen, die von allem Aberglauben entfernt sind, auch sonst Proben gegeben haben, wie geschickt sie sind, Wahrheiten aus der Erfahrung zu erfinden und ans Licht zu bringen.

Vielleicht wird uns diese Belustigende Begebenheit zu einem solchen Exempel verhelfen welches ich längst zu finden gewünscht habe. Es ist seit vielen Jahren, von keinem solchen Bündnisse mit dem Satan was vernommen worden; und um desto sorgfältiger sollte man iso darauf acht haben. Mir wird ein besondrer Gefallen geschehen, wenn der Unbekannte Verfasser der obigen Nachricht, mir auch den Verfolg derselben wird zukommen lassen.

Der
Biedermann.

27

Achtzigstes Blatt 1728 den 15. November.

Opitz.

Wir redten gut Latein,
Und keiner wollte nicht vor Deutsch gescholten seyn.

Ach hätte nicht gedacht; daß es auch gelehrte Bauren in Sachsen gebe, wenn mich nicht folgendes Schreiben neulich davon überführet hätte. Indessen ist es mir lieb, daß meine Blätter auch auf dem Lande gelesen werden, und sonderlich auf einem Dorfe, wo es eine ganze Gesellschaft aufgeweckter Köpfe giebt. Die Correspondenz mit so wackern Leuten wird mir sehr angenehm seyn, und ich verspreche mich so gegen sie zu verhalten, als wenn ich ihr Mitnachbar wäre. Das Schreiben selbst lauter so:

Hochgeehrter Herr Biedermann,

Wils des Herrn seinen wöchentlichen Blättern sehe ich und meine Nachbarn, als da sind Herr Nicolas, der Schulmeister, Meister Hermann, der Müller, und der lange Heinrich, die wir selbige in Compagnie lesen, daß seine Absicht vornehmlich dahin gehe, die Sitten der Leute zu bauen und zu verbessern, welches uns dermassen wohlgefallen, daß wir auch nicht eines ungelesen vorbey gehen lassen. Nachdem wir nun insgesamt, in unserm Collegio davor halten, der Herr müsse etwan, wo nicht ein junger Meister, doch wenigstens ein Alt-Geselle auf ihrer hohen Schule daselbst seyn, und bey offener Lade sowohl, als sonst ein Wort zu sprechen haben: Derowegen habe ich ihn hierdurch dienstfreundlich ersuchen wollen, entweder bey der Lade selbst, oder sonst in seinen Blättern, dieses unmasgeblich zu erinnern, daß man doch unsere teutsche Mutter-Sprache besser, als wie bißhero, æstimiren, erhalten und verbessern möge. Denn es will fast das Ansehen gewinnen, daß, wenn einer daselbst zum Gesellen gemacht wird, er sich hauptsächlich auf fremde Sprachen, als Latein, Griechisch, und ein wenig Hebräisch, auch zur Galanterie etwas Französisches verstehen muß, das Teutsche aber wird von den meisten dergestalt verfälschet, verstümmelt und gering geachtet, daß sie es als Neben-Dinge tractiren, und viel lieber unnütze Philosophie studiren, als eine Sache recht annehmlich teutsch zu geben trachten, ja wenn es hoch kömmt, lernen sie etwan noch einen Vers machen, welches zwar auch gut ist, jedoch seinen Nutzen nicht mehr, als zum Gedächtniß, eine Rede desto leichter zu behalten, und vornehmlich auf dem Theatro hat. Ich kan mich dahero nicht entbrechen, ihm etliche Exempel zu geben, welche mich in meiner und meiner Collegen, die alle etwas in der Litteratur bey Herr Trognern, so ein in der ganzen Gegend bey uns bekannter, braver Mann ist, gethan haben, ihrer gefaßten Meynung bestärken. Und zwar so hat es uns

Gg

1. Nicht

1. Nicht gefallen, daß etliche von den eurigen vieles ohne Noth ändern, wie sie denn nicht mehr Teutsch, sondern Deutsch schreiben. Was sie darzu vor Ursache haben, ist uns zwar wohl erkläret, nur wir finden selbige nicht vor zulänglich, sondern halten davor, man sollte billig bey der alten teutschen, von langen Jahren wohl hergebrachten Gewohnheit, nicht alleine dieses Haupt-Worts wegen, sondern auch sonst bleiben.

2. So haben wir auch neulich einen Gelehrten erhalten, der gar übel Teutsch spricht, sonst aber ein vortrefflicher Mann ist: Denn wenn er redet, beißet er denen Worten so scharff auf den Ramm, daß man ihm nicht allezeit verstehen kan. Er spricht einmahl bald Herrlichkeit, bald Herrlicheit, bald Söligkeit, gleich darauf wieder Seeligkeit. Bald frist er die letzte Sylbe eines Worts gar in dem Bauch hinein, und was des Dinges mehr ist. Ja er hat sich gar verlauten lassen, dieses sey neumodisch teutsch, man sage nicht mehr heut, sondern höitte, nicht mehr Seegen, sondern Sägen, nicht Kohlen, Leder, Nadeln, Leber, Vogel, Boden und dergleichen, sondern Kollen, Letter, Matteln, Lebber, Bochel, Botten, u. s. f. Über dem nun wird er oft irre, und spricht bald so, bald anders, wie er denn vor etlichen Tagen, als einige Freunde frühe bey ihm zum Thee waren, seinen jungen zurieff: heb eb, es löfft ober, und meynete dadurch das Wasser: als man ihm aber solches aufmugte, leugnete ers von Stund an. Nun finden wir zwar in unserer Nachbarschafft allhier ein Dorff, da die Einwohner ebenfalls zweyerley Sprache führen, denn über dem Bach drüben sagen sie, ein ewigs Löben göben wirst ic. auf der andern Seite aber, ein ewigs Lähben gähben wirst ic. Wenn aber die Kinder zu Herr Nicolaus in die Schule kommen, wird es ihnen beydes abgewöhnet, und müssen sagen, ein ewiges Leben geben wirst ic. welches vielmehr auf eurer hohen Schul bey denen Junggefallen auch also gehalten, und ihnen von denen vorsitzenden Meistern gefaget werden sollte. Ja wir haben auch lesthin, als Herr Stahlmann seel. in unserer Nachbarschafft zu Hochfeld begraben wurde, zwey Redner, so beyde vor wenig Jahren von einer Universität gekommen, gehöret, davon der erste seine vorhabende Materie zwar herrlich ausführte, dabey aber das Unglück hatte, etwas von seiner Mutter Sprache behalten zu haben. Denn er kunte kein D aussprechen, sondern machte aus selbigem jederzeit ein A, wie er denn öfters sagte: Haffnung, Affenbahrung, Wahlthaten, Sarge, u. d. g. und unter andern hieß es auch: Da ihr salches häret, sa sarget dach nicht, sandern alle euere Haffnung werffet auf den grassen Bersarger, denn er sarget für euch ic. Der andere nach ihm hatte einen solchen Unfall, daß er alles ein wenig zu sehr durch die Nase trieb, und den Hals wie eine Ganß, die man nur jezt mit grossen Wolchern gestopfet hat, dermassen hin und her drehete, daß den Zuhörern hätte mögen schlimm werden. Über das hatte dieser ebenfalls wie der erste, einen besondern Dialectum (wie unser Herr Nicolaus redet) indem er sprach: die armen loithe im Hoithenthum ic. Hoite, hoite, so ihr die Stimme ic. Der Huind ist ein Ahas, und dennoch wois derselbe zu schmoicheln. Nun könnet ihr, Herr Biedermann, leicht erachten, ob dießs nicht alles, wie ein derber Erdenkloß hinter einem Ohre klinge? Bald aber hätte ich zum Beschluß noch eins vergessen. Vor drey Jahren wurde von einer hohen Schule ein Alt-Gesell, so zwar noch jung von Jahren, jedoch sehr gelehrt und geschickt war, zu einem grossen Amte befördert, er sieng aber auch zeitlich an neu teutsch zu machen, wovon ich zwar der vielen Erzählungen von ihm geschweige, doch nur ein einziges Wort, so ich selbst gehört, erwähnen will. Er hatte nehmlich gehört daß einige das Adject. numerate,
zwey,

zwey, unter die genera eintheileten, als zween, zwo, zwey, ob es gleich von den meisten Gelehrten nur zwey per tria genera heisset, und sich in dieses Wort, ungeachtet er nicht eingesehen hatte, daß man spräche zween Männer, zween Lehrer ic. zwo Ursachen, zwo Weiber, zwo Gelegenheiten ic. zwey Dinge, zwey Stück und dergleichen, dermassen verliebet, daß er statt zwey so bey allen Substantivis gelten müssen, immer zwo sagte, und dabey doch das Genus nicht traff: als, z. E. lasset uns demnach noch zwo Beweis-Gründe hinzufügen, an statt zween, it. wir können solches über angeführte Stellen aus zwo Kirchen-Lehrern darthun, desgleichen, wir haben in dieser Woche bey denen zwo Leichen (welches recht) zwo solche Exempel gehabt, (klunge garstig und sollte heißen; zwey solche Exempel ic.) und was dergleichen mehr war, dahero etliche Spott-Vögel Gelegenheit nahmen, ihn nur den Zwo-Mann zu heißen. Wie es nun insgemein hergeheth, daß oft einer immer zehen zu machen pfeget; also hatte sich in die zwo ebenfalls ein junger Notarius, ohne zu untersuchen, ob es klug oder alber, recht oder unrecht sey, sehr verliebet. Er machte an einem Ort ein Inventarium, und ich meines Orts war als Zeuge dabey. Ob er nun gleich alle requisita eines Instruments, und also sein Handwerk wohl verstunde, kam er doch in dem Inventario also angestochen: Der Defunctus hat auch sonst noch verlassen, zwo Pferde. Zwo Wagen. Zwo Flüge, davon der eine etwas alt und abgenutzt. Zwo Paar Egen, eins mit hölzern das andere mit eisern Zincken. ic. Die Anwesenden sagten zwar, daß er bey dem erstern Puncte noch einiger massen zu entschuldigen sey, weiln einige Pferde generis foeminini wären, bey den andern Zeilen aber klänge es läppisch, u. kam es ihnen vor, als wem einer Speck und Bier-Mährte durch einander essen wollte. Alles dieses aber zusamt denen allzuoft angebrachten Sprichwörtern, in öffentlichen Reden, machet dieselben unangenehm. Einen jungen Studenten hörte ich öftters in seiner Predigt sagen, je nu, je nu, und als ich es ihm eröffnete, danckte er mir mit der Hand, und hütete sich für diesem Worte. Also wird es dem Herrn vielleicht auch mancher Danck wissen, wenn er dieses seinen Blättern inseriren, und nach gewohnter Art ein wenig weiter ausführen wird. Sollte es meinem hochgeehrten Herrn anständig seyn, so ich aus der Folge wohl schlüssen will; So will ich ihm mehrere Materien an die Hand geben, darauf sonst nicht jedermann sinnet, und die doch sehr nützlich sind. Unter dessen aber bin allstets

Meines Hochgeehrten Herrn Biedermanns

Geschrieben durch mein kleines Michelchen,
den 30. Octobr. 1728.

Dienstwilliger
Michel Habermann
Nachbar zu Glieba.

P. S. Als wir dieses Schreiben collegialiter durchgiengen, und das, was mein Michelchen etwan vicieux geschrieben ein wenig änderte, sagte mir einer von meinen Nachbarn, der sonst ein vortrefflicher Liebhaber von Novitäten ist, wie er gewisse und zuverlässige Nachricht habe, daß ein grosser Potentat Teutschlandes jezo ein Mandat unter der Presse hätte, nach welchem ein jeder, der an seinem Hof zu schaffe hätte, oder bedient wäre, bey 2. Rthlr. Strafe vor jedes Wort, nicht anders sprechen sollte, als wie man solches in den besten hochteutschen Büchern liest. Man machete demnach schon Anstalt die Ausländer, welche nicht vermögend wären, recht hochteutsch zu lernen, fortzuschaffen, und an deren statt andere sich vorschlagen zu lassen.

Es

Ich wollte wünschen daß Herr Habermann selbst sein Latein ein bißchen gespart hätte. Zumahl da er willens war andern Regeln zu geben; so hätte er ihnen ja selbst mit gutem Exempel vorgehen sollen. Doch ich sehe wohl, daß die Begierde seine Gelehrsamkeit sehen zu lassen, ein wenig zu starck gewesen. Seine erste Erinnerung betrifft die Rechtschreibung des Wortes Deutsch, und ich sehe daß ihm die Art Teutsch zu schreiben besser gefällt. Ich kan ihm hierinn seine Meynung leicht lassen, ungeachtet ich selbst in meinen Papieren allezeit ein D und kein T brauche. Ich weiß wohl daß seit etlichen Jahren in Hamburg, und vor einem Jahre in Leipzig, zwey niedrige Meynungen behauptet worden. Herr Nichey, ein gelehrter Mann, hat das T, die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft aber haben das D vor besser gegründet gehalten. Wie mich aber die Gründe des erstern von meiner alten Gewohnheit nicht abzubringen vermocht, also habe ich mich des D in meinen Blättern bedienet, noch ehe die Vertheidigung desselben neulich in Leipzig ans Licht getreten. Die Gründe so darinnen enthalten sind, scheinen mir in der That sehr wichtig zu seyn, wiewohl ich noch eins und das andre hinzuzusehen hätte: so sich aber hier nicht thun läßt.

Das nimmt mich nur Wunder, daß Herr Habermann diese Rechtschreibung eine Neuerung nennet. Ist denn das neu, was seit der Erfindung der Druckerey in Deutschland Mode gewesen? Ich könnte Bücher anführen, da in allen Theilen unsers Vaterlandes vor und nach Lutheri Zeiten Deutsch und nicht Teutsch geschrieben steht, wenn ich eine grosse Bibliothec hier hätte. Voriso nur etlicher zu gedencken, die ich bey der Hand habe; so ist im Jahr 1536 zu Augspurg durch Haynrich Stayner gedruckt worden: Translation oder Deutschungen des hochgeachten Nicolai von Weil, der Zeiten Statschreiber der Stadt Eßlingen, etlicher Bücher Enee Siluii &c. Hernach beruffe ich mich auf des theuren Mannes Luthers Schrifften, die gewiß durchgehends ein D in diesem Worte zeigen: und kan hier nicht unangemerckt lassen, daß man in der neuen Auflage, dazu von zwey grossen Gottesgelehrten in Leipzig der Anfang bereits gemacht worden, diese alte Art, wie billig, beybehalten hat; wie aus denen bereits fertigen Theilen sattfam erhellet.

Daß diese Rechtschreibung nach der Zeit nicht abgekomen, erhellet daher, daß Opiz in Schlesien, Flemming in Meissen, Tscherning in Mecklenburg, und Dach in Preußen, vor hundert Jahren, fast alle zu einer Zeit Deutsch und nicht Teutsch geschrieben. Im Jahr 1640 ist zu Rötzen des Herrn von Bartas 1. und 2. Woche in wohl gemessene deutsche Reime übersezt herausgekomen. Bald darauf, nemlich 1656 ist in Jena Zesens hochdeutscher Helikon; in Breslau 1660. Sam. Butschky hochdeutsche Kanzellen; in Wittenberg 1662. Kindermanns Deutscher Redner; in Dresden 1669. Dedekinds Deutsche Schauspiele; in Guben 1674. Johann Franckens Deutsche Gedichte; in Berlin 1675. Treuers Deutscher Dedalus; zu Leipzig 1688. Nothens Deutsche Poesie; in Stettin 1691. Fabricii Deutsche Gedichte, in Danzig 1700. Vergone Lebens- und Liebes-Geschichte in deutschen Versen gedruckt worden u. s. w. Ich schweige hiebey der neuer Schlesier, Hofmannswaldau, Lohenstein, Gryphius, Neukirch, Günther. &c. Ich schweige Weisens und Hübners vielfältige Schrifften. Ich erwehne nur, daß in Leipzig die gelehrtesten Männer neuer Zeiten, sowohl in gebundener als ungebundener Rede, allezeit so geschrieben. Man darf nur Philanders Gedichte; man darf nur die Gelehrten Zeitungen u. Deutschen Acta Eruditorum nachsehen, so wird man den Beweis davon überflüssig finden. Wie kan nun mein Herr Correspondent sagen, daß diese Rechtschreibung neu sey? Und wie kan er diejenigen tadeln so sich derselben bedienen, im übrigen aber einen jeden bey seiner Art lassen.

124

Der
Bieder mann.

Ein und Aehzigstes Blatt 1728 den 22. November.

Kachelius.

Wenn öffentlich Hans Wurst will ausgelachet seyn,
Besetzt er das Gesicht und tritt also herein,
Nun solch ein Narr ist auch, und würdig seiner Kappen,
Der unser schönes Deutsch mit der Franzosen Lappen
Noch besser machen will.

As neuliche Schreiben des deutschgesinnten Herrn Habermanns hat mir zu so vielen Anmerkungen Anlaß gegeben, daß ich noch ein neues Blatt damit anzufüllen denke. Anfänglich kan ich den Eifer desselben vor unsre allgemeine Muttersprache nicht gnugsam loben, und muß ihn darinn andern zum Exempel vorstellen. Die Absicht meiner Blätter geht freylich mehr auf sittliche Betrachtungen des Thuns und Lassens der Menschen, als auf andre Dinge. Mein ganzer Character erfordert von mir, daß ich die Glückseligkeit meiner Mitbürger zu befördern suchen soll, die aber unmittelbar aus ihren Handlungen entsteht. Wiewohl nun dergestalt die moralischen Materien mein Hauptwerck seyn müssen; so ist mir doch nichts von demjenigen abzuhandeln untersagt, was Künste und Wissenschaften anlanget, in soweit dieselben einem reblichgesinnten Bürger dienlich und anständig sind. Ich habe auch schon mehrmahls solche Abhandlungen in meine Schriften gemischt, die bloß zu Beförderung des guten Geschmacks, und zur Aufklärung der gesunden Vernunft abzielten. Die deutsche Sprache muß also dieses Vortheils um soviel weniger beraubt seyn; je mehr ich selbst darauf halte, und je lieber ich wollte, daß unsre Landes-Leute einmahl anfangen möchten, ihre einheimischen Reichthümer allen ausländischen vermeynten Kostbarkeiten vorzuziehen.

Mit besonderm Vergnügen habe ich also seit einiger Zeit wahrgenommen, daß man sich mehr, als sonst geschehen, angelegen seyn läßt, die Reihigkeit und Zierlichkeit unsrer Mundart zu beobachten. Man beginnt hier und da den Uebelstand einzusehen, der aus der Vermischung aller abendländischen Sprachen in einer Schrift entstehet; dadurch es endlich bald soweit würde gekommen seyn, daß man, um ein deutsches Buch zu verstehen, nicht nur Griechisch und Lateinisch, sondern auch Französisch, Italienisch und Spanisch hätte können müssen. Es stehen nemlich an allen Enden unsers Vaterlandes geschickte Scribenten auf, die solchem eingerissenen Ubel zu steuern suchen, und durch Regeln und Exempel unsre Deutschen Deutsch zu lehren beflissen sind. Sonderlich wachen auch unsre Hofleute auf, und wiederlegen selbst ein Vorurtheil, welches sehr lange unter ihnen geherrschet hat; nemlich es wäre galanter geredet und geschrieben, wenn man ungehliche ausländische

bische Wörter, Redensarten und Formeln in seine Muttersprache zu mischen wüßte. Denn ich habe noch neulich das treffliche Geschicht-Buch eines vornehmen Sächsischen Hofmannes, auch deswegen nicht ohne ein besondres Vergnügen gesehen und gelesen, weil der gelehrte Verfasser desselben eine solche Stärke in der reinen deutschen Mundart darinn gewiesen, daß man ihn allen die künftig was deutsches schreiben werden, zu einem Muster anpreisen kan. Womit werden sich nun hinführo unsre Galantisten wegen ihres kauderwelschen Redens und Schreibens entschuldigen: wenn man ihnen zeigen wird, daß selbst der Hof die vormahlige Gewohnheit fahren läßt, und die wahre Schönheit unsrer Muttersprache, den vermeynten Zierathen ausländischer Brocken weit vorziehet.

Das andre, so ich nach Veranlassung des obermeynten Schreibens, anmercken muß, ist dieses, daß Herr Habermann sich über die unnütze Philosophie beschweret, darüber einige Studirende die deutsche Sprache versäumen. Was versteht er hier durch unnütze Philosophie? Hält er alle Welt-Weisheit vor unnütze? oder will er nur eine gewisse Art derselben gemeinet haben? Dieses hätte er ein wenig deutlicher ausdrücken sollen. Meines Erachtens ist die Philosophie das nützlichste so ein junger Mensch auf hohen Schulen treiben kan. Das sind Freunde der Dummheit und des Unverständes, die solches hindern, oder nur im geringsten wiederrathen. Denn was ist die Weltweisheit anders, als ein Vorzug der uns von unvernünftigen Thieren unterscheidet. Sie lehrt uns unsern Verstand recht brauchen. Sie lehret uns Gott, die Welt und uns selbst recht kennen. Sie lehrt uns was gut und böse ist. Sie zeigt uns, wie man sich durch die Ausübung der Tugend und Vermeidung der Laster, glücklich machen solle. Sie lehrt uns die Geheimnisse der Natur erforschen, und in den kleinsten Theilen dieses erstaunend grossen Weltgebäudes, den Finger eines unendlich weisen, gütigen und mächtigen Gottes erkennen. Kurz die Philosophie macht einen Menschen allererst zu einem rechten Menschen, und ist der Grund und Inbegriff aller übrigen Theile der wahren Gelehrsamkeit. Wer sie also vor unnütze hält, der wird gewiß alle übrige Wissenschaften verwerfen müssen; als welche nur in so weit gründlich sind, als sie sich der Philosophischen Lehrart bedienen, und ihre Grundsätze zur untrüglichen Richtschnur annehmen.

Ich gehe noch weiter. Selbst die Sprachen können ohne die Philosophie nicht mit gutem Fortgange getrieben werden. Ein Sprachverständiger Mann kan niemand werden, ohne die Critic studirt zu haben. Die Critic aber ist ganz auf Philosophische Gründe gebauet, und muß alle ihre Regeln aus der Vernunftlehre herleiten. Die Ursache ist leicht zu begreifen. Die Sprache ist eine sinnliche Vorstellung unsrer Gedanken; sie mag nun entweder geredet oder geschrieben werden. Sie ist also eine bloße Abbildung dessen was in unsrer Seele vorgehet, wenn der Verstand und Wille seine Wirkungen verrichtet. Wie will man nun ein gutes Bild machen, wenn das Original nichts taugt? Wie will man von einer Schilderung urtheilen, wenn man die Fehler und Schönheiten des Urbildes nicht einsehen gelernt? Nun kan aber niemand die Kräfte der Seelen, ihren wahren und unrichtigen Gebrauch, und kurz die Natur und Beschaffenheit unsrer Gedanken ohne die Philosophie recht kennen oder beurtheilen lernen. Folglich muß ein jeder, der eine Sprache mit Fleiß treiben will, vor allen Dingen eine gründliche Weltweisheit studiren. Ja selbst unsre Landesleute werden in ihrer Muttersprache nicht eher was taugliches abfassen können, bis sie

sie ihren Verstand durch Philosophische Wissenschaften mehr werden aufgekläret haben. Ich könnte dieses durch die Exempel aller guten Scribenten aus allen Sprachen erweisen. Alle die schön geschrieben haben, haben auch wohl gedacht: wer aber übel gedacht hat, der hat auch niemahls mit seiner Schreibart Ehre eingelegt. Allein dieses würde mir vor dießmahl viel zu weitläufig fallen.

Ich komme zum dritten auf die Poesie, deren Nutzbarkeit der Herr Habermann auch nur zum theil eingesehen zu haben scheint. Das wäre sehr elend, wenn sie nichts mehr nütze wäre, als etliche gezwungene Reime zur Eintheilung einer Rede zu machen, oder auf der Schaubühne gebraucht zu werden. Ich verwerfe dieses letztere nicht; aber es ist nicht zulänglich den ganzen Nutzen der Poesie zu erschöpfen: das erste hergegen ist ganz lächerlich. Die Poesie ist eine Kunst so der Wahrheit und Tugend viel Dienste thun kan, wenn sie in den Händen eines verständigen und redlichen Bürgers ist, und mehr nach den Regeln der Weltweisheit, als nach dem verderbten Geschmacke des unverständigen Pöbels eingerichtet wird. Sie preiset die Tugend in Lobgedichten, und tadelte die Laster in Satyren. In Fabeln wird sie eine angenehme Sittenlehrerin und in Schauspielen eine Mahlerin des menschlichen Lebens. Da schildert sie denn die Unglücksfälle der Lasterhaften und das Glück der Rechtshaffenen in der Tragödie; das auslachenswürdige Wesen der thörichten Neigungen gemeiner Leute in der Comödie, und die liebenswürdige Unschuld des güldenen Weltalters in Schäferspielen ab. Sie preiset ferner auch die Wohlthaten Gottes, wenn sie dem Schöpfer alles Guten manches Lob- und Danck-Lied anstimmet. Sie tröstet die Traurigen, lehret die Unwissenden, stärcket die Zaghaften, lindert die Trübsal, und versüßet so gar den Tod, wenn sie die Freude des ewigen Lebens mit den schönsten Farben abmahlet. Wird sie aber nicht allezeit so gebraucht, wie es wohl seyn sollte: so ist es nicht ihre Schuld; sondern der böshafften Gemüther, die ihr Heiligthum mit schmutzigen Händen besudeln, und sie wieder ihren Willen zu einer Schmeichlerin, und Dienerin der Uppigkeit machen. Was kan ein Schwerdt davor, wenn es in der Hand eines Unsinnigen Schaden thut; da es doch zur Vertheidigung des Menschen erfunden worden, und von Vernünftigen allezeit dazu gebraucht wird?

Und was soll ich viel sagen? Selbst der Sprache eines jeden Landes wächst von der Poesie der größte Vortheil zu. Sie bereichert dieselbe mit den zärtlichsten, nachdrücklichsten, anmuthigsten und prächtigsten Ausdrückungen. Sie befließigt sich einer grösseren Schönheit und Richtigkeit als die ungebundene Schreibart. Sie macht durch ihre Werke ein Volk bey Auswärtigen bekannt und beliebt, ja die späten Nachkommen schätzen die Sprache ihrer Vorfahren fast einzig und allein nach der Vollkommenheit ihrer Poetischen Schrifften. Die größten Redner sind solches nie, ohne ein fleißiges Lesen der Poeten ihres Vaterlandes geworden. Daraus haben sie den Reichthum an Worten und Redensarten, und die Anmuth wohlklingender Sätze gefasset. Endlich könnte man noch sagen, daß die Poesie eine weit getreuerer Verwahrerin einer Mundart wäre, als die ungebundene Rede: weil diese nur die Sylben und Buchstaben; jene hergegen auch sogar die Aussprache, den Laut und den Unterscheid langer und kurzer Sylben bis auf die Nachwelt fortpflancket. Denn was würden wir iso von der Länge und Kürze der Griechischen und Römischen Sylben wissen, wenn uns nicht das Sylbenmaaß ihrer Poesie dieselbe aufbehalten hätte?

Was ich zum vierten bey der Anmerkung meines Herrn Correspondenten, wegen der
Recht-

Rechtschreibung des Wortes Deutsch zu erinnern gehabt, das habe ich in meinem neulichen Blatte allbereit erwöhnet. Ich setze nur hinzu, daß unter den Sprachverständigen, auch der berühmte Bödicker in seinen Grundsätzen der Deutschen Sprache die 1701 herausgekomen, das D durchgehends gebraucht, und daß bloß der Herausgeber der neuen Auflage, ich weiß nicht aus was vor Ursachen, sich die Freyheit genommen, das T an dessen Stelle zusetzen. Desgleichen werde ich gewahr, daß auch die belebte Hamburgische Matrone in ihren wohlgeschriebenen Blättern, die alte Rechtschreibung bebehält, ungeachtet sie an einem Orte set, wo ihr die Vertheidigung des T nicht unbekannt seyn kan. Und also gehe ich

Zum fünften Puncte. Dieser betrifft die Aussprache unsrer deutschen Wörter, und in der That ist nichts schwerer zu entscheiden, als die Streitigkeiten so darüber entstehen. Eine jede Landschaft von Deutschland hat ihre eigene Mundart, und viele davon bilden sich ein, die ihrige sey die beste. Wer soll nun hier Richter seyn? Zwar hat freylich wohl die Schlesische und Obersächsische Art zu schreiben, allmählich in ganz Deutschland die Oberhand bekommen, so daß man im Reiche sowohl, als in Niedersachsen dieselbe bebehält. Allein der Thon vieler Buchstaben bleibt dennoch in allen Provinzen unterschieden; zum wenigsten was den Pöbel anlangt. Hier will nun Herr Habermann alle Ausländer nach seiner Aussprache richten; gerade als wenn Meissen allein Deutsch spräche, und alle übrige Theile unsers Vaterlandes Barbarisch wären. So hat D. Luther zu seiner Zeit nicht geurtheilet. Er hat an einem Orte seiner Schriften ausdrücklich denen Märckern oder Brandenburgern das Lob einer gelinden Aussprache gegeben, und ihnen also vor den Sachsen den Vorzug eingeräumt. Und in der That sprechen dieselben, nebst denen aus dem Anhaltischen, Mannsfeldischen und Magdeburgischen, alle Buchstaben ihrer Art und Natur gemäß aus, welches, wie mich dünckt daher kommt, weil sie zwischen Ober- und Nieder-Sachsen das Mittel halten, und also von beyden was an sich haben. Bey uns kan man ein B und P. ein D und T ein S und ss oder ß, ein g und ch nach der Aussprache nicht unterscheiden. Man sieht dieses aus einigen nachlässigen Versmachern, welche gar oft, Raupen und Klauen, leiden und reiten, weisen und reissen, zeigen und weichen auf einander reimen; welches doch kein Schlesier oder Niedersachse jemahls thun wird. Man spricht ferner den Doppellaut ei, bey uns mehrentheils wie ai aus, z. E. Ewigkeit, lautet als wenn man Ewich-kait geschrieben hätte. In andern Wörtern aber will dieser Thon sich gar in ein doppelt E verwandeln, wenn man z. E. saget: Fleesch vor Fleisch, Ge-er vor Eyer, heeß vor heiß, u. s. w. ja man verwandelt wohl gar ein langes o in au. z. E. der Laud an statt Tod, waul an statt wohl, Saun an statt Sohn, u. s. w. Wiewohl dieses nur der Pöbel thut.

Aller dieser Misbräuche ungeachtet glaube ich doch, daß unsre Meißnische Sprache, so wie dieselbe am Sächsischen Hofe geredet wird, allen andern Mundarten vorzuziehen sey. Wollen die übrigen Landschaften wissen, wie man daselbst spricht: so dürfen sie nur auf die Schrift sehen. Man redet hier nehmlich, wie man schreibet, einige wenige Stücke ausgenommen. Z. E. das ö und ü wird nur wie e und i das eu nur wie ei das S ja-weilen wie Sch ausgesprochen. Denn König klingt wie wenig, übel wie Bibel, keuffch wie Fleisch, und stehen wie schtehen: davor ein Niedersachse allezeit die Natur der Buchstaben ausdrucket. Was sonst der gemeine Mann vor Fehler an sich hat, die auch wohl oft vornehmern Personen anleben, das machet keine Regel, und wird auch von Verständigen allezeit verworfen. Hingegen wird in Meissen niemand seiner Aussprache halber getadelt werden, der alles so ausspricht, wie man es schreibet.

125

Der
Bieder mann.

Zwei und Achtzigstes Blatt 1728 den 29. November.

Epiz.

Wir leben in der Welt,
Und wissen nicht, was Gott mit ihr vor Ordnung hält.

Ich finde in meinen einsamen Stunden kein größeres Vergnügen, als wenn ich mir die unbeschreibliche Größe und Schönheit des Weltgebäudes vorstelle, davon ich ein glücklicher Einwohner bin. So sehr mich der Anblick des majestätischen Sonneneörpers bey Tage in Verwunderung setzet, wenn ich erwege, daß er noch eine Million mahl größer ist als unsre Erdfugel, und nebst dieser unsrer Wohnung noch 15 andre, zum Theil viel größere Welten, erleuchtet, erwärmet, und um seine Aze drehet: So sehr werde ich entzückt, wenn ich des Nachts mein Gesicht an einem klaren Himmel weiden und belustigen kan. Dieses gestirnte blaue Gewölbe, beschäftigt mich oft zu halben und ganzen Stunden, und ich verrichte in Gedanken an demselben gang erstaunenswürdige Reisen, darauf ich das Ende die er unermesslichen Höhen ausforschen will, aber allezeit unverrichteter Sachen umkehren muß. Mein Geist verliehret sich in der unzähligen Menge so vieler Sterne, die ich nach der Lehre der besten Sternkundiger vor lauter hellstrahlende Sonnen halten muß, so der unsrigen an Größe und feurigem Wesen nichts nachgeben. Und ich versinke zuletzt in der unergründlichen Tiefe der himmlischen Luft-Wirbel, darinn ich gleichsam eine unendliche Anzahl bewohnter Erdfugeln schwimmen sehe, die alle von der Macht, Weisheit und Güte eines allervollkommensten Schöpfers ein unwiedertreibliches Zeugniß ablegen.

Was vor Macht gehöret nicht dazu, dencke ich oftmahls, einen solchen unermesslichen Raum als dieses Weltgebäude einnimmt, mit so viel Millionen Sonnen anzufüllen! Was vor Macht, alle diese Feuer-Kugeln in ihren Plätzen unbeweglich, in ihrem Lichte unerschöpflich, in ihrer Umdrehung unermüdet, in ihrer Dauer unaufhörlich zu machen! Was vor Macht gehöret dazu einer jeden von diesen Sonnen ihre Planeten zuzuordnen, einem jeden davon seine Entfernung von dem Mittelpuncte, seinen Umlauf, seine Geschwindigkeit, seine Centralbewegung, seine unveränderliche Azenneigung, und die daraus abstammende Veränderung der Jahreszeiten vorzuschreiben. Was vor Macht, alle diese Weltkugeln mit Luft und Wasser zu versorgen, mit Gras und Kräutern zu bedecken, mit Fischen, Vögeln und Thieren zu besetzen, mit Getreide, Bäumen und Früchten zu versehen, ja gar mit vernünftigen Geschöpfen zu bevölkern, so die allmächtige Hand ihres Urhebers einigermassen einsehen, bewundern und preisen können. Was vor Macht gehöret endlich nicht dazu, dieses alles in unverrückter Ordnung, Schönheit, Festigkeit und Dauer so viel

Si

tausend

tausend Jahre lang zu erhalten, ja, wie es scheint, täglich zu größter Vollkommenheit zu bringen.

Bei so vielfältigen Proben einer unumschränkten Allmacht leuchtet die unbegreifliche Weisheit des großen Werckmeisters der Welt nicht weniger hervor. Wenn gleich mir, oder meinesgleichen jemanden eine so unbeschreibliche Kraft von einem höhern Wesen wäre mitgetheilt worden, so, daß ich dadurch alles was mir beliebte, aus nichts hervorbringen könnte: Wenn mir gleich Gott ein Vermögen zu Schaffen gegeben hätte, (so denke ich oft bey mir selbst) würde ich wohl fähig gewesen seyn, mir ein so prächtiges Werck nur in Gedanken auszusinnen? Würde ich wohl den Grundriß zu einem Gebäude haben verfertigen können, welches so weitläufig, so ordentlich, so schön, so vollkommen als diese Welt ist, gewesen wäre! Mein armseeliger Verstand hat ja mit unsrer kleinen Erdkugel, mit einem kleinen Theile derselben, mit meinem Vaterlande, mit der engen Fläche darauf ich wohne, mit einem Gräschen so darauf wächst, mit einem Sandkörnchen, genug zu thun, und kan alle die Wunder nicht begreifen, so er darinnen findet. Was würde denn meine blinde Vernunft einen Entwurf zu dem grossen Weltbaue zu machen geschickt gewesen seyn? Ich sehe tausend Thiere, Vögel, Fische, Gewürme, Ungeziefer, Bäume, Blätter, Blüten, Früchte, Kräuter, Metalle, Steine, Mineralien und andre Gattungen irdischer Dinge vor meinen Augen, davon mir kein einziges jemahls in Sinn oder Gedanken gekommen seyn würde, wenn ich es nicht vorher gesehen hätte. Ich wäre nicht so klug gewesen, mir die Verfertigung eines Strohhalmes, ich sage zuviel! nicht eines Sonnenstäubleins auszudenken, wenn ich es nicht erst durch die Sinne empfunden hätte. So eingeschränkt ist mein Geist, so blind mein Verstand, so unvermögend meine stolze Vernunft, die sich oft auf sich selbst so viel einbildet. Und wie groß muß denn nicht die Weisheit desjenigen seyn, der das alles so ich nicht halb erkennen kan, da es mir doch vor Augen lieget, sich selbst ausdenken können, ehe und bevor es vorhanden war! ja der es nicht nur ausgedenkt, der es auch so künstlich mit einander verbunden, das Erste mit dem letzten, das Vorhergehende mit dem Folgenden, das Größte mit dem Kleinsten, das Abwesende und das Gegenwärtige so genau in einander geschlungen und verknüpft, daß aus so viel Millionen tausend einzelnen Geschöpfen ein einziges grosses und vollkommenes Ganzes entstanden, dessen Schönheit einen prächtigen Abdruck seines unendlich grossen Verstandes abgeben kan.

Wenn mich nun diese Betrachtungen fast ausser mich setzen, so gerathe ich endlich auf die angenehme Vorstellung der unergründlichen Güte dieses mächtigen und weisen Geistes, der mich und alles gemacht hat und erhält. Ist auch wohl weder im Himmel noch auf Erden was Gutes zu finden, das nicht von Ihm herrühren sollte? Welche Creatur besizet was von ihr selbst? Wer kan sich einiger Vollkommenheit rühmen, die nicht aus der Quelle aller Vollkommenheiten, ich meine aus dem göttlichen Verstande hergestossen. Wer besizt etwas Gutes, so ihm nicht von dem göttlichen Willen durch einen liebreichen Rathschluß zugebacht und ertheilet worden. Ist auch wohl ein Punct in der Welt, wo nicht die Spuren einer unendlichen Güte anzutreffen wären? Welcher Creatur hat Gott nicht alle die Vollkommenheit gegeben, derer sie fähig war? Wem hat Gott etwas Gutes entzogen, so er ihm vermöge seiner Weisheit und Gerechtigkeit geben können? Selbst wir Menschen, die wir doch fast das unartigste von allen Geschöpfen sind, genießten unaufhörlich die Wirkun-

gen

gen einer unermüdeten Güte. Alles was wir gewesen, sind, und seyn werden rühret daher. Alles was wir essen und trincken, sehen, hören, rüchen, schmecken und fühlen prediget davon. Selbst die schmerzglichsten Empfindungen sind davon nicht ausgeschlossen, denn sie warnen uns vor grösserm Schaden, und nöthigen uns, demselben beyzeiten zuvorzukommen. Unser Glück und Unglück, unsere Gesundheit und Krankheit, unser Reichthum und Mangel, unser Leben und Tod ist lauter Güte und Liebe Gottes, wenn wir uns durch ein tugendhaftes Verhalten derselben würdig gemacht: denn es ist nicht möglich, daß ein so liebreiches Wesen denen, die ihre Pflicht beobachten, das geringste wahre Ubel sollte wiederfahren lassen. So ist denn zwar die ganze Welt ein Schauplatz der Güte Gottes: sonderlich aber der vernünftige Theil der darinn enthaltenen Geschöpfe; die er als der gnädigste Monarch immer zu grössern Glückseligkeiten bringet, und zu dem Ende dermahleins mit weit herrlicheren Vollkommenheiten schmücken wird, als sie bey ihrem ersten Auftritte in der Stadt Gottes an sich gehabt haben.

Nachdem ich mich denn eine zeitlang in so erbaulichen Gedancken unterhalten habe, so kan ich mich nicht enthalten, diese Welt vor ein unverbesserliches Meisterstück des allervollkommensten Wesens zu halten, und zu glauben, Gott selbst habe nichts trefflicheres weder erdencken noch hervorbringen können als eben diese unsre Behaufung, dieses unvergleichliche Gebäude Himmels und der Erden. Ich weiß wohl, daß viele nicht meiner Meynung sind, und gleichsam mit jenem vermessenen Könige sich einbilden, wenn Gott sie bey der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte, so wollten sie ihm noch manchen guten Anschlag gegeben haben. Allein ich habe mit der Schwachheit solcher Gemüther mehr Mitleiden, als daß ich mich über sie erzürnen sollte. Sie meynen es so böse nicht, als es in der That ist, und sehen die Folgerungen nicht, so aus ihrer Meynung von der Unvollkommenheit dieser Welt fließen. Wäre die Welt nicht so gut, schön und vollkommen als es immer möglich ist; so müste man entweder sagen, daß Gott sie nicht besser machen wollen, oder nicht besser machen können. Hat er sie nicht besser machen wollen, da er doch gekonnt, und also ein schlechtes Werck dem bessern vorgezogen; so muß es entweder an seiner Weißheit, oder an seiner Güte gelegen haben. Denn er hat entweder aus Irrthum die schlechtere Einrichtung eines Weltgebäudes vor die bessere angesehen, oder von der besten Art eine Welt zu schaffen gar nichts gewußt. Beydes zeigt einen unwissenden und unvollkommenen Verstand, den wir dem höchsten Wesen ohne Gotteslästerung nicht zueignen können. Oder dafern Gott mit Wissen und Willen die Welt schlecht und unvollkommen gebauet, so muß er gewiß anstatt der unendlichen Güte lauter Bosheit in seinem Willen besitzen, welches aber nicht nur gotteslästerlich zu gedencen, sondern auch unmöglich zu begreifen ist. Denn wie die Wahl des Willens nichts anders als das letzte wirkende Urtheil des Verstandes ist, oder doch von dem Entschlusse desselben unmittelbar abstammet, also ist es unmöglich daß ein vollkommen weiser Geist, der das Vollkommenste erkennt, dasselbe nicht auch wehlen und allem Unvollkommenern vorziehen sollte. Nichts ist also übrig als daß Gott diese Welt, die er vollkommener zu schaffen gewußt, auch gerne besser gemacht hätte als sie ist, dieselbe nicht besser zu schaffen vermochte. Wäre aber dieses, so müste entweder seine Macht an sich nicht zu reichend gewesen seyn, alles was möglich ist ins Werck zu richten: oder es müste ihn von auffen jemand gehindert haben, seine Absichten auszuführen. Jenes macht Gott offen-

barlich

barlich zu einem Ohnmächtigen, dieses aber setzet ihm einen Manichäischen Neben-Gott an die Seite, der ihm zu starck ist: folglich ist beydes ungereimt, und diese Welt muß nöthwendig die vollkommene seyn, die nur immermehr hat erdacht oder erschaffen werden können.

Ich erfreue mich allezeit, wenn ich dergleichen wichtige Wahrheiten schon bey den alten Weltweisen finde. Denn ich erkenne daraus die Vortrefflichkeit des natürlichen Lichtes, welches auch die klugen Heyden auf die Spur des höchsten Erkenntnisses gebracht, dessen wir in der Welt fähig sind. Die Stoicker sonderlich haben die Schönheit des Weltgebäudes und die untadeliche Regierung Gottes in der Natur, kurz, die Vollkommenheit des Schöpfers und der Geschöpfe besser als alle andre Philosophische Secten eingesehen. Ich will iho des Kaisers Marcus Aurelius nicht gedenken; ich will nur aus einem Ueberbleibsele der Schrifften Ciceronis ein paar Stellen anführen, die hieher gehören. In seinem Timäus schreibt er so: „Es geziemt sich niemahls, daß derjenige, der der Allervollkommenste „ist, etwas machen sollte, welches nicht das Schönste und Vollkommenste wäre.“ Bald darauf sagt er bey einer andern Gelegenheit, „daß nichts schöner sey als die Welt, und „nichts vortrefflicher gedacht werden könne, als ihr Werckmeister.“ Und endlich fasset er gleichsam alles in diesen Worten zusammen: „Das ist derwegen die Absicht des Urhebers und Baumeisters der Welt gewesen, daß er aus allen ganzen und vollkommenen „Wesen zusammen genommen, ein einziges ganzes und vollkommenes zu Stande brächte, „welches weder mangelhaft wäre, noch mit der Zeit alt und krafftloß würde.“ Unter allen neueren Weltweisen hat vielleicht niemand einen edlern oder höhern Begriff von der Welt gehabt, als der grosse Leibniz, der die alte Stoische lehre von ihrer höchsten Vollkommenheit wieder hervorgebracht. Wie fruchtbar diese lehre in der Moral an erbaulichen und tröstlichen Sachen sey, würde sich in ganzen Büchern vortragen lassen; Ich will aber einen kurzen Begriff davon geben, und zwar aus dem Beschlusse desjenigen Aufsatzes, den dieser tief sinnige Weltweise von seiner Philosophie dem Durchl. Prinz Eugen kurz vor seinem Ende machen müssen: woselbst seine Wort auf Deutsch so lauten:

Endlich bleibt in dieser allervollkommensten Monarchie keine gute Handlung unbelohnt, keine böse unbestraft; Alles muß den Tugendhaften zum Besten dienen, das ist denen, die mit der göttlichen Regierung in diesem grossen Reiche zufrieden sind, seiner Vorsehung vertrauen, und den Urheber alles Guten lieben und nachahmen; indem sie sich an der Betrachtung seiner Vollkommenheiten belustigen, als in welchem Vergnügen über jemandes Glückseligkeit, das Wesen der reinen liebe bestehet. Weise und tugendhafte Leute bemühen sich also, was dem vorhergehenden und erkannten Willen Gottes gemäß ist, zu vollbringen; lassen sich aber dem ungeachtet alles gefallen, was aus dem verborgenen nachfolgenden und schlüsslichen Gutachten Desselben erfolget. Denn sie erkennen, daß, wenn wir die Ordnung der Natur genugsam einsehen könnten, wir befinden würden, daß dieselbe besser sey als der Allerweiseste es wünschen möchte: Ja daß es unmöglich sey dieselbe zu verbessern, es sey nun entweder im Absehen auf das Weltgebäude überhaupt; oder auch im Absehen auf uns selbst: wenn wir nur dem Urheber aller Dinge gebührend anhangen, nicht nur als dem Baumeister und der wirkenden Ursache unsers Wesens, sondern auch als unserm Herrn und Haupte, der alle unser Verlangen erfüllen und uns allein glücklich machen kan.

Bieder mann.

Drey und Achtzigstes Blatt 1728 den 6. December.

H O R A T I V S.

Migret in obscuras humili sermone tabernas!

Sie ist neulich ein Schreiben eingehändiget worden, darinnen sich der Verfasser über die alten Wittwer beschweret, welche sich junge Mädchen von zwanzig oder weniger Jahren zur Ehe nehmen, und dadurch verursachen, daß das junge Frauenzimmer vor Freyer, die ihnen an Jahren gleich sind, sehr rar wird. Überhaupt ist es nicht zu leugnen, daß es ein ziemlicher Ubelstand sey, wenn Männer die mit erwachsenen und mannbaren Kindern versehen sind, solche Personen heyrathen, die der natürlichen Ordnung nach, ihrer Stief-Kinder Schwestern seyn könnten. Wenn indessen dieser Umstand nicht im Wege stünde, so sehe ich nicht warum nicht auch z. E. ein funfzig-jähriger Mann ein 25 Jähriges Frauenzimmer heyrathen könnte. Denn lieben beyde einander wie Ehegatten gebühret, so können sie ja eben so wohl ein glückliches Leben mit einander führen als die jüngsten Personen. Nun lehret aber die Erfahrung, daß auch Männer von solchem Alter zuweilen die liebenswürdigsten Leute von der Welt seyn können. Und also kan ich dem Herrn Zeloander nicht völlig recht geben.

Dem ungeachtet aber würde ich doch dem Schreiben desselben den Platz in meinen Blättern nicht versagen: wenn es nur in einer anständigern Schreibart abgefaßt wäre. Er hat kein Bedencken getragen, solche Redensarten mit einfließen zu lassen, die kein wohlgeitteter Mensch ohne darüber zu erröthen, lesen kan. Was nun wieder die Erbarkeit läuft, das ist auch der Absicht meiner Blätter zuwieder, wodurch ich die Sitten meiner Leser zu bessern; nicht aber zu verderben schuldig bin. Sollte ich nun durch zweydeutige und unerbare Ausdrückungen, den schamhaftesten Theil meiner Leser ärgern, um einigen Ubelgeitteten ein strafbares Gelächter zu erwecken? Mein Vorhaben ist nie gewesen, wollüstige Gemüther durch pöbelhafte Fragen zu kügeln, und einen Affect rege zu machen, den man mehr in Schrancken zu halten, als zu nähren Ursache hat. Ich überlasse dergleichen vermeynte Scherzhafftigkeit solchen Scribenten, die nur dem Pöbel gefallen wollen, und daher dessen verderbten Neigungen schmeicheln müssen. Und dazu habe ich um desto mehr Ursache, da folgendes Schreiben mich noch mehr aufgemuntert hat, wieder das Zotenreissen gewisser neuen Scribenten zu eifern. Es lautet folgender massen.

Mein Herr,

Ich kan mich voriko zu niemand anders wenden als zu ihnen, da ich eine Klage wieder die mehr und mehr einreißende Unfläterey unserer neuern Schriftsteller und Versmacher anzustellen willens bin. Ihre Blätter zeigen es, daß sie selbst kein Liebhaber von einer so schmutzigen Schreibart sind, indem sie schon verschiedene mahle ihr Mißfallen darüber haben blicken lassen. Ich aber sehe mich gendthiget, mich darüber öffentlich zu beschweren, da man mir igo eine Schrift zueignen will; darinn eine Menge der garstigsten

Zoten vorkommt, die ich mich zu lesen schäme, viel weniger schreiben, drucken lassen und in die Welt streuen wollte. Es ist nehmlich ein Gespräch im Reich der Todten, zwischen einer Contusche und Andrieme ans Licht getreten, dessen Verfasser sich nicht genennet hat, und folglich unbekannt seyn will. Wie er nun dazu die wichtigsten Ursachen hat; also bin ich nicht gesonnen ihn sorgfältig auszuforschen, oder zu entdecken. Dieses wäre wider die allgemeine Liebe gehandelt, die ich auch ihm schuldig bin, und selbst in diesem Schreiben nicht aus den Augen setzen werde. Ich beschwehre mich nur überhaupt, daß solche ärgerliche Schriften zum Vorschein kommen, dadurch die lüsterne Jugend zur Wollust gereizet, die Unschuld der Minderjährigen vergiftet, und die Heilheit der Uppigen noch mehr und mehr bestärket wird. Indem ich aber solches thue, so gebe ich sogleich zu verstehen, wie weit ich selbst von einer so ansteckenden Schreibart entfernt bin, und ich kan Sie zugleich versichern, daß diese Schrift ohne Erlaubniß der gewöhnlichen Censoren allhier gedruckt worden, als welche viel zu gewissenhaft sind dergleichen schändlich Zeug gut zu heißen.

Mein Vorhaben ist also nicht, die ganze Erfindung der oberwehnten Schrift zu beurtheilen. Es mag immer seyn, daß ein Gespräch zwischen ein paar Frauenzimmer - Kleidungen nichts ungereimters an sich habe, als andre Esopische Fabeln, darinnen auch zuweilen leblose Dinge redend eingeführet werden. Es mag immer seyn, daß die Kleider ihr eigenes Todtenreich haben, wo sie mit einander erscheinen: welches aber gewiß ein ganz neufränckischs seyn muß. Denn in die Elysischen Felder der Alten, wie unter andern aus Luciani Gesprächen bekannt ist, konnte niemand bekleidet kommen; sondern die Todten mußten alles, ja wohl gar Haut und Fleisch zurücke lassen. Das alles lasse ich von feinen Liebhabern bewundern und loben. Ein jeder hat seinen Geschmack; und darf sich nicht allezeit nach andern richten. Nur die wollüstigen und unverschämten Zoten sind dasjenige, worüber ich Klage. Ich mag und kan mich nicht überwinden, ihnen nur die geringste Probe davon zu geben. Sie können sich selbst schon einiger massen vorstellen, wie eine Schrift aussehen müsse, daran sich auch sonst freche Gemüther stoßen, und sich nicht getrauen, derselben mit einigem Lobe zu erwehnen. Es soll eine Satire seyn; und das wäre ganz gut: wenn sie nur nicht selbst eben den Fehler begienge, den die beyden Kleidertrachten, so darinn beschrieben werden, zu veranlassen pflegen. Man will die Reizungen zur Wollust an Contuschen und Andriennen herunter machen, und reizet die Leser selbst dazu. Man strafet andre und wird selbst strafbar. Muß denn eine Satire so abgefasset werden, daß sie wiederum eine andre verdieret?

Eben diese Klage habe ich über einige von unsern Poeten zu führen. Ich will ihnen diesen Mahnen nicht Streitig machen, weil sie von vielen davor gehalten werden, die es von rechtswegen wohl wissen sollten, was dazu gehöret. Sie haben auch zuweilen einen guten Einfall; sie drücken ihn dann und wann ziemlich glücklich aus. Allein dabey ist nichts mehr zu beklagen, als daß sie sich mit allem Fleiße der niederträchtigsten Redensarten bedienen. Vorzeiten redeten die Poeten die Sprache der Götter; igo sprechen sie wie die Gassenjungen. Sonst trug sie Pegasus über Berge und Hügel weg, igo kriechen sie mit den Schnecken im Staube. Sonst wohnte Apollo auf dem erhabenen Parnas, igo will man uns bereden, daß er in ein sumpfigtes Thal gezogen sey. Die Musen, so sonst Töchter Jupiters waren, sind igo grobe Bauermägde geworden, die ihren Verehrern lauter Dorf - Schwäncke eingeben. Sie verstehen mich besser als ich dencke, mein Herr, und werden auch ihren Lesern diese Poetische Ausdrückungen sattfam zu erklären wissen. Warnen Sie nur ihren jungen Euphra-

Euphrastus und nebst ihm alle Liebhaber der Poesie vor solchen verwerflichen Mustern, und zeigen sie ihnen, nach Dero Einsicht, daß ein rechtschaffener Poet kein Hans Wurst seyn müsse. Dadurch werden sie unter andern Verehrern wahrer Dichter auch denjenigen verbinden, der sich mit Wahrheit nennet 2c.

Leipzig den 1 Decembr. 1728.

Joseph Zuchtfreund.

Ich kan auf dieses Schreiben nicht besser antworten, als wenn ich eine obwohl etwas weitläufige Stelle, aus Rachelii Satire, der Poet genannt, hieher setze. Denn dadurch werde ich zeigen, daß ich weder der einzige noch der erste bin, der an einer unflätigen Schreibart einen Eckel hat, und zugleich den Verdacht von mir ablehne, als ob ich etwas vor meinen Kopf verwerfen wollte, was zu allen Zeiten beliebt gewesen. So heißt es, nach dem 64sten Verse dieser achten Satire Rachelii:

Wenn nun ein grobes Holz, ein Eulenspiegels gleichen,
 Laßt einen Pfuy = dich = an mit gutem Willen streichen,
 Bringt kahle Joten vor, verschluckt ein ganzes Ey,
 Und rülget ins Gelach, Und schwäget in denß Brey;
 Wenn er sich lustig macht mit solchen Zuben = Poffen,
 Die auch kein Hurenwirth sollt Hören unverdrossen.
 Da lacht die Unvernunft, daß ihr die Luft entgeht,
 Und spricht wohl: Hey! das ist ein lustiger Poet.
 O allzutheurer Rahm für solche grobe Hachen!
 Kan dann ein fauler Stand so bald Poeten machen,
 Ein unverschämtes Wort! O weit vom Ziehl gefehlt!
 Es muß ein ander seyn, der mit will seyn gezehlt
 In diese wehrte Zunft. Die kauschen Pierinnen,
 Sind keinem Unflath hold, sie hassen grobe Sinnen.
 Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann,
 Der mehr als Worte nur, und Reimen, machen kan:
 Der aus den Römern weiß, aus Griechen hat gesehen,
 Was für gelahrt, beredt und sinnreich kan bestehen:
 Der nicht die Zunge nur nach seinem Willen rührt;
 Der Vorrath im Gehirn, und Sals im Munde führt:
 Der durch den bleichen Fleiß aus Schrifften hat erfahren,
 Was mercklichs ist geschehn vor vielmahl hundert Jahren:
 Der guter Wissenschaft mit Fleiß hat nachgedacht,
 Mehr Dehl als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht:
 Der endlich aus sich selbst was vorzubringen waget,
 Das kein Mensch hat gedacht; Kein Mund zuvor gesaget:
 Der zwar dem Besten folgt, doch auffer Dieberey,
 Daß er dem Höchsten gleich, doch selber Meister sey;
 Darzu gemeines Ding und kahle Fragen meydet,
 Und die Erfindung auch mit schönen Worten kleidet:
 Der keinen lahmen Vers läßt untern Hauffen gehn,
 Viel lieber zwangsig würgt, die nicht für gut bestehn.
 Nun wer sich solch ein Mann mit Recht will lassen nennen,
 Der muß kein Narr nicht seyn, sowohl was gutes können,
 Als unser Tadelgern, der neugebohrne Held,
 Der nicht geringen Muth und Titul hat für Geld.
 Geh' wie Diogenes des Tages bey den Flammen,
 Und bringe dieser Art, so viel du kanst, zusammen:
 Setz gute Brillen auf, für eine zweymahl drey,

Komm dann, und sage mir, wie theur das hundert sey?
 Es werden kaum so viel sich finden aller Orten,
 Als Nilus Thüren hat, und Thebe schöne Pforten:
 So viel du Finger hast, die Daumen obngezehlt,
 Im Fall dir einer noch vom ganzen Hauffen fehlt.
 Zwar tausend werden sich und vielmahl tausend stunden,
 Die abgezehlte Wort in Reime können binden;
 Des Zeuges ist so viel als Fliegen in der Welt,
 Wann aus der heißen Luft kein Schnee noch Hagel fällt.
 Auf einem Hochzeitmahl da kommen oft geflogen,
 Des künstlichen Papiers bey vier und zwanzig Bogen.
 Ein schöner Vorrath traum! bevorab zu der Zeit,
 Wann etwan Heu und Stroh nicht allzuwohl gedeyht.
 Kein Kindlein wird geborn, es müssen Berse fließen,
 Die oft so richtig gehn und treten auf den Füßen,
 Als wie das Kindlein selbst, die (wie es ist bekannt)
 Auch haben gleichen Wis und Kindischen Verstand.
 Stirbt jemand, so muß auch des Druckers Arbeit sterben,
 Wiewohl dem Drucker nicht so schädlich, als den Erben.
 Bald kommt der Dichter selbst, erwartet bey der Thür,
 Des Halses süßen Trost, der Faust und Kunst Gebühr.
 Nun eben diese sind, die guten Ruhm beschmeissen,
 Dig Lumpen - Völcklein will, (mit Gunst) Poeten heißen,
 Das nie was guts gelernt: das niemahls den Verstand,
 Hat auf was wichtiges und redliches gewandt.
 Die nichts denn Worte nur zu Markte können tragen,
 Zur Hochzeit faulen Scherz, bey Leichen lauter Klagen,
 Bey Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit Spuhr.
 Kein Sals noch Esig ist, als bloß der Fuchschwanz nur.
 Drum dörfen sich auch wohl in diesen Orden stecken,
 Die niemahls was gethan als nur die Feder lecken.
 Ein Schrifftling, der kein Buch, als Deuffsch; hat durchgesehn,
 Will doch als ein Poet und für gelahrt bestehn.
 Es thut ihm eben sanfft wenn solche Titul fallen.
 Warum nicht? der im Hyy, ja zwischen Feur und Knallen
 Hat einen Vers gemacht? In zweyer Tage Zeit
 Hat er ein ganzes Buch fünff Finger dick bereit.
 O Meister Hämmerling, leg ab die Leimenstangen!
 Geschwindigkeit taugt nicht, als Flohe nur zu fangen,
 Was mit der langen Zeit soll wachsen und bestehn,
 Das muß nicht hokes pots, wie aus der Taschen gehn.
 Sieh des Mœcenas Freund, im setzen wohl erfahren,
 Siebt guten Versen Zeit, von zwey und sieben Jahren.
 Zwölfmahl hat Cynthius durchreint sein rundes Pfad,
 Eh des Encas Lob das Licht gesehen hat.
 Jegund wenn einer nur kan einen Reim herschwazen:
 Die Leber ist vom Hubn und nicht von einer Raßen:
 Da heißt er ein Poet. Komm edler Palatin,
 Leg deinen Lorbeer - Kranz zu seinen Füßen hin.
 Was mag doch Griechenland Homerus Wercke loben,
 Und Welschland den Virgil? O dieser Dreck schwebt oben!
 Sogar sicht Deutschland nun die andern Völcker aus,
 Greiff einen Dyps ehr, als Codrus eine Lauf. u. s. w.

Der

Bieder mann.

132

Vier und Achtzigstes Blatt 1728 den 13. December.

Caniz.

Und wer kan jeden Weg, wodurch der falsche Wahn
Die tummen Sterblichen zur Knechtschafft leiten kan,
Und alles Marterzeug, so wir uns selber wehlen,
Zum Vorwurf der Natur, so bald zusammen zehlen!

S hat sich noch niemand gefunden, der auf meine neuliche Einladung, mir mit besondern Gattungen des Aberglaubens, so an seinem Orte im Schwange gehen, an die Hand gegangen wäre, als der wackere Herr von Cypressen = Walb. Ein höchst-löblicher Eifer vor die Vernunft hat ihn zum geschwornen Feinde des Aberglaubens gemacht. Wie er nun mit der Einfalt derjenigen ein grosses Mitleiden hat, die sich selbst Schreck-Bilder erdencken, um ihre eigene Ruhe dadurch zu stören, und sich des Tages mit Hexen, Vorbedeutungen, Wahrsagerereyen u. s. w. des Nachts aber mit Voltergeistern, Mönchen, weissen Frauen u. s. w. martern und quälen: Also thut er sehr wohl, wenn er sich bemüht seine Mitbürger von solchen Thorheiten zu befreien. Folgendes Schreiben so ich neulich von ihm erhalten, wird dieses satzsam darthun; und ich wollte wünschen daß sich durch sein Exempel noch andre möchten anfeuren lassen, mir z. E. vom Schafgraben, vom wütenden He re, vom Bergmännchen, vom Drachen u. d. gl. eine etwas ausführliche Nachricht zu geben. Man wird mich allezeit bereit und willig finden der gleichen Verspottungen des Aberglaubens in meine Blätter zu rücken. Denn ich wollte nichts lieber, als daß ich alle meine Mitbürger von solchen Altvettelischen Fabeln und der unnöthigen Furcht vor denselben, da sie wie kleine Kinder vor einem verlarvten Ruprechte zittern, endlich befreien könnte.

Edler Biedermann,

Ich habe in ihrem 77sten Blatte mein letztes Schreiben gütigst eingerückt, und dabei alle Biederleute ersuchet, wenn ihnen merckwürdige Gattungen vom Aberglauben vorkämen, solche an sie zu überschreiben. Nun habe ich bemercket, daß in meinem eingedruckten Briefe Zeulen der Zunde, und ihr eingebildetes Wehklagen, zu lesen ist, da es doch in meiner geschriebenen Nachricht eingebildete Wehklage heisset, und dannenhero glaube ich daß sie solches daher geändert, weil sie nicht gewußt was ich mit der eingebildeten Wehklage sagen wollen. Diese eingebildete Wehklage aber, ob sie wohl noch zur Zeit niemand gesehen, ist von undenklichen Jahren allhier so bekandt als der so genannte Münch, und es würde einer trefflich zu thun kriegen, wer an einem von diesem zweifeln wollte. Weil ich aber doch auch nichts glauben mag, was ich nicht gewiß weiß, so habe ich mir viel Mühe gegeben, um zu erfahren, was man doch unter dem so genannten Münche und der Wehklage

verstehe. Dem allen aber ohngeachtet, so bin ich dortho nicht klüger herinnen worden als vorhero, denn was man mir unter allen am deutlichsten vom Mönche gesagt, lautet etwan also: Es wäre der Mönch ein Gespenst in einer Mönchs-Gestalt so den Kopf unter dem Arme trüge, auf dem Walle allhier sich sehen liesse, und die Schildwächter dafelbst plagte, in den Stadt-Graben würfe und ermordete; vornehmlich wenn was grosses vorgehen sollte. Ich kan eben nicht wissen, was Höhero, so genauere Nachricht von der Wahrheit der Sache haben können, davon glauben: ich vor meine Person finde, daß es eine ziemliche Gleichheit mit den so genannten weisen Frauen auf manchen Schlössern habe, und mag wohl eines so wahr seyn als das andere. Denn zu geschweigen, daß ich vielmahls gehöret, daß sich der Mönch sehen lassen, und also was grosses anzeigen sollen; sich aber, wie ich wohl angemercket, nicht das geringste darauf zugetragen: so weiß ich auch nicht, was dergleichen Vorbedeutung, wenn sie sich auch also in der That so verhielte, vor Nutzen haben sollte. Ja, sind manche Gespenster-Freunde mit der Antwort fertig, der liebe Gott will uns mit solchen Merckzeichen zur Buße locken, damit wir dadurch das Unglück abkehren können. Kehren wir das Unglück mit unserm Gebet aber ab; so ist ja durch dergleichen Vorzeichen nichts bedeutet worden, folglich das so genannte Vorzeichen nichts weniger als ein Vorzeichen: Kehren wir das angedrohte Ubel nicht ab, und kommt ein Unglück, so hat die Vorbedeutung keinen Nutzen. Noch andere wollten es klüger treffen, und sagen der böse Feind freue sich über das ankündende Unglück. Nun ist die Frage, ob der Teufel künftige Sachen wissen kan? Und hernach thäte ja der Teufel weit geschweiter, wenn er sich nach geschehenem Unglück lustig machte, und nicht vorhero; denn so wäre er gewiß daß es würcklich geschehen wäre: so aber kan er nicht gewiß wissen ob es auch nach seiner Einbildung kommen wird oder nicht.

Als wäre nicht der Mönch ein Staats-Gespenste, so vornehmlich Staats-Unglücke anginge; die Wehklage aber, bloß ein Gespenste von geringerer Würde, so nur durch sein Heulen einzelne Todes-Fälle und geringe, einzelne Personen in der Stadt betreffende Ubel vorher verkündiget. Wie sieht es denn aus? Weiß und klein. Und das ist die ganze Beschreibung so ich von so vielen Leuten, so sie gehöret und gesehen haben wollen, erfahren konnten. Weiß muß es wohl aussehen: denn die Gespenster dürfen nach der ihnen vorgeschriebenen Kleider-Ordnung nicht anders als schwarz oder weiß, höchstens grau erscheinen; Und ein blau oder gelb Gespenste würde einer alten Kinder-Frau eben so wunderlich vorkommen, als den Natur-Kündigern ein weisser Rabe. So viel ich aber aus dem mir vorgemachten Geheule der so genannten Wehklage abnehmen kan, so ist es eine kleine Art Eulen, so die Nacht aus denen vor der Stadt gelegenen Gärten herein fliegen, und wenn sie sich hie oder da auf ein Dach gesetzt, ihre natürliche Stimme hören lassen. Dieses hören denn die zu dergleichen Spückerereyen geneigte Krancken-Wärterinnen, wenn sie bey den Krancken des Nachts wachen: und weil nichts natürlicher zugehet, als daß ein Krancker stirbt; so muß denn eine Eule, so den Hencker weiß, ob ein Krancker in der Welt ist, unter dem Rahmen der Wehklage, den Tod vorher angemeldet haben. Dieses sind also unsere beyden Stadt-Teufel, Geister oder Gespenster. Ich glaube in der That, diese Mährlein stammen noch von denen ältesten Heyden her, denn wie dieselben besondere Schus-Götter einer Stadt und Lande zuordneten, so wußten sie auch was diese oder jene Stadt vor Feinde unter dem Himmeln hatte. Und wir Christen, die wir alle andere Glaubens-Verwandten verdammen wollen,

wollen, sind so einfältig, solchen Heydnischen Land beyzubehalten! Ich glaube nicht daß jemahlen jemand von dieser beyden Gespenstern etwas zu Papier zu bringen sich die Mühe gegeben, aber ich habe es mit Fleiß gethan: theils um ihnen zu denen absonderlichen Gattungen des Aberglaubens einen kleinen Beytrag zu thun; theils um vielleicht einem Gönner dieser Ungeheuer Gelegenheit zu geben etwas mehrers hiervon aufzusetzen. Ich wollte es wären noch mehrere meiner Meynung, und berichteten gleichfalls an Sie, was jeder in seiner Stadt vor Polter-Geister hätte: Man würde dadurch Gelegenheit haben, gar vieles wieder dergleichen Gespenster anzuführen, und ihren hartnäckigten Vertheidigern den Verstand zu öffnen. Ich bin

Dero

Freund und Diener

Ernst von Cypressenwald.

Dresden 1728
den 4. Dec.

Mein Herr Correspondent ist glücklich im Rathen gewesen. Ich hatte wirklich von der Behlage mein Tage nichts gehört; daher es denn auch kam, daß ich neulich durch eine kleine Aenderung einem vermeynten Schreibfehler abzuhelfen dachte. Indessen ist mir lieb, daß man mir zurecht geholfen. Daß aber die Eulen durch ihr Geschrey den Tod verkündigen, ist ein sehr gemeiner Aberglauben. Gewisse Naturkündiger bemühen sich gar die Ursachen davon zu geben, ehe sie noch versichert sind, ob solches sich in der That so befindet. Sie können mir daher nicht anders vor als diejenigen gelehrten Männer im vorigen Jahrhundert, die ganze Schrifften und Bücher herausgaben, als in Schlesien einem gewissen Kinde ein goldener Zahn gewachsen seyn sollte. Man untersuchte die Ursachen, man ward ineins darüber, man stritte, man prophezehte; und es konnte nichts weniger als ein Türcken-Krieg darauf erfolgen. Zu allerlezt fragte man den Goldschmied um Rath: und dieser fand, daß man betrügerischer Weise dem Kinde ein dünnes Goldblech um den wahren Zahn gebogen hatte. Schade, ewig schade um die schönen natürlichen Ursachen so man allbereit davon ausgesonnen!

Hier will ich noch ein andres Schreiben einrücken, so von einem aufgeweckten Kopfe zu Beschämung unsrer Sprachenmischer abgefasset und mir zugeschicket worden.

Monseur mon-tres bonoré Bidermann,

Sie pardonir, daß ick nehm die Hardieffe, sie su mack mein Reverence mit ehne Sklehne Brief. Ehn Affair die mir aht passir, sie mack mir Encouragement, daß ick muß incommodir Sie, um su lefs die schlechte Buchstab von mir. Sie Monsieur Bidermann Sie ahn keschrieb schon ehne langhe Seit alle Wock ehn klehn Piece, darinn Sie corrigir die Leuth die seyn incommodir mit diverses Ubelstand, und die sik mack Anke wohneiht von allerhand so nit ifs von kut Manier. Sie ahn kans wohl Raison, und viel Leüt die ahn küt Esprit, sie lob réckt viel die schön Dessen von Sie. Ick ock; ick ahb keles allseit ihr Piece mit grand Plaisir, und ick ahb befaht mit Contentement die chibe Krosch vor ehn jede Stück; weil sie mir kefall wohl. Allehn mon cher Amy! ehn ehn sick nur sie chagriner mir, und meine küté Lanffe-Leuten in ihre Piece. Ick will sie sagk: Sie Monsieur Bidermann sie ahn ehn kros Passion uff die Leut die mack ehn Corruption von die Deuschen Sprack, und sie will nit kern leid, daß die Deusch, wenn sie parlier deusch, soll ruinir die deusche Sprack mit Expressi-

ons

ons von Françoësch und Latin. Monsieur! Sie ahn recht, ick concedir, es keb nit kar kut Resonance, wenn die Deuschmann ifs wie krusse Aff, das sie parlr mit die Sprack von ander Nation unter seine Deusch. Die ander fremd Nation sie thu nit so ridicule, denn sie penetrir wohl, das es ifs kehn kut Manier. Par bleu! die Françoës sie lack sick fu Butterweck und Ohllandisch Käfs, wenn in Paris und in Franckreich woll spreck ehn Françoës, *Je suis verbunden*, als wie die Deusch, *Ich bin obligirt*, und ehrnack, *vous me ferez un Vergnügen* wie die Deusch, Sie werden mir ein Plaisir machen. Non, ma Foi! die Françoës die Italiens und fremd Nation all susamm, sie red sein Sprack pure, die Deusch kans allehn sie ifs wie die Arlequin. Et ainfi sie thu kans wohl, das sie mack prav corrigir die Deusch. Allehn mon grand Patron! ahn sie dock la Bontée, und vermeld seine Deusch, das die Avertissement von die kut deusch parlr, sie kechr nur vor die Deusch, und nit vor die Deusch Françoës. Worum? damit nit werd so raillir wir arme pauvres Teuf. Ick will sie was erschl; Vor nit viellangk ick war uff ehn Caffée-Auhfen, und ick trinck ehn albe Maas von Caffée vor mein Depenses, und quelque fois ick parlr mit ehn bon Amy. An ehn ander Tisch, es sifs daran etlick Student von kans klehn Alter, die attendir kans fleisfigk all mein Discours, und viel offt wennick parlr, sie lack wie die Fou, und sie moquir sick recht viel, & ensuite die Ehn spreck kar ehmal: Die Monsieur aht kewifs nit keles die Bidermann, sonst sie werd nit mack so ehn Melange von deusch und Françoësch. Ick ahb kahr wohl versteh all mit einand, und mir chagriner wie der Teuf, maïs ick darf mir nit movir. Worum? Ick bin kewefs kans allehn, und die ander sie war sussam ehn ahbe duffend, ick klaub sie äht mir keschmifs fu *Epigramma*. Ick muß kedenck Patience par force, und ick bild mir ein, mir aht ketret ehn klehne Thier mit krosse Ohr, ehrnack ick ahb mir bald retirir nack meine Logis. Monsieur Bidermann! n'est ce pas? Die Monsieur *Purße* die aht nit recht, sie soll mack ehn Difference unter die Deusch, und unter die Deusch Françoës. Sie soll premierement inquirir, worum ick red ainfi, ob ick a Dessen, oder ob ick thu von meine Naturell, ehrnack sie kan raisonir, wie sie will, und nit so malheureux wie alte Bauer-Frau. Nack diese Affaire ick bin nit mehr marchir uff Caffée Auhffen, denn worum? Ick fürckt mir, das nock mehr Nez sages sie werd moquir über mein Parlr, und ick wehs kans wohl das ick ahb ehn Leber von viel kross Feuer und Sorn, und ehrnack ick werd nit leid, und ick mack ehn klehn Unkluck mit masacrir all susamm. Darum ick bitt treshumblement, sie befehl die Deusch, das sie las en Repos, uns kute Deusch Françoës, und sagk sie nur: Das mir nit keh an die Bidermann, mit die Seit wir woll schon lern parlr kut Deusch, allehn jessund es ifs impossible. Aber die Deusch die ifs kebohr mit die deusche Sprack, und die kan schon parlr kut deusch, wenn sie nit will affectir, damit sie nit werd avec le Tems Françoësche Deusch. Nu adieu Monsieur Bidermann, vor die kut Amitié und Kefallikeiten ick und all mein Lans Leuten wir werd seyn obligir und toujours restir wie ick

Monsieur

mon tres honoré Bidermann

Votre

treshumble & treshumble Valet

Jean Chretien Doucement.

Leipsick d. 1. Decembr. 1728.

137

Der
Bieder mann.

Fünff und Achtzigstes Blatt 1728 den 20. December.

H O R A T I V S.

Si defendere delictum quam vertere malle;
Nullum ultra verbum.

Aus einem neulichen Blatte der gelehrten Zeitungen ist mir ein Titel einer Schrift bekannt worden, der mir zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß gegeben. Er heißt: „Das in unsern Opern-Theatris und Comödien-Bühnen siechende Christenthum, und siegende Heydenthum, auf Veranlassung zweyer „wieder den musicalischen Patrioten sich empörenden Hamburgischen Theatral-„Malcontenten Musandri und Harmonii, betrachtet und zur Schau und Scheu die so „schwer bey Menschen, noch schwerer bey Gott sich legitimirende Profession der Operisten „und Comödianten zu entdecken, und alle Christliche Herzen von der gleichen Lebensart und „Besuch dieser Schaupläze der Eitelkeit abzuschrecken, in einem Gespräch vorgestellt von „Leuthold und Liebhold. Gedruckt zu Canterbury. „ Meines Erachtens wird ein jeder verständiger aus den vielfältigen Spielwercken so in diesem Titel vorkommen, leicht schließen können, daß der Verfasser desselben ein ehrlicher Schulmann von altem Schrot und Korn seyn müsse, der die Kunst noch nicht verlernet hat, in dem Gleichlaute einiger Sylben eine vermeynte Scharfsinnigkeit sehen zu lassen. Denn was ist das siechende Christenthum, und siegende Heydenthum, die Schau und Scheu, so schwer und noch schwerer, zu entdecken und abzuschrecken, Leuthold und Liebhold; was ist dieses alles, sage ich, als eine neue Probe von dem übeln Geschmacke unsrer Vorfahren in der Schreibart? Noch ein seltsameres Wortspiel steckt in dem Orte wo das Werck gedruckt seyn soll. Denn wer sollte sich wohl einbilden, daß Canterbury deswegen auf den Titel des Werckes gesetzt worden, weil der Verfasser ein Cantor ist? Und das würde ich selbst nicht erathen haben, wenn es nicht in den gel. Zeitungen dabey gestanden hätte. Seinen Nahmen, und den Ort seines Aufenthalts mag ich nicht erwehnen. Ich bekümmere mich nur um die Sachen, ohne alle Absicht den Personen zu schaden, und warne meine Leser vor solchen kindischen Spielen, ohne die Liebe gegen meinen Nächsten aus den Augen zu setzen.

Die Absicht des ganzen Gespräches geht wieder die Theatralischen Poesien die der Autor aus einem wohlgemeynten aber vielleicht nicht sattfam überlegten Eifer verhaßt zu machen suchet. Er hat recht, daß alles so dem Christenthume, das ist den Begriffen so wir von Gott und göttlichen Dingen haben, und den guten Sitten dazu uns die Moral des N. T. Anleitung giebt, zuwiederläuft, in dem gemeinen Wesen nicht zu dulden sey. Er irrt aber meines Erachtens, wenn er dieses ohne Unterscheid auf alle Theatralische Schauspiele ziehen will; Gerade als ob sie durchgehends gleich sträfflich wären, und ihrem Wesen nach unmöglich anders als schlimm seyn könnten.

M m

Vors

Vors erste dünkt mich, hätte man Ursache gehabt, einen gebührenden Unterscheid unter dem rechten Gebrauche und dem Mißbrauche einer Sache, zu beobachten. Wollte man diesen aus den Augen setzen, mein Gott! was würde man nicht vor Dinge abschaffen müssen. Selbst die Schulen, dabey der Herr Verfasser ein nützlichcs Werkzeug abgiebt, würden nicht zu dulden seyn; weil es ja bekant ist, daß allezeit mehr böse Buben als rechtschaffene Leute darinnen erzogen werden. Und so gar die Music, davon derselbe Profession machet, würde man aus der Republick verbannen müssen. Denn wer weiß nicht zu wie viel sündlichen Dingen dieselbe, auch ausser den Opern schon Gelegenheit und Vorschub gegeben? Wie manches überflüssige Glas Wein würde nicht verschwendet werden, wenn es nicht Trompeten und Pauken gäbe, deren rasendes Gethön die Trincenden auch zu den größten Gesundheitsgläsern herzhafft genug machet. Andrer Uppigkeiten so bey Musicken vorgehen vorißo zu geschweigen. Denn was vor geile und unzüchtige Lieder werden nicht vermittelst der Vocal-Music angenehm, und eben deswegen desto gefährlicher gemacht: zu welcher doch der Herr Verfasser dieses Gespräches in einem andern Werkchen: *Musica vocalis in nuce*, d. i. die Singekunst in einer Nuß, genannt, eine eigene Anleitung ans Licht gestellet?

Derwegen dünkt mich nun, daß auch ein grosser Unterscheid unter den Opern und Comödien zu machen sey. Ich gebe zu, daß es viele dergleichen Theatralische Stücke gibt, die den guten Sitten schädlicher sind, als die Pest einem Lande. Unartige Poeten erfüllen diese ihre Meisterstücke mit so vielen Unflätereien, und führen die ärgerlichsten Laster unter so reizenden Gestalten auf, daß die Unschuld dadurch entweder verführet, oder doch sehr hart bestürmet werden muß. Und alsdann wird freylich eine solche Schaubühne ein öffentlicher Tempel der Laster, aus welchem man immer verderbter zurücke kommt als man hineingegangen. Allein was thut dieses alles wieder die Schauspiele überhaupt? Besteht denn irgend das Wesen einer solchen Poesie darinn, daß man die Tugend bestreiten, und das Laster in Schwang bringen muß? Das hat noch niemand geglaubt, vielweniger erwiesen! Ja es liegen sovieler von den untadelichsten Schauspielen in öffentlichem Drucke der Welt vor Augen, daß ich kein Wort mehr davon sagen darf. Was nun zu einer unschuldigen Belustigung des Menschen dienet, ja was selbst der Tugend die besten Dienste thut, und das Laster auszurotten behülflich ist, wenn es recht gebraucht wird; sollte man das wohl ohn alle Barmherzigkeit abschaffen wollen?

Vors andre hat es eine ganz andre Bewandniß mit der Oper, als mit der Comödie. Es ist sehr schwer jene sowohl als diese zu vertheidigen. Die Reizungen zur Wollust sind ihr so eigentümlich, daß sie ohne dieselben ihre ganze Annehmlichkeit verlieren und also keine Zuschauer haben würde. Ihr Inhalt ist allezeit, eine seltsame Liebes-Geschichte, darinn allerhand fantastische Roman-Streiche, bloß zu dem Ende erdichtet werden, damit das zarte Gift desto begieriger möge eingefogen werden. Eine unverschämte Poesie, entzückende Music, blendende Pracht der Schaubühne, freche Kleidung und unzüchtige Stellung der spielenden Personen vereinigen alle ihre Kräfte mit einander, um einem schwachen Zuhörer die schädlichste Gemüthsneigung, ich meyne die Wollust rege zu machen. Dieser Endzweck wird auch gemeiniglich so wohl erhalten, daß ich es einem gewissen französischen Scribentē*)

nicht

*) Des Callieres, Hist. poet. de la Guerre &c. p. m. 234.

nicht verdencke, wenn er den beruffenen Lulli, als den größten Oper-Musicum so redend einführet: „Ich habe mir von einem gewissen Pfeifer der Königin Clytemnestra was sagen lassen, = = = von welchem man vorgiebt, daß seine Music bey dem Frauenzimmer die Liebe zur Keuschheit gewircket habe. Was mich anlanget; so gestehe ich frey heraus, daß meine Sachen gerade das Widerspiel gewircket, und daß ich mit grossem Fortgange an der Verschlimmerung der Sitten meiner Zeit gearbeitet habe.“ Meine Absicht ist gen dem allen nicht eine ausführliche Beurtheilung der Opern abzufassen: Dieses will ich mir auf ein ander mahl vorbehalten. Ich habe nur bloß erwähnen wollen, was diese Art von Schauspielen in die Sitten der Zuschauer vor einen Einfluß hat; der auch von derselben fast unmöglich getrennet werden kan.

Ganz anders verhält es sich mit regelmäßigen Trauerspielen und Lustspielen. Jene stellen uns die Unglücksfälle hoher Häupter, grosser Helden und Staats-Leute vor, in so weit dieselben vor Folgerungen aus ihren bösen Handlungen anzusehen sind. Da erwecken nun die kläglichen Schicksale, so ihnen begegnen, in allen Zuhörern ein Schrecken, aber zugleich einen Abscheu vor den Lastern, dadurch sie sich dieselben zugezogen. Leidet ja einmahl die Unschuld und Tugend von der Gewalt der Gottlosen ein Unrecht: so erwecket dieses ein Mitleiden gegen die beleidigte Person, und einen Haß gegen ihre gottlose Feinde. Ein kluger Poet aber läßt die Tugend in seiner Tragödie zwar drücken; aber nicht unterdrücken: damit er in ihren Liebhabern die Liebe derselben nicht schwächen möge. Er feuret dieselbe vielmehr desto heftiger an, wenn er die Unschuld doch zuletzt als eine Siegerin in vollem Glücke abbildet, und dadurch bey wohlgearteten Gemüthern eine allgemeine Freude erwecket. Dieß ist das Wesen eines guten Trauerspiels, so wie uns die Regeln und Exempel der Alten solches vorgeschrieben. Was ist nun hierinn der Tugend zuwieder? Warum sollte man dergleichen wohlleingerichtete Tragödien im gemeinen Wesen nicht dulden?

Eben so verhält sichs mit einer guten Comödie. Es ist wahr, sie sucht bey ihren Zuschauern ein Gelächter zu erwecken, und sie also zu belustigen. Aber wodurch? durch nichts anders, als durch die lebhaftte Vorstellung lächerlicher Thorheiten, die unter den Menschen im Schwange gehen. Kommen nun darinnen viel verliebte Fabeln, Betrügeren, boßhafte Knechte, untreue Schleute, geizige Greise u. s. w. vor; so geschieht es deswegen, weil dieses die gemeinen Laster sind, die also am meisten verdienen lächerlich gemacht zu werden. Die Tugend hingegen wird in einem regelmäßigen Lustspiele niemahls verächtlich gemacht oder sonst angegriffen. Moliere, der berühmte französische Comödien-Schreiber, ist ausdrücklich von dem grossen Fenelon in seinen Gedanken von der Poesie, deswegen getadelt worden, daß er nicht in allen seinen Lustspielen Behutsamkeit genug gebraucht, sondern zuweilen auch einen betrogenen Herrn, Vater, oder Ehemann auslachen lassen, ohne die Unschuld desselben auf andre Art zu retten. Was hat nun auch die Comödie so strafbares an sich, weswegen sie in einer Christlichen Republick nicht zu erlauben, vielweniger zu besuchen wäre?

Ja, wird man sagen: Die lustige Person in derselben kan nicht bestehen, ohne viel ärgerliche Possen, und garstige Fragen vorzubringen. Ich antworte darauf erstlich, daß die lustige Person nicht eben in allen Comödien vorkommen darf. Die andern Personen machen durch ihre seltsame Handlungen ohne dem genug zu lachen, und man darf also nicht

nicht allezeit eine eigene Rolle vor denjenigen haben, der die Zuschauer vergnügen soll. Gesezt aber man brauchte einen lustigen Diener, Soldaten, Boten, oder Schreiber; so darf doch derselbe nicht eben durch was schändliches das Gelächter erwecken. Der müste sehr arm an guten Einfällen seyn, der nicht bey so vielen nährischen Begebenheiten, so auf der Bühne vorkommen, irgend was lustiges sagen könnte, ohne die Regeln der Erbarkeit zu verletzen. Zu geschweigen, daß in regelmäßigen Comödien der Verfasser oder Poet selbst der lustigen Person die meisten Scherzreden in den Mund leget. Ich rede also hier von einem lustigen Harlekin, nicht aber von einem unflätigen Hans Wurste, der mit Quacksalbern, Taschenspielern, Marionetten und Marckschreyern von Dorf zu Dorfe herum ziehet. Man weiß wohl, daß diese Art von Luten ihre Scharfsinnigkeit in Zoten, und ihren Wiß in einer mehr als bürgerlichen Unfläterej suchen. Dieselben mag ich also nicht vertheidigen: ich verabscheue vielmehr alles was dieselben unerbares und schändliches vorzubringen pflegen.

Da ich vorhin von den Sperrn mein unpartheyisches Urtheil entdecket, so will ich damit weder den Poeten noch den Virtuosen die theils den Text, theils die Musicken dazu verfertigen, zu nahe treten. Ich bedaure vielmehr, daß jene ihren trefflichen Wiß nicht vielmehr in einer lehrrreichen Tragödie anwenden, und also den alten Dichtern den Preis streitig machen wollen, als daß sie sich dem verderbten Geschmacke, den uns ein Phantastischer Italiener am Savoyischen Hofe, mit Nahmen Cesti aufgebracht, bequemen. Und ich beklage auch die Meister in der Music, die sich genöthiget sehen, durch ihre göttliche Kunst, der Geilheit und Wollust zu statten zu kommen, ja so zu reden einer giftigen Poesie das rechte Leben zu geben. Wie viel edler könnten sie nicht dieselbe anwenden, wenn sie, wie der berühmte Hamburgische Künstler Telemann, in geistlichen und andern erbaren Stücken, ihr Talent wiesen. Dieser berühmte Mann ist einer von den dreyen musicalischen Meistern die heute zu Tage unserm Vaterlande Ehre machen. Hendel wird in London von allen Kennern bewundert, und der Herr Capellmeister Bach ist in Sachsen das Haupt unter seines gleichen. Sie breiten auch ihre Sachen nicht nur in Deutschland aus, sondern Italien, Frankreich und Engelland lassen sich dieselben häufig zuschicken und vergnügen sich schon darüber.

Sonderlich höre ich von dem obgedachten Hrn. Telemann rühmen, daß er sich nach dem Geschmacke aller Liebhaber zu richten weiß. Er folget zuweilen der Welschen, zuweilen der Französischen, oftmahls auch einer vermischten Art im Sengen seiner Stücke. Er vermeidet alle ausschweifende Schwierigkeiten, die nur Meistern gefallen könnten, und ziehet die lieblichen Abwechslungen der Ehöne allezeit den weitgesuchten vor, ob sie gleich künstlicher seyn möchten. Und was ist vernünftiger als dieses? Denn da die Music zum Vergnügen des Menschen dienen soll; so muß ja ein Künstler ein größeres Lob verdienen, wenn er bey seinen Zuhörern eine lächelnde Mine, und vergnügte Stellung wirket; als wenn er bloß eine ängstliche Verwunderung, und lauter in Falten gezogene Angesichter verursacht hätte.

Ehestens werde ich in einem eigenen Stücke von andern Musicalischen Schönheiten meine Leser zu unterhalten suchen.

141

Der
Siedermann.

Sechs und Achtzigstes Blatt 1728 den 27. December.

P A L I N G E N I V S.

Nilque mihi melius, nil dulcius esse videtur,
Quam verum amplecti.

S scheint nicht anders, als wenn mein Schreiben, so ich vor etlichen Monaten an den König von Portugal abgelaufen, nicht nur richtig daselbst eingelaufen, sondern auch wohl aufgenommen wäre. Die öffentlichen Zeitungen haben mir die erfreuliche Nachricht gegeben, daß dieser erleuchtete Monarch das grausame Inquisitions-Gerichte seiner Geistlichen durch seine gerechte Königliche Gewalt eingeschränket, und also dessen tyrannischen Blut-Urtheilen Einhalt gethan habe. Dieses war nun eben einer von den Puncten, dazu ich in meinem obgedachten Schreiben einen unterthänigsten Vorschlag gethan. Es mag aber die höchstweisliche Anstalt, so deswegen gemacht worden, eine Wirkung meines Schreibens seyn oder nicht: so verdienet doch dieser großmüthige Prinz ein ungemeines Lob; daß er den herghafften Entschluß gefaßt, die Gewalt der Pfaffen in ihre gebührende Gränzen zu schliessen. Bisher hat dieses blutgierige Gericht die vermeynten Verbrecher nach einem unbesonnenen Religions-Eifer, fogleich fest genommen, und allezeit, ohne ihre Vertheidigung zu hören, verurtheilet, ja das Urtheil, ohne Königliche Bestätigung, ungerechter Weise vollzogen. Nunmehr aber soll es allen Beklagten erlaubt seyn, sich gleich andern Ubertretern der weltlichen Gesetze, durch Advocaten vertheidigen zu lassen; und die Urtheile so man über sie fällen wird, sollen künfftig nicht eher vollzogen werden, als biß sie durch den Königlichen Beyfall bestärcket und also Rechtskräftig werden gemacht seyn. Welche Verordnung könnte nun von einer größern Billigkeit eines Potentaten zeigen? Und wodurch hätte ein Regent eine deutlichere Probe seiner Gerechtigkeit abzulegen vermocht?

Der Römische Hof sieht auch die übeln Folgerungen schon vorher, die sein Eigensinn in diesem aufgeklärten Lande gewircket. Er giebt schon gute Worte; Er bequemet sich allen Anforderungen: Aber es ist nichts mehr zu wünschen, als daß seine Gelindigkeit vergeblich seyn möge. Der Canton Lucern scheint sich auch wenig an den angedrohten Bann zu kehren, und behauptet seine Freyheiten, mit einer lob-würdigen Beständigkeit. Wie viel Gutes läßt uns dieses alles nicht hoffen! Wie sehr wird das Reich der Finsterniß nicht ins Abnehmen gerathen, wenn der Welt überall die Augen aufgehen werden! Das neulich im Deutschen herausgekommene Märchen von der Tonne, wird ohne Zweifel auch in unserm Vaterlande sehr viel dazu beytragen. Der Römische Aberglaube wird darinn auf eine so sinnreiche Art zum Gelächter gemacht, daß ich meinen Lesern nichts nützlicheres als ein so treffliches Buch anrathen kan. Und da ich auch gern zur Beförderung und Erhaltung

N n
der

der Evangelischen Religion etwas beitragen möchte: so weiß ich in solcher Absicht nichts erspriesslichers zu unternehmen, als die Uebersetzung folgendes Schreibens. Der Verfasser desselben ist ein geborner Papiste, der auch noch diese Stunde in Paris am Leben, aber im Herzen nichts weniger als ein Catholik ist. Er dichtet daß dieser Brief aus Ostindien geschrieben worden, stellt aber unter einer sinnreichen Fabel die Zeiten der seeligen Reformation vor: und weil er darinn der Protestantischen Kirche unstreitig den Vorzug giebt; so ist er meines Erachtens unter die Zeugen der Wahrheit zu rechnen. Der Brief lautet so.

Auszug eines Briefes aus Batavia in Ostindien vom 27 Nov. 1684, wie selbiger in einem Schreiben des Hrn. von Fontenelle an den Hrn. Basnage zu Rotterdam abgelassen, befindlich gewesen.

Sie wissen, mein Herr, daß in der benachbarten Insel Borneo nur die Weiber zur Krone kommen können. Die Einwohner derselben wollen durchaus Regenten haben, die wahrhaftig aus Königlichem Geblüte entsprossen sind, und haben dabey eine so üble Meinung von der ehelichen Treue des Frauenzimmers, daß sie allezeit eine Königin haben müssen; als der ihre Kinder unwidersprechlich zugehören: Und mehrerer Sicherheit halber, müssen die grossen des Reichs allezeit zugegen seyn, wenn dieselben entbunden werden. Vor einigen Jahren starb die Königin Mliso, und ihre Prinzessin Nreo folgte ihr nach, ward auch in allen Landschaften ohne Schwierigkeit angenommen. Der Anfang ihrer Regierung gefiel ihren Unterthanen noch so ziemlich: aber die Neuerungen, so sie allmählig einführte, machten das Volk mißvergnügt. Nreo wollte daß alle ihre Bediente verschnittene seyn sollten: Ein sehr hartes Gesetz, welches zeither noch keinem war auferleget worden! Indessen aber ließ sie selbige doch nur auf eine gewisse Art verstümmeln, dabey die Ehänner noch Ursachen genug behielten sich über dieselben zu beschweren.

Es ist daselbst gewöhnlich, daß die Königinnen an gewissen Fest-Tagen ihren Unterthanen Gastereyen anstellen. Nreo aber entzog ihnen die Helffte von dem, so die vorigen Königinnen gegeben hatten. Das Brodt war überdas in der ganzen Insel entsetzlich theuer, und man wußte nicht wo es geblieben seyn müste, auffer daß gewisse Schwarzkünstler, die sie in Gold hatte, dasselbe durch ihre Beschwerden vernichten mußten. Noch weit mehr beschwehrte man sich über gewisse neugebauete Gefängnisse, in welche sie die Verbrecher warf; daraus sie aber vor Geld loß gelassen wurden, welches denn ihren Schatz augenscheinlich bereicherte. Nichts verdross indessen die Einwohner von Borneo mehr, als der Saal der Leichnamme, der in dem Pallaste der Königin befindlich war: Wiewohl eigentlich davon zu reden, dieses den Unterthanen eben kein wirkliches Ubel verursachte. Sie ließ die Körper ihrer Lieblinge sobald sie starben, einbalsamiren. Man pflanzte sie mit grossen Ceremonien in diesen Saal, und ehe man in der Nreo Zimmer kommen konnte, mußte man vor denselben seine Reverenz machen. Es gab aber sehr unbändige und zur Freyheit geneigte Gemüther daselbst, so sich zu dem allen nicht entschliessen konnten.

In dieser Verfassung stunden die Einwohner der Insel, als sich eine neue Königin hervor fand, die sich gleichfalls vor eine Prinzessin der Mliso ausgab, und die Nreo vom Throne stürzen wollte. Diese machte den Anfang mit Abschaffung aller Neuerungen, darüber man sich beschwerete. Sie litte keine Verschnittene um sich, keine Zauberer die das Brodt theuer machten, keinen Saal vor die Körper, keine Gefängnisse, auffer nach
alter

alter Art, keine unvollkommene Gastmahl. Ich hätte bald vergessen ihnen zu berichten, daß die Vorneer davor halten, die rechtmäßigen Kinder müßten ihren Eltern ähnlich seyn. Renegu, so nannte sich die neue Regentin, war der seel. Königin Mliseo vollkommen ähnlich, an statt daß Nreo fast nicht die geringste Spur von ihr hatte. Ja man hatte angemerckt, daß Nreo sich nicht gern öffentlich sehen ließ, wie denn auch die Rede gieng, daß sie die Bilder von der Mliseo soviel ihr möglich war zu verbergen suchte. Renegu hergegen brachte dieselben mit aller Gewalt hervor, und machte sehr viel Wercks aus ihrer Aehnlichkeit mit denselben.

Nreo hatte indessen einen grossen Vorzug von ihrer Seite. Denn es war ausgemacht daß sie von der Mliseo geböhren wäre; zum wenigsten im Absehen auf den Bericht der Herren die dabey gewesen seyn sollten: Die Geburt der Renegu aber hatten sie nicht gesehen. Es ist wahr, Renegu gab vor, sie wären bestochen worden, welches aber nicht sehr wahrscheinlich war. Sie erzählte auch eine Historie von ihrer Geburt, nach welcher sie sich vor eine rechte Tochter der Mliseo ausgab: Das war aber eine fast ungläubliche Geschichte, und kam bald so heraus als die Erzählung vom H. Veran, davon man in unserm Europa so viel geredet hat. Indessen hat der Streit der beyden Königinnen die ganze Insel getheilet, und an allen Enden Krieg erregt. Einige streiten vor die Aehnlichkeit, wieder die gewisse Geburt: Die andern haltens mit der Geburt, wieder die Aehnlichkeit. Man hat unter einander sehr blutige Kriege geführt, und keine Parthey hat die andre überwälzigen können. Man glaubt indessen Nreo werde die Oberhand bekommen.

Nicht längst hatte sie einen Theil von den Völkern der Renegu, in sehr gefährlichen Orten überrumpelt, und sich den Eyd der Treue schweren lassen. Ist ihre Parthey dadurch nicht sonderlich verstärket worden, weil diese Soldaten nicht gar zu gerne unter ihrer Fahne streiten: so ist zum wenigsten die Gegen-Parthey dadurch geschwächet worden. Künftiges Jahr will ich ihnen den Verfolg dieses Krieges berichten; weil Sie nehmlich ein so grosser Liebhaber der Historie sind, daß sie nicht einmahl die Geschichte barbarischer Länder verabsäumen, wo so seltsame Sitten und Gewohnheiten im Schwange gehen.

Um diese Fabel einem jeden verständlich zu machen, so ist zu wissen daß der Name Mliseo durch Versetzung der Buchstaben Solime; Nreo Kom; und Renegu Geneve heißt, davon jenes die Jüdische, das andre die Catholische, und dieses die Protestantische Kirche bedeutet. Die Verschnittenen sind die Mönche; die Herrenmeister die Mess-Pfaffen; die Vernichtung des Brodts ist die wesentliche Verwandlung im Abendmahl. Die Gefängnisse bedeuten das Fegefeuer, die balsamirten Körper die Bilder und Gebeine der Heiligen. Die Zeugen, so bey der Geburt gewesen, bedeuten die Tradition; Die Gemählde der verstorbenen Königin die Schrift. Endlich die Völker, so von Nreo gezwungen worden, den Eyd der Treue zu schweren, bedeuten die Verfolgungen der Reformirten in Frankreich u. s. w. Mehr darf ich nicht hinzusetzen; Den übrigen Platz mag folgende Antwort anfüllen, so ich aus Constantinopel erhalten habe.

So Gott der Höchste will, gelange dieses Schreiben an die Gegenwart des vortrefflichen und glänzenden Lehres der Wissenschaften, der Trone der Poeten, und des Edelgesteins der Beredsamkeit, der da ist einer der vornehmsten Gelehrten welche sich in das grosse Meer der Gelehrsamkeit untertauchen, und in der größten Eingezogenheit leben.

Nach:

Nachdem Eure geehrte Schrift in meine Hände gegeben, und von mir gelesen worden: So habe mich verwundert über Euer Begehren. Die Kunst zu drucken die Bücher, so, daß sie scheinen als wenn sie geschrieben wären, kommt mir vor, als eine Sache die nicht möglich ist. Denn wenn es möglich wäre, hätten wir Muselmänner schon längst diesen Weg erwählt zur Ausstreuung der Gelehrsamkeit. Aber zürnet nicht über mich, daß ich mich nicht entschliessen kan, die Bücher-Druckerey zu billigen. Ich will Euch zeigen den Schaden, den diese neue Erfindung in Euren Landen verursacht hat. Ist es nicht wahr? da Euren Vorfahren diese Neuigkeit noch unbekannt gewesen, war die größte Ruhe und Einigkeit in der Religion, war die größte Sicherheit und Schutz in den Reichen und Ländern, war der größte Ruhm der Priester, und hohe Verehrung der Juristen, ja die größte Belohnung aller Gelehrten. Wendet eure Augen zurück in die alten Zeiten, und stellet eine Vergleichung derselben an mit Eurem jetzigen Zustande. Ihr werdet bekennen, daß es bey euch viel schlimmer ist, als nach dem vorigen Zustande. Eure Priester werden gering geschätzt, wie ich von den Kauffleuten aus eurem Lande vernommen habe; Eure Gelehrten werden jetzt weniger estimirt, als Kauffleute und Soldaten; Eure Gelehrten müssen zum Theil betteln gehen. Was ist die Ursache? Eure Bücher-Druckerey. Sehet dargegen unsere Gelehrten an; Wenn ein Gelehrter bey uns ein Buch zierlich abschreibt, grossen Rand darbey leer läßt, ansehnliche und schöne deutliche Schrift braucht, fein genugsamen Raum zwischen jeden Zeilen und Versiculn läßt, und es einem vornehmen geehrten oder reichen Mann verkauft, werden ihm dafür ein, zwey, drey, bis fünf hundert, ja bisweilen auch tausend Löwenthaler baar ausgezahlt. Das macht unsern Gelehrten einen Muth, noch mehr Bücher zu machen, und sich auf solche Art zu erhehren; da sammeln sie Geld genug, und hinterlassen ihren Kindern viel Reichthum. Wir sind noch das eigentliche Volk des Geschmacks von dem Werth und Kostbarkeit gelehrter Leute. Wie längst wäre unsere Muselmännische Lehre untergegangen, wenn wir, gleichwie eure Vorfahren, die Druckerey der Bücher angenommen hätten. Niemand darff sich jetzt erkühnen, uns in der Religion zu widersprechen. Insonderheit sind wir auch begabt mit dem Geschmack der Zierlichkeit und köstlichen Materie der Schrift und Bücher, welche durch eure Bücher-Druckerey nur befudelt werden, indem eure gedruckte Bücher gegen unsere geschriebene Bücher öftters aussehen wie ein schlechtes und schwarz - bestäubtes Zimmer eines armen Mannes gegen das mit schönen Persischen Teppichen, und Eschinischen Gemahlden gezierte Zimmer einer Sonne der Schönheit, nemlich einer schönen Jungfrau, die als ein Mond des Glances in dem Firmament ihres erleuchteten Zimmers einen lieblichen Schein von sich giebt. Die Sache selbst bezeugt es. Seht unsere Türkische und Arabische geschriebene Bücher an, wie sie ganz andere Gestalt haben, als eure gedruckten Bücher. Und wie viel tausend Gelehrten würden dadurch arm werden, wenn wir ihnen den Gewinn vom Bücherschreiben entzögen; denn das ist ihr gewisses und bestes Theil, davon sie sich erhehren können, und darbey allezeit ihren Werth bey den Ungelehrten sowohl, als bey andern Gelehrten behalten. Demnach gönnet doch unsern Gelehrten ihre gute Zeit, und den fröhlichen Zustand, darinnen sie bisher unter uns gelebet, so lange wir keine Kunst gewußt die Bücher zu drucken. Mich jammert eurer Gelehrten, daß sie bey der grossen Menge Bücher die bey euch gefunden werden, keine große Ehre erlangen, und darbey Hungers zu sterben genöthiget werden. Schaffet lieber die Bücher-Druckerey auch bey euch ab, so wird es für euch und eure Gelehrten besser seyn. Hiermit genug. Ubrigens wünsche Euch Gottes Segen und Barmherzigkeit.

Geschrieben in der von Gott bewahrten und festen
Kaiserl. Residenz-Stadt Istamböl oder Kostan-
tinije. Im Jahr nach der Flucht unsers Propheten
1140. im Herbst-Monath.

Euer dienstwilliger Freund
Abdallah-Mohammed, al - Hhanefi
Musti im Reich der Muselmänner.

Der
Biedermann.

145

Sieben und Achtzigstes Blatt 1729. den 3 Januarii.

I V V E N A L I S.

Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano;
Fortem posce animum, & mortis terrore carentem;
Qui spatium vitæ extremum inter munera ponat
Naturæ; qui ferre queat quoscunque labores;
Nesciat irasci, cupiat nihil.

As neue Jahr erinnert mich meiner Pflicht, nach der ich mich verbunden achte, meinen werthesten Lesern ein Zeichen meiner guten Neigung gegen sie auf eine vernünftige Art an den Tag zu legen. Bin ich gleich in allen meinen Blättern bemüht solches zu thun; so erfordern doch besondre Umstände auch was besonders darinnen. In wie weit man aber solches durch einen Wunsch zu thun befugt sey; das habe ich bereits vor einem Jahre, mit zulänglicher Deutlichkeit erklärt. Ich darf also meine damahlige Wunsch-Formel nur wiederholen; und die Erfüllung derselben von dem allergütigsten Monarchen, dessen Unterthanen wir alle sind, mit der vollkommensten Zuversicht hoffen. Also versichere ich denn alle meine Götter, Freunde und Feinde, Bekannte und Unbekannte, Gegenwärtige und Abwesende, Alte und Junge, wes Standes und Geschlechts sie seyn mögen, daß ich ihnen alle das Gute von Herzens-Grund gönne und ungeheuchelt anwünsche, so ihnen die göttliche Weisheit zu geben von Ewigkeit her vor gut befunden und beschlossen hat.

Wenn es ihnen allen im folgenden Jahre wohl gehen wird, wenn sie von einer Vollkommenheit zur andern gelangen, und also täglich ja stündlich ein neues Vergnügen genießen werden: so wird mir solches eine aufrichtige Freude verursachen, und ich werde mich an ihrem glücklichen Zustande nicht weniger belustigen als über den meinigen. Wird es ihnen aber auch zuweilen übel gehen, wenn sie sich nehmlich durch böse Handlungen mancherley Unlust erwecken werden; welches denn bey vielen nicht ausbleiben wird: So werde ich allezeit ein ungeheucheltes Mitleiden mit ihnen haben. Ich werde sie bedauern, daß sie nicht Verstand und Tugend genug gehabt ihrem Verderben zuvorzukommen: doch ohne wieder die göttliche Regierung beschwern zu murren; als welche ganz gerecht ist, und einem jeden wiederfahren läßt was er verdienet. Über Unglücks-Fälle, die nicht natürliche Folgen aus ihren guten oder bösen Thaten sind, werde ich ebenfalls ein Mitleiden bezeigen; in so weit nehmlich dieselben ihnen schmerzlich fallen: In so weit sie aber von der weisen Vorsehung zu ihrem Besten bestimmt sind, und den abgezielten Zweck bey Guten und Bösen erreichen werden: will ich mich aus redlicher Absicht erfreuen; damit ich nicht Gottes wunderliche Wege meistere, worauf er auch das Böse zum Guten dienen läßt, und aus dem Gifte Arzneyen bereitet. Dieß ist nun meine ganze Erklärung, die man sich anstatt

eines Wunsches dienen lassen, und meiner Aufrichtigkeit dabei völlig versichert leben kan.

Als ich vor einem Jahre dergleichen Glück - Wünsche rechtfertigte, und die gewöhnliche Art derselben in etwas auf die Probe stellte; haben viele sich noch nicht recht darinn finden können. Sie haben den Wünschen ich weiß nicht was vor eine verborgene Kraft zueignen wollen, dem Menschen das Gute so sie ihm gönnen, zuwege zu bringen. So viel mir aber davon zu Ohren gekommen, haben sie nichts erhebliches darwieder einzuwenden gehabt. Sie habens zugeben müssen, daß unser Glück und Unglück von Gott komme. Sie haben gestanden, daß Gott seine Gaben nach seiner Güte, Weisheit und Gerechtigkeit austheile; nicht aber nach dem Eigensinne der Menschen, die einander bald gar zu viel Gutes, bald gar zu viel Böses gönnen und wünschen. Gleichwohl aber haben sie davor gehalten, das hiesse dem andern nichts gewünschet, wenn man ihm nur so viel anwünschte, als Gott ihm ohne dem schon zu geben beschloffen hätte; und haben also stillschweigends verlangt, daß man ihnen etwas mehrers wünschen solle, als Gott ihnen zugebacht: das heißt, Dinge, so ihnen entweder schädlich, oder doch unnütze seyn würden; oder aber zum wenigsten in der von Gott beliebten Ordnung aller Dinge ihnen unmöglich zu Theil werden könnten. Ich bleibe also bey meiner Art, und verlange von niemanden andre Wünsche, als von der erklärten Gattung: bin auch versichert, daß mir die von Gott bestimmte Glückseligkeit in dieser und jener Welt unfehlbar zu theil werden wird; die ganze Welt mag mir gönnen und wünschen so viel und so wenig als sie will. Und wenn ich es gern sehe daß mir andre Gutes wünschen; so geschiehts nicht deswegen, weil ich glaubte, daß ein Wunsch, als ein Wunsch, mir das angewünschte Gute zuwege bringen würde: Sondern weil er mir ein Zeugniß von dem Wohlwollen dessen ablegt, der sich so bereit bezeuget an meinem künftigen Wohlergehen Theil zu nehmen.

Ein einziges nur haben einige Liebhaber von Folgerungen aus meinen Grundsätzen herleiten wollen, um dadurch meine Meynung, wo nicht zu wiederlegen, doch zum wenigsten verhaßt zu machen. Hülffe kein Wünschen was; haben sie gesprochen: so würde auch das Gebet nichts helfen. Denn nach ihrer Meynung ließe beydes auf eines hinaus. Allein vors erste mercke ich an, daß ein Satz der auf unumstößliche Gründe gebauet ist, dergleichen hier die göttlichen Eigenschaften und die Naturen der Dinge sind; unmöglich durch eine daraus hergeleitete Folgerung umgestossen werden könne. Aus der gesunden Vernunft ist dieses bekannt; und kan an tausend Exempeln gewiesen werden. J. E. wir behaupten mit völligem Grunde, daß die Sinne des Menschen, wenn sie in gutem Stande sind, und in Entscheidung einer Frage von empfindlichen Dingen, etliche davon übereinstimmen, ein untrügliches Zeugniß ablegen, und also völligen Glauben verdienen. Wir erweisen solches daher: weil Gott sonst ein Urheber des Irrthums seyn müste, indem er uns auf eine unvermeidliche Art gezwungen, das wahre vor falsch und das falsche vor wahr zu halten. Hätte uns Gott etwa solche Augen und Hände gegeben, daß uns ein an sich eckiger Körper allezeit rund vor Augen schwebte und ganz kugelrund anzufühlen wäre: So könnte er es unmöglich von uns fordern, einen solchen Körper vor eckigt zu halten. Und weil alle unsere Erkenntniß von den Sinnen anfängt, so würde in Wahrheit alle Gewißheit unsrer Erkenntniß wegfallen, wenn die Gewißheit der sinnlichen Empfindungen ganz wegfiel. Gesetzt nun daß ich diesen Satz unter Römischgesinnten behauptete, und man mir den

Einwurf machte; Wenn das wäre; so müste keine Transsubstantiation, oder Verwandlung der Körper im H. Abendmahle statt finden: Würde nun diese aus meinem Satze gemachte Folgerung denselben wohl umstossen? Würde wohl eine solche Consequenz, die nach der Meynung einer grossen Secte ungereimt ist, eine wohl erwiesene Wahrheit zum Irrthume machen können? Ein jeder von uns Evangelischen würde gewiß darüber lachen, da wir ohne dem wohl wissen, daß keine wesentliche Verwandlung des Brodtes in Fleisch, und des Weines in Blut im H. Sacramente geglaubet werden dürfe.

Zum andern wird sichs fragen, obs denn aus meiner Lehre vom Wünschen auch in der That folge, daß das Gebet überhaupt unnütze sey? Ich leugne solches, und erkläre mich folgender massen. Das Gebet ist sowohl als die Wünsche zweyerley: nemlich entweder vernünftig oder unvernünftig. Wie ich nun nicht die vernünftigen, sondern nur die thörichten Wünsche verwerfe: so folgt auch nichts mehr daraus, als daß das unvernünftige Gebet vergebens, unnützlich und also verwerflich sey. Unvernünftig aber nenne ich alles Gebet, was (1) unmögliche Dinge von Gott fordert. Wenn ich Gott bitten wollte, daß er mich unsichtbar machen, oder daß ich an zweyen Orten zugleich seyn, oder von einer Stelle zur andern kommen möchte, ohne durch die zwischenliegenden Dexter zu gehen: So würde mich wohl ein jeder vor einen Thoren halten, und mein Gebet vor unnütze erklären. Und so beten gleichwohl oftmahls die Menschen. Fordern sie von Gott nicht eben so schlechterdings unmögliche Sachen; so beten sie doch um Dinge, die nach der von dem Allerweifesten einmahl beliebten Ordnung der Natur nicht möglich sind. Gott soll oft zweyen Seefahrenden zugleich Gehör geben, die auf demselben Wasser und zu einer Zeit theils um Ost, theils um West-Wind bitten. Zwey Ackerleute, davon des einen Feld hoch, des andern Acker tief gelegen ist, bitten zugleich um Regen und Sonnenschein. Hundert Leute so in eine Lotterie legen, bitten um ansehnliche Gewinnste; doch kan nur eine sehr kleine Zahl merklich dadurch gebessert werden. Tausend andre Gelegenheiten da man unmögliche Dinge von Gott bittet, will ich izo der Kürze halber verschweigen. Was ist nun gottloses daran, wenn ich sage, daß ein so thörichtes Gebet vergebens sey?

Ferner (2) ist ein Gebet unvernünftig, wenn ein Mensch schädliche Dinge von Gott bittet. Das wird ja niemand thun: sollte man denken. Allein nichts ist bey der Schwäche unsers Verstandes gewöhnlicher, als das. Es hat schon vor mehr als anderthalb tausend Jahren ein Römischer Poet Juvenal, diese Anmerkung aus den noch viel ältern Weltweisen werthgeachtet, seine X. Satyre vom thörichtem Gebete der Menschen damit anzufangen. Es heißt ohngefähr so. „In aller Welt, von einem Ende der Erden biß zum andern, können sehr wenige Menschen, die wahren Güter von den falschen unterscheiden; und den „Nebel der Irrthümer bey Seite schaffen. Denn was pflegen wir wohl mit Vernunft „und genugsamem Grunde zu scheuen oder zu verlangen? „ Die Erfahrung lehrt uns auch eben das. Wie mancher Vater bittet Gott um einen Sohn, und wenn er ihn hat, erlebt er lauter Herzeleid an ihm. Wie manche Mutter, deren Töchterchen an den Kinder-Pocken lieget, bittet Gott, daß die Schönheit desselben nicht verlohren gehen möge. Es geschieht was sie begehret: und siehe die Tochter wird eine Schande ihres Geschlechts und ein Fallstrick unzähliger leichtsinniger Gemüther. Wie mancher bittet Gott um grosses Ansehen in der Welt? Er gelangt auch wirklich dazu: aber er wird ein Sejanus, oder Nuffinus,
die

die nur deswegen so hoch gestiegen, daß sie desto tiefer fallen könnten. Wie mancher bittet Reichthum von Gott. Es geschieht ihm ein Genügen: aber sein Geld macht ihn zum Narren wie Nabal war, und er wird durch seinen Geiz der unglücklichste Mensch auf der Welt. Wie mancher Sohn bittet Gott um den Todt seiner Eltern; Er erfolgt: aber zum gewissen Verderben dieses thörichten Veters, der nach verlohener Aufsicht seinen Lüsten den Zügel schießen läßt und sich bey Zeiten ins Unglück stürzet. Und wer will alle die Fälle erzehlen, da die Menschen sich schädliche Dinge von Gott erbitten. Sollte nun solch ein Gebet nicht thöricht seyn, und wäre es nicht besser dasselbe zu unterlassen? Vergeblich ist es ohne dem, wenn Gott nicht aus besondern Gerichten dasselbe erfüllet. Denn da wir den Kindern gleich sind, die sich scharfe Messer und brennende Lichter ausbitten; so thut Gottes Güte mehrentheils wie ein kluger Vater, und läßt uns die Antwort werden: Ihr wisset nicht was ihr bittet.

Zum dritten ist alle das Gebet unvernünftig, womit man unbillige Dinge von Gott bittet. Nichts ist indessen gemeiner als dieses. Ein Rachgieriger bittet um das Leben seiner Feinde; Ein Zäncker um ein gutes Urtheil vor Gerichte, wenn er gleich unrecht hat; Ein Seeräuber um reiche Beute; Ein Kaufmann auf Messen und Märkten um grossen Verdienst, der doch nicht anders erfolgen kan, als wenn alle Käufer seiner Gattung von Waaren, zu ihm kommen, daß also sein Professions-Verwandter gar nichts verdient. Ja an gewissen Orten die am See-Ufer liegen, wo die Seefahrenden oft Schiffbruch leiden, so, daß ihre Waaren ein Raub der Einwohner des nechsten Landes werden, soll man wohl gar auf der Kanzel Gott anrufen, daß er den Strand segnen solle. Sind das nun nicht unbillige Gebete? Sind solche Bitten nicht thöricht? Ist es nicht unvernünftig, Gott den allgerichtigsten Herrn seiner Geschöpfe um Dinge anzurufen, die er unmöglich erhören kan? Und sollte man nicht mit Recht sagen, daß solche Väter auch vergeblich zu Gott rufen und keine Erhörung zu erwarten haben?

Man ziehe aber alle diese drey Gattungen thörichter Gebete von dem grossen Haufen desjenigen ab, was die Menschen täglich von Gott bitten: So wird in Wahrheit nicht viel übrig bleiben. Wie fein lehren nicht derowegen unsre Gottesgelehrten, daß man um zeitliche Dinge allezeit mit dem Bedinge bitten solle: dafern nehmlich dieselben uns zuträglich und dem göttlichen Willen gemäß sind! Was heißt das aber anders, als sich der göttlichen Vorsehung lediglich überlassen, und sich gegen dieselbe erklären, daß man ihr nichts vorschreiben, sondern alles annehmen wolle, was ihr weiser Rathschluß uns von Ewigkeit her zugebacht, und zu geben beschlossen hat?

Was wollen wir uns nun doch wieder Gott erheben
 Und seiner weisen Macht Befehl und Ordnung geben?
 Was kümmern wir uns dann? Was klagen wir denn viel?
 Weil Gott das höchste Gut es also haben will:
 Was heisset trotzig seyn und mit dem Himmel streiten,
 Wie Nimas und sein Volck gethan vor alten Zeiten,
 Wenn dieses nicht so heißt? Es hilft doch kein Verdruß,
 Am besten, gerne thun; Denn wer nicht will der muß.

Der

Biedermann.

149

Acht und Achtzigstes Blatt 1729. den 10. Januarii.

J V V E N A L I S.

Sic natura jubet: velocius & citius nos
Corrumpunt vitiorum exempla domestica.

Selgendem Schreiben habe ich seines nützlichen Inhaltes und der schönen Schreibart halber einen Platz in meinen Blättern nicht versagen können; obwohl ich der Lobsprüche gegen mich lieber wäre entübriget gewesen.

Hochgeehrtester Herr Biedermann!

Alle Eigenschaften, welche das alte Latien von einem redlichen Manne (bono viro) forderte, suchet man bey einem Biedermanne. Dieser Ehon ist zwar unsern Zeiten fast unbekannt. Als Ihr eure vernünftigen Betrachtungen zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit den Lehrbegierigen zu erst in die Hände liefertet; Zitterte die Unwissenheit bey diesem ungewohnten Schalle. Sie besorgte, es möchte eine cabbalistische Beschwörung seyn, und hielt es fast vor ein bezauberndes Wort; welches entweder aus dem Gedichte der Söhne des Autolykus womit sie das hervorströmende Geblüt des verletzten Ulysses gestillet, oder aus denen Zauber-Liedern der Massylischen Priesterin entlehnet worden, durch deren Krafft die Flüße stehen, die Gestirne zurückweichen, Gespenster und Nacht-Geister erscheinen sollten. Ich selbst hörte von einem Jüdischen Christen, daß das Wort Biedermann nach denen himmlischen Sätzen der geheimen Cabbala aus dem ersten Worte der heiligen Schrift könnte hergeleitet werden; weil nemlich im Anfang alles bieder, gut und vollkommen war. Und ich glaube gänzlich, daß man Euch vor einen Hexenmeister ausgeschrieen, wo ihr nicht durch einen gründlichen Unterricht diesem Ubel vorgebauet. Denn wer nur einen fremden Nahmen führet, oder einige unverständliche Worte im Barte murmelt, muß bey uns ein Teufelsbanner seyn. Man wundere sich aber nicht, daß dieses Wort unsern Zeiten so ungewöhnlich ist. Man hat nicht nöthig, durch Zeichen der Einbildungs-Krafft zu Hülfe zu kommen, wenn keine Sache vorhanden ist, die man damit abbildet. Die wahrhaften Biederleute haben sich fast aus unsern Tagen verlohren. Nur eine bloße Möglichkeit scheint in den meisten Orten Deutschlands davon übrig zu seyn. Was hat man daher nöthig, mit dem leeren Worte das Gedächtniß zu beschweren? Habt Ihr aber Ursachen gehabt, Euch diesen Nahmen öffentlich beizulegen; so habe ich keine zureichende Gründe zu zweifeln, ob in Eurer Person ein Biedermann anzutreffen sey. Ich finde in Euren Blättern einen reinen Eifer vor die Tugend. Eine vernünftige Regung, die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts zu befördern, blicket aus allen Stellen hervor. Beydes aber leitet ein durchdringender Verstand. Und da dieses alles mich überführet, daß unter andern Tugenden Euch auch die Leutfeligkeit eigen seyn müsse, so trage ich kein Bedencken, Euch gegenwärtige Zeilen zu überschicken. Sie sind längst verfertigt gewesen. Ob sie aber würdig

P p

sind

sind in Eurer Sitten-Lehre eine Stelle zu erhalten, überlasse ich Eurem Urtheile. Ich über- sende Euch nachfolgende Gedanken, wie meine Seele sie damahls hervor gebracht, als mich Euer 59 Stück dazu veranlassete. Ihr habt darinnen die Vorzüge eines Unverehlichten vor einem Vereibten gezeigt. Ihr habt durch Gründe zu erweisen gesucht, daß man im eh- losen Stande weit ungehinderter sein Bestes suchen könne, als wenn man sich mit einer Ge- hülfin versehen. Ich habe selbst oft die Thorheit der Menschen bewundert, und der Sterb- lichen Einfalt bedauert, daß sie durch einen unbedachtsamen Vortrag ihre ganze Lebens- Za- ge elend machen. Man siehet leicht, daß ich dieses nur von solchen Verbindungen verstehe, welche unvorsichtig unternommen, und aus eiteln Absichten geschlossen werden: wo laster- hafte Gemüths - Bewegungen die Gründe sind, warum man sich in einen solchen Stand begiebet. Denn von solchen Ehen, welche die Tugend stiftet, wo eine Gleichförmigkeit der Gemüther zwey Personen trauet, bin ich ganz anderer Meynung, als mein Hr. Biedermann. Vielleicht finde ich Gelegenheit solches zu anderer Zeit wieder Euch zu behaupten. Ist ge- dencke nur, daß ich bey Eurer Abhandlung auf die Betrachtung gefallen, woher es doch komme, daß bey uns so wenige die Gabe der Keuschheit besitzen, die meisten aber zur unrei- nen Lust geneigt sind. Bey reifer Überlegung fand ich viele giftige Quellen, daraus dieser schädliche Strom seinen Ursprung nimmt, welcher unsre Grenzen überschwemmet. Der Raum ist zu enge, als daß er meine Gedanken fassen könnte. Ich will ich also nur eines einzigen und nach meiner Einsicht des vornehmsten gedencken.

Man hat recht, wenn man eine unvernünftige Auferziehung vor die unseelige Mutter aller Unart erkennt. Ich nenne sie mit Bedacht eine Mutter. Denn diese trägt zwar nichts zu des Menschen Wesen bey: doch nähret sie die Frucht, und bringet sie vollkornen zur Welt, da solche vorher ein unförmlicher Wurm, und unvollkommenes Geschöpfe war. So mag gleichfals die Auferziehung nicht vor die innere Ursache der Laster angegeben werden. Der Saamen alles Bösen liegt in uns selbst. Der Mangel einer richtigen Erkenntniß vom Gu- ten und Bösen, die engen Schranken unseres Verstandes können solche Ungeheuer hervor- bringen. Nimmermehr aber würden sie so häufig zur Wirklichkeit gelangen, wenn nicht eine sorglose Auferziehung den Saamen erweckte, und eine verdamnte Nachlässigkeit das Unkraut hervorsprossen ließe. Die Geilheit oder eine unordentliche Begierde zum Beyschlaf, dadurch man bloß eine nichtige Lust zu empfinden trachtet, ist eine gebrechliche Frucht dieser armseligen Gebährerin. Denn kaum wird izo ein Kind gebohren; so übergiebet man es einfältigen Weibs-Personen, und lasterhaften Wärterinnen. So bald ein Neugebohrner anfähet die Welt sich klarer vorzustellen; so bald empfindet er Reizungen zur sündlichen Wollust. Giebt er durch Weinen die Empfindung eines Schmerzens zu verstehen; so soll ein unzüchtiges Geplärre solchen lindern. Soll er schlafen oder sonst etwas vornehmen, da muß eine verliebte Grille hergetrillert werden. Dieses ist so gemein, daß man auch bey Auf- nehmung solcher Personen sorgfältig forschet, ob sie sich in dieser Kunst geübet. Daher be- mühen sie sich auch eifrigst diese vortreffliche Eigenschaft zu erlangen. Haben sie im Hau- se keine Anleitung, so laufen sie in die Vor-Stadt und lassen sich solche lehren. Und da kan nichts anständigers gefunden werden, als die unanständigsten Zoten-Reime. Die üppig- sten Reden werden von jenen alten Jungfern gehört, welche die Unzucht zu Amén gemacht. Kein Possen ist so unflätig, keine Ausdrückung so unverschämt, daß sie nicht stündlich von der geilen

geilen Zunge sollten hervor gestossen werden. Aller Rebens-Arten der unzüchtig-Verliebten, welche sie ehmahls von ihrem Buhlen gehört, bedienet sie sich gegen diejenigen, so anfangen Menschen zu werden. Die verliebten Grillen, denen eine solche Person bisher nachgehangen, stecken ihr noch immer im Kopfe. Weil aber der brünstige Hans sie verläßt, da sie die Ehe forderte, so schüttet sie ihre sehnsuchtsvolle Klagen vor einem unwissenden Kinde aus, und will dasselbe gleichsam unterrichten, wie es instünftige besser, als sie, das Geliebte ins Garn locken, und darinnen fangen könne. Man bringet die vergällten Schmeicheleyen mit eben den Mienen vor, als bey dem Ammen-Macher. Man machet die geilsten Stellungen des Leibes. Alle Bewegungen der Glieder zeugen von ihrer unreinen Seele. Man muß erstaunen, was solche Säug-Ammen öfters vor abscheuliche Handlungen vornehmen, entweder aus Bosheit oder Einfalt, und das vor den Augen zarter Kinder. Unvernünftige Eltern! die ihre geliebte Frucht der Aufsicht solcher Leute anvertrauen. Bejammernswürdige Kinder, die solche Pflege haben! Wer die Natur des Leibes versteht, wird wissen, was die Speise, die von solchen Brüsten kommt, vor Bewegungen verursacht. Wer die Gemüther der Menschen kennet, ist überführt, was die ersten Vorstellungen vor einen Eindruck machen. Man spricht zwar insgemein: Es sind Kinder, sie verstehens nicht. Ich würde es einen dummen Einfall nennen, wenn ich nicht wüßte, daß dieser Gedanke auch von unzehlichen geheget wird, welche sich weise zu seyn düncken. Eben deswegen weil sie es nicht verstehen, das ist nicht erkennen, daß solche Thaten böse sind, sollte man behutsamer mit ihnen umgehen. Neugebrannter Zunder fänget an besten, und Neugebohrne sind am geschicktesten alles anzunehmen, was ihnen vorkommt. Ihre Seele erwachet gleichsam aus einem tiefen Schlafe. Sie weiß selbst nicht, wie ihr geschieht. Sie empfindet was neues und ungewöhnliches: Daher ergreift sie alles mit der heftigsten Begierde. Ob sie gleich die Worte nicht fasset; so wird ihr doch durch Beispiele die Sache beygebracht. Exempel haben sonst in Erlernung einer Sache die stärkste Krafft, sagt Columella. Eine sinnliche Empfindung bringet Erwachsene weiter, als die nachdrücklichste Vorstellung: wie vielmehr diejenigen, welche noch nicht den Gebrauch der Vernunft haben? Die Natur hat ihnen zwar ein Vermögen etwas zu erkennen gegeben; die Erkenntniß selbst aber muß vermittelst der Sinnen erlanget werden. Was diese berührt, müssen Kinder als Wahrheit annehmen; weil das wahre vom falschen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden ihre Kräfte übersteiget. Kommen ihnen demnach solche Sachen vor, die an sich böse sind und vermöge ihres Wesens unfre Unvollkommenheit wirken; so wird die Unschuld wieder ihren Trieb verführet, daß sie als gut verlanget, was ihr doch schädlich ist. Es wäre zu wünschen, daß sich solche Vorurtheile nur über die Kinder-Jahre erstreckten. Alleine richtet sich unsere Seele nach gewissen Regeln, und haben die folgenden Gedanken ihren Grund in den vorhergehenden; so mache man den Schluß, was vor einen Einfluß solche verdammte Anleitung in dem ganzen Leben des Menschen hat. Man könnte alles dieses mit geringer Mühe durch unwidersprechliche Gründe erweisen, wenn es nicht zu weitläufig fiel und alle Eure Leser sich davon überzeugen zu lassen geschickt wären. Die Erfahrung aber selbst bestätiget diese Sätze. Es zeigt gleich die Wirkung von der Ursache. So bald ein Kind die stammende Zunge zu gebrauchen weiß, höret man von ihm die unverschämtesten Reden. An statt, daß man solche an ihnen mit Ernst bestrafen sollte, giebt man ihnen

ihnen Gelegenheit sich darinnen vollkommen zu machen. Wir belustigen uns, wenn sie unzüchtige Dinge vorbringen. Reden, so an denen üppigsten Orten nicht geduldet werden, belohnen wir mit einem lächelnden Kuße. Man hat aber nicht Ursache sich darüber zu verwundern. Wir haben sie ja darinnen unterwiesen. Von uns haben sie es gehöret. Sie sehen unsere Buhlen und Beyschläferinnen. Bey unsern Gastgebothen werden solche üppige Dinge gehöret und gesehen, die ein schamhafter Mund nicht nachsagen darf. Ich rede deswegen mit einem beredten Quintilian weil unsere Sitten hierinnen mit den heydnischen Gebräuchen des alten Roms gänglich überein kommen. Was vor schändliche Zoten hören wir nicht von unsern Kindern? Wie viel unanständige Worte bewundern wir nicht an ihnen? Keuschen Ohren unerträgliche Reden hält man vor ein unbetrügliches Kennzeichen eines aufgeweckten Geistes. Man setzt eine gewisse Belohnung drauf, wenn ein lallender Mund diese oder jene Schand-Rede nachsagen lernet. Ehe ein Kind noch begreifen kan, was lieben heist, legt man ihm eine liebste bey. Man vergnüget sich, wenn das Söhngen so artig seine kleine Schöne bedienet, und einen Kuß auf die ißt noch unschuldigen Lippen drucket. Keine Zeit hält man vor edler zugebracht, als in welcher man beyde von solchen Dingen unterrichtet. Man lehret sie erstlich Hochzeit spielen; hernach nehmen sie die kindischen Eltern bis in die Jünglings-Jahre mit in ihr Schlaf-Gemach, damit sie ja durch Wort und Beyspiel in solchen Sachen mögen unterrichtet, und eine Begierde ihnen nachzuahmen eingepflancket werden. Bey reiferen Jahren läßt man sie in Gesellschaft lasterhafter Buben gehen, welche gleiches Glück der Unterweisung gehabt. Da erzehlet dieser eine lustige Begebenheit, welche sich mit seiner Jungfer-Magd zugetragen. Jener berichtet, was seine unzüchtige Eltern vorgenommen. Ein anderer ziehet einen Liebes-Brief hervor, welchen er seinem schlafenden Hauslehrer weggetragen. Der vierdte weiß einige Schand-Zeilen aus Ovidius Kunst zu lieben herzusagen, welche der Vater mit grüner Dinte unterstrichen, und mit grosser Sorgfalt in unsere Mutter-Sprache übersetzt. Dann belustiget ein anderer die Gesellschaft mit einem verliebten Streiche, den er in einem vergölbeten Roman gelesen, welchen die Mutter im Fenster hat liegen lassen. Hierauf zehlen sie ein ganzes Register von Romanen her, baraus sie sich erbauet. Sie wissen sich groß zu machen, daß sie manche Stunde mit gröstem Vergnügen eine erdichtete Liebes-Geschichte durchgeblättert. Sie zeugen, was vor einen kostbaren Schatz von allerhand ausgefuchten Redens-Arten sie sich gesammelt; wie sie die edlen Blümchen zusammen getragen, die zärtlichsten Ausdrückungen gefast und die verbindlichsten Reden auswendig gelernet, damit sie bey aufstossender Gelegenheit in romantischen Verpflichtungen ihren Geliebtesten, wo nicht zuvor doch gleich kommen möchten. Die Eltern selbst thun ihnen zu Anschaffung solcher Bücher getreulich Vorschub. Denn das liebe Kind soll galant werden. Die Einfalt beredt sich, man könne solches nicht besser lernen, als aus fabelhaften Träumen, darinnen ein verliebter Held vorgestellt wird, dessen rühmlichste That ist, daß er die gefällige Halsstarrigkeit einer Schönen überwunden, und über ein schwaches Werkzeug gesieget, sich aber selbst zum elenden Slaven seiner rasenden Begierden gemacht. Daher muß denen in Gedancken galanten Kindern ein ganzes Bret voll solcher kostbaren Bücher angeschaffet werden.

Der Schluß dieses Schreibens folget über acht Tage.

Der
Bieder mann.

153

Neun und Achtzigstes Blatt 1729. den 17. Januarii

H O R A T I V S.

Motus doceri gaudet Ionicos
Matura virgo, & fingitur artibus
Iam nunc, & incestos amores,
De tenero meditatur ungui.

Er Verfolg des neulich grösten theils mitgetheilten Schreibens lautet
folgendergestalt.

Man empfindet ein grosses Vergnügen, wenn der Augen-Trost eine solche unschätzbare Schrift mit zu Bette nimmt, und sich so lange daraus erbauet, biß er in der späten Nacht, über dem Lesen einschläft, und wohl gar das Bette anzündet. Man läßt ihnen Zeit, daß sie in der Kirche aus solchen Schriften sich erbauen. Eine Junge-Magd trägt manchmahl ein schön verguldetes Buch hinter der Jungfer her. Man glaubet es ist ein geistreiches Gesang- oder Gebeth-Buch. Vergift sie es aber im Stande; so siehet man, daß es Falanders Alcestis ist. Man verwirft nicht mit Vermunfft geschriebene Romane. Aber solche ohne Unterscheid lesen, ist gefährlich, in dieser Absicht thöricht, und an heiligen Stäten ärgerlich. Dahero kommts, daß man die nützlichen Sitten-Lehren darinnen entweder vorbegeheth, oder sie mit verdrüsslichen Augen durchsiehet. Es wird ihnen bange, wenn die Lehre etwas lang ist. Man kehret das erbauliche Blatt um, und suchet das schädliche. Bey diesem stellt man eine lange Betrachtung an. Man bemühet sich alles zu fassen, noch mehr aber in Ausübung zu bringen. Sie lernen die verführerischen Liebes-Zettel so vollkommen nachzumachen, daß man sie vor erfahrne Meister ansehen sollte. Die Fälle, welche ihr Lehrer als möglich erdichtet, bringen sie glücklich zur Wirklichkeit. Von einem der zehen Romanen gelesen, könnte man allezeit den eilften als eine wahrhaftige Geschichte aufsetzen. Sie spielen solche Streiche, daß sie ein vernünftiger Romanist vor widersprechend ansehen, und aus Furcht von Verständigen ausgelacht zu werden, aus seiner Schrift weglassen würde. Um solche aber auszuführen, lassen es die Eltern weder an Geld noch an Gelegenheit mangeln. Ist der Sohn zwölf Jahr alt, so muß er wöchentlich so viel Thaler im Sacke tragen, ohne daß man fraget, wozu er es anwendet. Vor löbliche Thaten den Minder-Jährigen eine Belohnung reichen, sie ermahnen es nützlich anzulegen, genaue Rechenschaft fodern wovon sie es ausgegeben, das ermuntert sie zum Fleiß, lehret sie, daß das Geld müsse sauer erworben werden, und gewöhnet sie an, behutsam damit umzugehen. Aber auf solche Art das Geld derer Unmündigen Gewalt überlassen, heist nichts, als ihnen ein geschicktes Mittel zur Verschwendung und Geilheit an die Hand geben. Hierzu hilft getreulich, der bey uns so beliebte Müßiggang. Dem beschmußten Schilse ist nichts zuträglicheres, als ein sumpfiger Lachen, und der geilen Liebe nichts vortheilhafter als der Müßiggang, wie der hierinnen erfahrne Ovidius angemercket. Zu was vor Arbeit gewöhnet

wöhnet man die Kinder? Nichts thun sind bey vielen die täglichen Geschäfte. Die meisten sehen auf die äusserliche Aufführung. Um die Erleuchtung des Verstandes, um die Besserung des Willens ist man wenig bekümmert. Viele setzen ihren Kindern zwar Lehrer vor, aber ohne Acht zu haben, ob sie diese Vollkommenheiten der Seele besitzen. Die wenigsten von solchen Lehrern wissen, was Verstand und Tugend sey, und sollen doch andere dazu anführen. Dahero nimmt man unnützes Spiel-Werck vor. Läppische Posse sind die heylsamen Lehren, damit man den Unverständigen einen blauen Dunst vor die Augen macht. Was in die Sinne fällt, muß gelehrt heissen. Suchet aber ein Verständiger die Vollkommenheit seiner Untergebenen, ist er bemühet jedes nach seiner Gemüths-Neigung zu lencken, vom Blend-Wercke der Sinnen abzuziehen, und sie zur gründlichen Erkänntniß seiner und anderer Dinge ausser sich anzuführen; so muß er gewärtig seyn, daß man ihn als einen Grillen-Fänger seines Dienstchens erläßt. Man vermeynet, dieses gehöre vor diejenigen, welche im Schul-Staube die Pfennige suchen müssen. Ihren Kindern wird Mercurius die Luidore in Säcken bringen. Alle Menschen verbindet die Natur sich selbst zu erkennen, und nach ihren Gesetzen zu leben. Der Reichste hat die größten Pflichten zu beobachten. Dieses aber erlernt man nicht aus nachlässiger Lesung neuer Zerzungen, vielweniger aus abgeschmackten Brief-Stellern. Weil aber hiedurch das liebe Söhnchen nicht angestrenget wird, weil es bey der faulen Mutter im Müßiggang leben kan; so ist man mit solcher tiefen Einsicht in die Gelehrsamkeit zufrieden. Spielen und schmausfen ergethet die Sinnen; aber die Welt-Weisheit fassen, ist die verdrüßlichste Sache. Zu anderer Arbeit sind die Hände zu zart. Also beflisset man sich gar nichts vorzunehmen. Ist der Tag in einer lustigen Gesellschaft zugebracht; so martert uns eine bange Sorge, wie man Morgen die Zeit verderben wollte. Da aber die menschliche See'e niemahls müßig seyn kan; so gehen ihre Gedanken in richtiger Ordnung fort, wozu von Jugend auf der Grund geleget worden. Keine Geschäfte unterbrechen solche. Man trachtet nur, wie man zeigen möge, daß der Eltern Lehren bey uns nicht ohne Früchte gewesen. Fraget man, warum Augustus des Nachbarn Bett bestiegen; so lautet gleich die Antwort: Er war müßig. Man muß die verdamnte Reizung zur Wollust, die Faulheit fliehen, sagt Horatius, wenn man nicht will in Laster verfallen. Meidet man den Müßiggang, so ist der Bogen der Liebe zerbrochen. Ihre Fackeln sind verächtlich, und ohne Flamme. Ich habe nun die vornehmste Ursache der Geilheit entdeckt, und unsere Auferziehung in etwas, aber noch lange nicht vollkommen abgebildet. Wer aber nur dieses erweget, dem wird es nicht befremden, daß die Keuschheit aus den Grängen Deutschlands gewichen, da sie vorher ihren Sitz darinnen gehabt. Er wird sich vielmehr wundern, daß noch eine richtige Vorstellung des Verstandes und die Betrachtung des vollkommenen Bildes der Tugend einige von der geilen Brunst verwahren könne. Sollte Tacitus aus seinem Aschen-Krüge hervorgehen, und iso unsere Sitten betrachten, er würde einen unendlichen Unterscheid zwischen unsern und jenen alten Zeiten finden. Er würde uns vor Abstammlinge der brünstigen Lateiner halten, und nicht vor Nachkommen der züchtig'n Deutschen. Von unsern Stamm-Eltern berichtet er, daß sie nichts von Reizungen zur Unzucht, nichts von Schmeicheleyen der Wollust, nichts von Liebes-Briefen gewußt. Ein vernünftiger Trieb zur Vermehrung und Erhaltung des menschlichen Geschlechts stellte sich bey ihnen spät ein. Die Zeiten,

ten, da er solches schrieb, sind zwar weit von uns entfernt, aber diese Sitten noch viel weiter. Was bey unsern Vorfahren verhasst war, ist bey uns eine erlaubte Sache. Ihre unschuldigen Sitten heissen wir Thorheit. Was sie aus Antrieb der Natur geflohen; suchet man bey uns unter dem Nahmen der Galanterie. Was den Betagten unter ihnen unbekannt war, wissen unsere unerwachsene Kinder. Woher kommts? Von der Auferziehung. Diese mögte man die vergiftete Circe nennen, welche die keuschen Deutschen in brünstige Thiere verwandelt. Ich bitte Euch dahero, Hochgeehrtester Herr Biedermann, allen Euren Lesern vorzustellen, daß sie doch bey Auferziehung der Kinder bedachtsamer verfahren, und durch eine unvernünftige Affen-Liebe ihre Geburt nicht selbst unglücklich machen mögen. Alle Verständige werden euren Rath betrachten, und zum Vortheil ihrer Kinder anwenden, damit sie nicht die betrübten Früchte einer wollüstigen Lebens-Art am Leibe endlich einernüthen, und mit größtem Jammer erfahren mögen, was ihre Auferziehung vor eine fruchtbare Mutter von allerhand verderblichen Lastern gewesen.

Hagnopolis den 30. Decembr. A. 1728.

Joseph Philo von Lindenhayn.

Ich habe noch nichts gelesen, was von der Auferziehung der Jugend auf eine so gründliche Art gehandelt hätte als dieses treffliche Schreiben. Der Herr Verfasser hat eine so tiefe philosophische Einsicht in das Verderben der Eltern und Kinder darinn erwiesen, daß man sich billig einen ganzen Tractat von ihm wünschen möchte. Er entdecket die allerersten Quellen der Wollust, so bey der Jugend herrschet: Er bringt bis auf den innersten Grund ihrer Bosheit. Ja er hat die Materie so erschöpft, daß ich fast nichts mehr hinzuzusetzen weiß. Nur soviel will ich noch sagen, daß die überhandnehmende Wollust bey einem Volcke allezeit ein Vorbote ihres Unglücks gewesen. Als die Athenenser in Zärtlichkeit und Müßiggang zerfloßen, verlohren sie ihre Freyheit und wurden Sclaven eines benachbarten Prinzen, den sie sonst verlachtet haben würden. Als die Römer zu lauter Reichthum und Überfluß gelangt waren, und sich also Verschwendung, Unwigkeit und Wollust mit Macht einfand, giengen erstlich die alten guten Sitten verlohren, dadurch sie sich zu Herren der ganzen Welt gemacht: Hernach wurden sie selbst aus dem Besitz ihrer Güter gedrungen: Weil ihr weibisches Gemüth keine Krafft mehr hatte, den eindringenden Feinden zu widerstehen. Und was kan endlich schändlicher erdacht werden, als wenn die Bürger einer Stadt jenen Sybariten gleich werden, die es in der Zärtlichkeit so zu reden aufs höchste gebracht hatten. Ein Frauenzimmer daselbst hatte eine sehr unrubige Nacht, wenn sich von den Rosenblättern darauf sie zu schlafen gewohnt war, nur ein einziges in eine Falte geschlagen hatte. Wer den andern zu Gaste bitten wollte, that solches etliche Monate vorher; theils damit der Eingeladene sich nicht anderwärts versprechen möchte; theils aber auch der Wirth desto mehr Zeit übrig hätte, seine Mahlzeit recht leckerhaft anzurichten. u. s. w.

Folgendes Schreiben muß ich meinen Lesern auch vorlegen, und dadurch einem meiner Correspondenten seine Verantwortung der Billigkeit gemäß verstaten.

Werther Biedermann.

Sogleich ich ein großes Bedencken trage, die Zuschrift an Euch fortzusetzen; dennoch finde mich genöthiget, es noch einmahl zu wagen. Und zwar aus folgender Ursache. Ich befürchte, es möchten, wo nicht Ihr, doch die Leser Eurer wöchentlichen Blätter mich vor einen blödsinnigen Menschen ausgeben, der sich bald überwinden ließe, und seine Meinungen nicht behaupten könnte. Vorläufig muß ich bekennen, daß ich niemahls etwas vort Herren geglaubet, dieweil die meisten Erzählungen auf Fabeln hinauslaufen. Da mich aber! Eur: Blätter zu einer reiferen Überlegung geführt haben; so finde, daß ich besser thue, wann ich es mit denjenigen halte, die den Herren das Wort reden; als mit denen, die solche

solche schlechter Dings verwerfen. Nächsthende Bertheidigung wird den Beweis von diesem und jenem genugsam darthun. Werther Biedermann, so seltsam mein Schluß Euch vorkommt, so seltsam scheint mir dessen Wiederlegung. Vor das erste habe ich nicht nach Eurer Deutung gesagt, was natürlich zugeht, das ist erlaubt zu thun. Wohl aber was natürlich zugeht, das ist erlaubt zu lernen. Ich weiß also nicht, ob ihr etwa wieder vorsehlich einen Mißverstand angenommen. Die Ausübung ist von der Wissenschaft gar wohl zu unterscheiden. Vor das andere weiß ich nicht, ob der erste Satz meiner Schluß-Rede auch nach Eurer Auslegung so gar zu verwerffen ist, daß er nicht könnte bescheiniget werden. Hugo Grotius spricht den Menschen nicht alle Gewalt ab. Indem er ausdrücklich sagt: *Recta ratio & natura societatis non omnem vim inhibet.* Die Erklärung davon ist in den Anmerkungen derjenigen Edition zu finden, welche Joh. Christoph Becmann im Jahr 1691. zu Franckfurth herausgegeben. Ich schlusse endlich folgender Gestalt. Was natürlich zugeht, das ist erlaubt zu thun. Fechten geht ganz natürlich zu, darum ist es erlaubt zu lernen, nachgehends auch auszuüben, wann einer mit blossem Degen angegriffen wird. Ferner wer würde es mir vor übel halten, wenn mich einer ins Wasser stürzen wollte, daß ich mich seiner bemächtigte, und es ihm zuvor thäte. Dieses ist die Antwort auf die von Euch wieder meine Meynung gemachte Einwürffe. Nun muß ich noch folgendes hinzu setzen. Ihr gebt zu, daß es Zaubereyen giebet, da man durch die verborgene Kräfte gewisser Kräuter, oder anderer natürlichen Dinge seinem Nächsten Schaden zufügen kan. Wie könnt ihr also mich und zwar spöttischer Weise vor einen Hexen-Patron schelten, und Euch davon ausschließen. Der ganze Streit besteht darinnen, daß ihr Hexen nicht Hexen wollt genennt wissen, sondern nur natürliche Magische Künstler. Was liegt aber daran, ob es natürlich oder übernatürlich zugeht? Der daraus erwachsende Schaden ist allen einerley, da einer so schwer als der andere zu bestrafen ist. Wie könnt ihr also diejenigen Richter, die in den alten Zeiten, und anjeho ganz neulich in Ungarn Hexen vom Leben zum Tode bringen lassen, eines ungerechten Urtheils beschuldigen? Weil doch die Gött- und Weltliche Gesetze bey harter Straffe lehren, man solle seinem Nächsten keinen Schaden noch leid thun, es sey heimlich oder öffentlich. Auf den Wind-Verkauf der Lappen zu kommen; So wisset, daß ich diß Exempel einer unglaublichen Zauberey, aus der Ursache eingerücket, weil ich, wie gemeldet, ein grosser Feind vom Hexen-Glauben gewesen, und dadurch solchen der Welt nebst Euch desto verhaßter und lächerlicher zu machen getrachtet. Ob ich nun schon meinen Sinn geändert, und allerdings Hexen glaube; dennoch halte solchen Verkauf vor etwas unmögliches. Ich mag mich derohalben nicht weiter einlassen, Euch davon die begehrten Nachrichten aufzusuchen oder zu ertheilen. Ich möchte mich eines Aberglaubens verdächtig machen. Ihr selbst könnet das Buch aufschlagen, aus welchem ich das Märchen ausgeschrieben. Es ist Happels wunderbahre Welt. Jedoch wo ihr in diesem nicht mehr Umstände findet als ich, so werden Euch vielleicht Johann Scheffer oder Rubeck aus dem Kummer helfen können. Ich wünsche Euch indessen gesunde Weyhnacht-Feyer-Tage, und ein glückseliges Neues Jahr, ich verbleibe einmahl wie allemahl

Carlsruh in Schlessien den 20. Decembr. 1728.

Euer guter Freund
Friederich von Hoffenbach.

Die Beantwortung soll ehestens erfolgen.

157

Der
Biedermann.

Neunzigstes Blatt 1729. den 24. Januarii.

Epiz.

Ein frey Gewissen auch ist gar nicht angebunden
An das Geschrey des Volcks, das ähnlich ist den Hunden.
Sie bellen in die Luft, wo sie nicht können gehn,
Und bleiben doch allhier sehr weit vom Himmel stehn.

Dieses Blatt ist nicht zu einerley Betrachtungen bestimmt. Meine Absichten sind sehr allgemein: denn alles was meinen Lesern auf irgend eine Art nützlich seyn kan, und nur einiger massen in meinem Vermögen stehet, gehöret vor mich. Folglich kan ich es ohne Bedencken thun, daß ich auch Materien die gar keinen Zusammenhang miteinander haben, dennoch in einem einzigen Papiere vortrage. Ich wollte denen gern einmahl antworten die oft verächtlich von meiner wohlgemeynten Arbeit urtheilen; und sie gar nicht vor moralisch ansehen wollen. Vors erste haben sie recht, daß ich nicht lauter Morale schreibe. Das ist aber auch meine Absicht nie gewesen. Ich habe mich niemahls meines Rechts begeben, auch von freyen Künsten und Wissenschaften meine Gedancken zu eröffnen, um wo nicht eine vollkommen gründliche Einsicht, doch zum wenigsten einen guten Geschmack bey meinen Lesern hervorzubringen oder zu befördern. Vors andere aber thun sie mir unrecht, wenn sie davor halten, meine Blätter wären gar nicht moralisch. Es kommt hier alles auf den Verstand des Wortes Moral an. Die geistliche Moral zu schreiben, ist meines Amts nicht, wenn ich gleich Lust und Geschicklichkeit dazu hätte. Von der Erleuchtung, Busse, Wiedergeburt, Rechtfertigung und Heiligung und dem dazu unentbehrlichen Beystande des Geistes Gottes, handeln ja soviel geistliche Lehrer, die ausdrücklich dazu beruffen worden. In deren Amt darf und mag ich keinen Eingriff thun. Ich handle nur von der Tugend, in soweit sie durch den guten Gebrauch der natürlichen Kräfte erlanget werden kan. Ich will nur zeigen, was uns die Vernunft vom Thun und Lassen der Menschen lehret. Diese lehret aber sehr viel; und in Wahrheit mehr als sich viele einbilden.

Andre stossen sich daran, daß oft Kleinigkeiten in meinen Blättern vorkommen, die sie mit dem grossen Begriffe nicht zusammen reimen können, den sie sich von einem Sittenlehrer oder Moralisten gemacht haben. Allein vors erste halten sie zuweilen etwas vor eine Kleinigkeit, was andern sehr wichtig dünckt; und andere würden hinwiederum dasjenige geringe schätzen, was ihnen von grosser Erheblichkeit zu seyn scheint. Vors andre sollten sie wissen, daß alle Kleinigkeiten in die Moral gehören, wenn sie nur von dem freyen Willen des Menschen herkommen. Keine freye Handlung ist so schlecht oder unansehnlich, davon die gesunde Vernunft nicht ein Urtheil fällen könnte; ob sie etwas zu unserm wahren Besten, oder zu unserm Schaden beytrage: das ist, ob sie gut oder böse sey. Daher haben nun die

R r

aller.

allergröſſeſten Moralisten, mit denen ich mich in gar keine Vergleichung stellen kan, oft von den allergeringsten Dingen geschrieben. Man lese die Sprüche Salomons, und den Jesus Sirach. Man bekümmere sich um die Materien, davon ein Socrates, Epictetus, Seneca, Marcus Aurelius, und. a. m. gehandelt. Man mache sich auch die Schriften des Englischen Spectateurs bekannt; so wird man erstaunen, von was vor verächtlichen Dingen diese groſſe und tiefsinnige Männer zuweilen philosophiret haben. Wer diese alle nicht gelesen hat, und sich doch untersteht von meinen Blättern zu urtheilen, der wird mirs nicht verargen, wenn ich mich an sein Urtheil nicht kehre, sondern gerade zu auf meinem einmahl angefangenen Wege fortgehe. Schreibe ich schlechte Sachen: zwinge ich doch keinen sie zu lesen; hindre ich doch keinen was bessers zu schreiben, und mich in allen Stücken zu übertreffen. Und endlich ist es schon genug, daß ich nur nichts schädliches schreibe: denn vermuthlich soll aus dem Lesen meiner Blätter kein einziger, weder einfältiger, abergläubischer oder unvernünftiger, noch lasterhafter, verderbter oder verkehrter werden.

Noch eins muß ich beyläufig erinnern. Gewisse sehr kluge und verständige Leute halten davor, daß ich wieder die Klugheit handelte, indem ich mir durch meine offenherzige Gedancken, und die freye Beurtheilung manches Dinges, viel Feinde machte. Sie sagen, man habe zuweilen in manchem Stücke ganz recht: aber die Klugheit lege uns oft auch bey der Wahrheit ein Stillschweigen auf. Man sehe zwar viel das nichts tauge: aber die Klugheit lehre uns, nicht anders zu thun, als hätte mans nicht gesehen. Diese Regeln sind sehr schöne; und ich würde ihnen unfehlbar folgen, wenn mir nicht einige andre Lehr-Sprüche im Wege stünden, die ich noch vor schöner halte. Die erste ist diese: daß die Wahrheit und Tugend das höchste Gut sind, dessen ein vernünftiger Mensch fähig ist. Die andere: daß man sie also mehr als die Freundschaft gewisser Leute lieben müsse. Die dritte: daß ein jeder vernünftiger Mensch verbunden sey, auch ohne eine öffentliche Bestallung, die Vertheidigung dieser zwey so wichtigen Güter auf sich zu nehmen; gesetzt, daß er sich alle Welt darüber zu Feinde machen sollte. Endlich die vierte: daß es einem redlichen Liebhaber der Wahrheit und Tugend niemahls an Freunden mangeln könne, die ihm mehr Gutes zu thun bereit sind, als ihm alle seine Feinde zu schaden vermögen. Denn so elend ist es, Gott sey ewig Dank! mit der Welt noch nicht bestellt, daß die Verfechter der Wahrheit und Tugend durchgehends ein Scheusal seyn sollten. Sie haben endlich noch mehr Anhang als ihnen nöthig ist, ihren kleinen Wiederfachern die Wage zu halten. Ja zur Noth wären sie gar allein im Stande, alle ihre ohnmächtige Feindseligkeiten mit gesetztem Gemüthe zu verlachen. Um den Beyfall der Unverständigen und lasterhaften ist es einem verständigen Manne ohne dem nicht zu thun. Er würde sich schämen, wenn er denen gefiele, denen seine Feinde gefallen; und es würde ihm leid seyn, von denen gekrönet zu werden, die nicht sehen können ob er wohl oder übel in seinen Schrancken gelaufen habe.

Ich habe mich gleich im Anfange meiner Blätter, vor nichts mehr als vor einen zufriedenen Bürger in der Stadt Gottes ausgegeben: und was ich damahls war, das bin ich noch, hoffe es auch bis an mein Ende zu bleiben. So weit habe ichs Gott lob! gebracht, daß mich wenige Dinge, dadurch man insgemein sehr unruhig gemacht wird, mehr rühren können. Ich sage vielleicht etwas, so manchem prahlerisch, manchem auch unglaublich vorkommen wird; allein ich sage die Wahrheit. Ich bemühe mich, alles was mir begegnet,

von der guten Seite anzusehen. Da erblicke ich nun, daß mir alles von der Vorsehung Gottes zugebacht und verordnet ist. Diese aber meynet es mit mir und allen Creaturen sehr gut. Gemeiniglich ist also das, was viele vor schädlich halten, mir sehr nützlich: vielmahls aber zum wenigsten nicht schädlich. Die meisten werden durch ihre eigene Einbildung unglücklich. Sie halten sich vor die geplagtesten, elendesten Leute; und eben darum werden sie es auch in der That. Ihr Irrthum stürzet sie ins Unglück, und hier gilt das alte Wort; Wie man glaubt, so geschieht es einem auch. Wüßten die Menschen von ihren Begegnissen recht zu urtheilen; so würde sie oft eben der Zufall vergnügt machen, der sie so sehr beunruhiget, daß sie sich vor die unglücklichsten Leute von der Welt halten. Ich habe zwar noch nicht alle Fehlritte im urtheilen vermeiden gelernet, werde sie auch vielleicht lebenslang nicht gänzlich vermeiden können. Die allgemeine Schwachheit der menschlichen Natur läßt solches nicht zu. Ich bemühe mich aber täglich, den betrüglichen Glanz der Schein-Güter einsehen zu lernen: und da finde ich, daß tausend Dinge mir schädlich seyn würden, die von so vielen mit brennender Begierde gesucht werden. Ich strebe täglich, den betrüglichen Anblick so manches Schein-Übels zu entdecken: und da werde ich gewahr, daß mir unzählige Dinge nützlich sind, davor soviel andre, ärger als vor Pest und Schlangen zu fliehen pflügen. Dieses Erkenntniß nun, so unvollkommen es auch noch zur Zeit ist, macht mich überaus ruhig und vergnügt: so daß ich entschlossen bin, in diesen heilsamen Betrachtungen, mein ganzes Leben zuzubringen; auch andern, soviel mir möglich ist, zu einer gleichmäßigen Zufriedenheit und Gelassenheit des Gemüths, Anleitung zu geben.

In dieser Absicht erfreue ich mich, daß ich meinen Lesern, als Freunden der wahren Weißheit, und lieben Gefehrten auf dem Wege zur wahren Glückseligkeit, abermahls etwas verschlagen kan, was ihnen zu Beförderung ihrer Absichten behülflich seyn wird. Es ist zwar ein kleines, aber sehr nutzbares Moralisches Werkchen, welches nur kürzlich in Leipzig herausgekommen. Seneca hat einen Tractat von der göttlichen Vorsehung geschrieben, darinnen er die Frage abhandelt: Warum es rechtschaffenen Leuten in der Welt übel geht? Denselben hat ein, in der gründlichsten Welt-Weißheit sehr geübter, und in seiner Mutter-Sprache überaus geschickter Mann sehr schön ins Deutsche übersetzt, auch als einen Anhang eine eigene Rede beigefügt; darinn er erweist, daß ein Mensch allerdings in der Welt allezeit vergnügt seyn könne. Beides gehöret zu derjenigen Sitten-Lehre, davon die Vernunft uns die vortrefflichsten Gründe an die Hand giebt. Ich weiß, man wird mirs Dank wissen, daß ich diese wenige Bogen durch mein Lob einem oder dem andern bekannt gemacht, und ein jeder wird nach Durchlesung derselben mit mir wünschen, daß eine so geschickte Hand noch mehr dergleichen erbauliche Schriften unsern Landes-Leuten verständlich und brauchbar machen möchte. Wir haben das Versprechen dazu in der Vorrede; daran wollen wir uns halten, und die Erfüllung desselben je eher je lieber hoffen.

Ich kan nicht umhin, bey dieser Gelegenheit eine treffliche Stelle aus dem Fürsten unsrer deutschen Poeten, dem grossen Opitz, bekannt zu machen, die sich zu meinen bisherigen Betrachtungen sehr wohl schicket. Ich würde mein Blatt nicht mit fremden Versen anfüllen, die bereits vor hundert Jahren geschrieben worden; wenn ich nicht mit Betrübniß sehen müßte, daß dieser geistreiche und grundgelehrte Mann so wenig mehr in den Händen unsrer Landes-Leute ist. Es ist zu bedauern, daß die neuen Pritschmeister und Possenreißer

reisser, unsern Deutschen, diesen alten Lehrer der wahren Weisheit aus den Augen bringen: und zum wenigsten will ich alle mein mögliches thun, denselben wieder unter der Bank hervor zu suchen. In dem Trost-Gedichte von Wiederwärtigkeit des Krieges, hat dieser poetische Held seine ganze Stärke sehen lassen. Alle vier Bücher desselben sind voll der herrlichsten Gedancken und gründlichsten Weisheits-Regeln: Ich will aber iho nur des andern Buches gedencen; darinn er von der Standhaftigkeit eines weisen Mannes gehandelt hat. Unter hundert andern schönen Stellen wehle ich iho nur folgende hieher zu setzen, um dadurch meinen Lesern Lust zu machen, auch das Ubrige in seinen geistlichen Gedichten nachzulesen. Seinen Vorsatz erklärt er anfänglich so:

Ich lasse diesesmahl die Zucker-Worte bleiben,
 Will auf mein Deutsches hier, von deutscher Jugend schreiben,
 Von Mannheit welche steht; will machen offenbar,
 Wie keiner unter uns, in Nöthen und Gefahr,
 Die jetzt für Augen schwebt, so gänzlich sey verlassen,
 Daß er nicht wiederum ein Herse solle fassen.
 Es ist noch Trost genug auf dieser weiten Welt,
 Durch welchen sich ein Mann, und Christ zufrieden stellt. 2c.

Hernach, bald nach der Helfte des Buches heist es so:

Nun unser weiser Mann gewöhnt sich nicht zu wanken,
 Gewöhnt sich durchzugehn mit feurigen Gedancken,
 Zu stehn als eine Wand. Er wird von nichts verschrt,
 Sein Reichthum blübet stets, bleibt ganz und unzerstört.
 Er läßt den Feind das Geld, und sonst zeitlichs Wesen,
 Gleichwie Caligula, die Muscheln zu sich lesen:
 Das Beste bleibet ihm. Er weiß wohl, Gold und Geld,
 Sey nichts als theurer Koth, und Locken-Spiel der Welt.
 Er stehet hoch empor, weit von des Pöbels Haufen,
 Sieht diesen hier, den da, und jenen sonst laufen,
 Verlacht die Eitelkeit, verhönet Schmach und Spott,
 Schaut seinem Glücke zu, erschrickt vor keiner Noth.
 Er weiß daß im Gemüth, in Sinnen und Verstande
 Der rechte Mensch besteht; und daß nur einem Bande
 Der Leib zu gleichen sey, das uns zusammen hält;
 Bis unser Stündlein kommt, und reißt uns von der Welt.
 Und darum schätzt er auch des armen Leibes Güter
 Vor keine Güter nicht. Was angeht die Gemüther,
 Was den Verstand betrifft, das heisset er allein,
 Nach seinem rechten Werth, arg, oder köstlich seyn.
 Drum läßt er williglich des Glückes Sachen fliehen,
 Wann der sie wiederholt, der ihm sie nur geliebet,
 Der ganz gerechte Gott: der, wie es ihm beliebt,
 Dem etwas, jenem nichts, dem viel, dem wenig giebt.
 Drum saget er auch nicht, daß Krieg, Verfolgung, Leiden,
 Flucht, Kranckheit, Geld-Verlust, und was man nicht kan melden,
 Warhafftig böse sey. Er weiß woher es kömmt,
 Und, daß es muß so gehn, nachdem es ist bestimmt.

Bieder mann.

Ein und neunzigstes Blatt 1729. den 31. Januarii.

L U C R E T I U S.

— — — Jam rebus quisque relictis,
Naturam primum studeat cognoscere rerum.

Ich bin neulich dem Herrn von Hoffenbach die Antwort auf sein letztes Schreiben schuldig geblieben. Er hat wohl gethan, daß er nicht sogleich sein Gewehr gestreckt, sondern sich besser erklärt und vertheidiget hat; und ich finde nunmehr, daß er so sehr nicht von meinen Gedancken entfernet ist, als ich anfangs gedacht hätte. Es ist wahr, was natürlich zugeht, das ist erlaubt zu lernen. Z. E. Das Taschenspielen, Seiltanzen, Fechten, Lustspringen 2c. Was nun erlaubt ist zu lernen, das ist auch erlaubt auszuüben; Denn wozu diene sonst das Lernen? Aber diese Ausübung muß allezeit nach den Regeln der gesunden Vernunft eingerichtet; oder den Lehren der Religion und den bürgerlichen Gesezen nicht zu wieder seyn. Laßt uns auf die natürliche Magie die Deutung machen. Sie braucht zu ihren Absichten nicht Teufelskünste, Beschwerungen, biblische Sprüche, Characteren, Creuzen, Zauberzirkel u. d. g. sondern natürliche Dinge, z. E. Kräuter, Wurkeln, Mineralien, Metalle, Wärme, Kälte, Luft, Feuer, Wasser 2c. Und indem sie alle diese Dinge auf gewisse Art vermischet, kochet, wässert, schmelzet, kühlet, brennet, zusammensetzet, scheidet, trennet oder sonst anwendet: so entstehen gewisse seltsame Wirkungen daraus, die zwar wunderbar sind; aber dennoch bloße natürliche Folgerungen der von Gott in die Körper gelegten Kräfte bleiben. Daher schließt man denn recht: Die natürliche Magie ist erlaubt zu lernen. Es ist aber auch eben deswegen vergönnt sie auszuüben; wenn man sie nur so anwendet, daß man weder seine Pflichten gegen Gott, noch gegen seinen Nächsten, noch gegen sich selbst aus den Augen sehet.

In diesem allen ist mein Correspondent mit mir eins; und dieses habe ich niemals geleugnet. Aber was folgt daraus? Bin ich ein Hexen-Patron? Oder ist es der Herr von Hoffenbach? Ich glaube daß es eine natürliche Magie gebe, die man zu seinem und anderer Menschen Besten zu brauchen befugt ist, wenn man sie versteht. Er aber glaubt, daß es auch Teufelsbanner gebe, die ganz übernatürliche Dinge in der Welt machen. Welches sind nun die rechten Zaubereyen? Jene natürliche Künste; oder diese höllische Wissenschaften, die bloß zum Verderben der Menschen abzielen, wo sie ja jemahls verhanden gewesen? Ich lasse meine Leser selbst davon urtheilen. So viel ist gewiß, daß selbst diejenigen, so die natürliche Magie eine Zauberey nennen, solches nur so lange thun, als sie dieselbe vor was übernatürliches ansehen, welches ohne die Hülfe böser Geister nicht kan ins Werck gerichtet werden. Sobald man ihnen das Gegentheil

zeigt, hören sie auch auf es vor eine Zauberrey zu halten. Erweist denn dieses nicht ausdrücklich, daß man bloß die Teufelstünste mit dem Nahmen der Zauberereyen zu belegen pflegt? Habe ich aber in einem meiner vorigen Blätter einmahl gesagt, daß ich nicht alle Zauberereyen schlechterdings leugnen wolle: So habe ichs mit Fleiß gethan, um mich der Schwachheit meiner Leser zu bequemen: welche mich gewiß vor blödsinnig würden gehalten haben, wenn ich alle die wunderbaren Wirkungen hätte leugnen wollen; davon ihnen die Ursachen unbegreiflich sind, und die sie deswegen Zauberereyen zu nennen pflegen. Ich setzte aber damahls ausdrücklich hinzu, daß diejenigen Zauberereyen, so ich zugab, aus den uns unbekanntten Kräften der Natur herzuleiten wären: wodurch ich mich denn sehr deutlich von allen Hexen-Freunden unterschieden habe.

Nichts nimmt mich mehr Wunder, als daß der Herr von Hoffenbach, der sonst niemahls Hexen geglaubet, iso allererst anfängt dieselben zu glauben, da er meine Zweifel darwieder gelesen. Ohne Zweifel kommt dieses daher, weil er starcke Beweise entdecket, daß die Hexerey nicht nur was mögliches sey, sondern auch wirklich in der Welt ausgeübet werde. Jenes muß er durch das Nachsinnen herausgebracht haben; und da wird er den Begriff vom Wesen und der Gewalt der Geister, womit sie nicht nur in die Körper wirken, sondern gar die von Gott beliebte Ordnung der Natur stören können; mit dem Begriffe von gewissen Characteren, Zauberformeln und Beschwörungen verglichen, und gefunden haben; daß man durch diese letztere allerdings Geister zwingen könne zu erscheinen, und allerley seltsame Dinge zum Dienste der Zauberer auszurichten. Hat er dieses gethan; so wird er die ganze gelehrte Welt und mich ins besondere verbinden, wenn er uns diese seine Einsicht in die Natur geistlicher Wesen, und in die Kraft der Characteren mittheilen wird. Was bey ihm eine Überzeugung von der Möglichkeit einer Sache gewircket hat, das wird er uns ohne Zweifel deutlich zu erklären im Stande seyn. Denn daß er kein Mann sey, der sich mit Worten und Muthmassungen abspeisen läßt, das sieht man aus seinem Schreiben wohl. Wenn er mir also diesen gründlichen Beweis seines Sages nicht mittheilet: so werde ich ihn bloß vor einen Neidischen halten, der uns seiner Erkenntniß nicht theilhaftig machen will, und sich ein Vergnügen macht, uns einfältige Hexen-Feinde im finstern tappen zu lassen.

Doch vielleicht hat er die Überführung von der Möglichkeit teuflischer Zauberereyen aus der Erfahrung bekommen. Ist dieses, so werden ihn entweder Erzählungen glaubwürdiger Leute; oder eigene Empfindungen davon überzeuget haben. Wir wollen beydes erwegen. Die Erzählungen sind entweder schriftlich oder mündlich gewesen. Sind sie schriftlich, so bitte ich mir und meinen Lesern diejenigen glaubwürdigen Scribenten nachmahlt zu machen, wo er so viel Überzeugung gefunden. Happel, Scheffer und Rudbeck müssen doch wohl die Helden nicht seyn, auf welche er sich in diesem Falle berufen wird. Es weiß alle Welt was vor Mährlein uns diese abergläubische Leute erzählt haben. Wer kan sich denn auf solche Fabelhasen verlassen, die alles abgeschmackte Zeug, was sie von ihren Wärterinnen erzählen gehöret, ohne Untersuchung aufschreiben? Er selbst redet ziemlich verächtlich von ihnen, wie es auch einem vernünftigen Manne in diesem Falle zustund. Will er mir aber andre Zeugen vorschlagen, so müssen es solche seyn, von denen man sattfam versichert ist, daß sie (1) nicht abergläubisch gewesen. (2) Nicht abergläubischen Leuten geglaubet. (3) Das, was sie erzählen, selbst erfahren. (4) Wer

(4) Verstand, Gelegenheit, Zeit und Herz genug gehabt, alles zu untersuchen. (5) Keinen Fleiß und keine Mühe gespart, hinter die Wahrheit und Beschaffenheit aller Umstände zu kommen. (6) In der Naturlehre so geübt gewesen, daß sie keine natürliche Wirkung der Körper vor eine übernatürliche ansehen können. (7) Endlich auch durch keine arglistige Betrüger hintergangen worden.

Eben diese Eigenschaften werde ich mir auch von mündlichen Zeugen ausbitten, wenn Er sich auf deren Aussage berufen sollte. Doch hier würde es schwerer fallen, mich von einer unbekanntem Person wegen des allen zu versichern. Veriefe sich aber zu allerlegt der Herr von Hoffenbach auf seine eigene Erfahrung, so würde es mir sehr lieb seyn, endlich einmahl einen verständigen Mann gefunden zu haben, der selbst die übernatürlichen Wirkungen der Zauberer wahrgenommen. Bisher habe ich dieselben nur allzeit von alten Weibern, Kindern, abergläubischen und ungelehrten Leuten gehört; die lange nicht Wissenschaft, Herz und Gelegenheit genug gehabt, eine so wichtige Erfahrung recht zu beobachten. Ich bitte aber auf diesen Fall uns eine solche angemerkte Zaubererey genau und umständlich zu beschreiben; damit wir also von Seiner Behutsamkeit und angewandten Sorgfalt desto besser überführet werden mögen. Denn wenn ein solcher Mann, als Er ist, sagen wird, daß er eine Zaubererey selbst gesehen habe, so müssen wirs ihm ohne fernern Beweis glauben, wenn er uns nur zuvör von seiner Unparthenlichkeit, Aufmerksamkeith und recht eifrigen Sorgfalt in Beobachtung aller Umstände eine zulängliche Sicherheit gegeben. Auf eine von diesen erzehlten Arten nun muß der Herr von Hoffenbach seyn bewogen worden, seine alte Meynung zu ändern und Hexen zu glauben. Denn alle Sätze müssen entweder durch Vernunftschlüsse, oder glaubwürdige Zeugen, oder durch die Erfahrung erwiesen werden. Einen andern Weg kan niemand ersinnen, unserm Verstande Wahrheiten beyzubringen: es wäre denn, daß man sich auf göttliche Offenbarungen berufen wollte; welches aber hier gar nicht zu vermuthen ist.

Ich komme nunmehr auf die Strafen der Zauberer. Man meynt es wäre einerley, ob die Hexen durch natürliche oder übernatürliche Künste ihrem Nächsten Schaden zufügten: Sie müsten doch bestrafet werden. Ich antworte: Bey der natürlichen Magie, wenn sie davor erkannt wird, kan und pflegt freylich die Obrigkeit weiter nicht, als des Schadens halber zu strafen, der jemanden dadurch zugesüget worden: Denn die Kunst an sich ist obgedachter maßen erlaubt zu lernen und zu treiben. Ganz anders aber verhält sichs bey der teuflischen Zaubererey. Man straft da die Hexen nicht nach Beschaffenheit des Schadens, der jemanden dadurch gethan worden: sondern nach Beschaffenheit des Lasters, so in dem Bündnisse mit dem Satan steckt, welches dergleichen Leute gemacht haben wollen. Ja dieses würde man doch strafen müssen, wenn sie gleich niemanden dadurch jemahls geschadet hätten. Denn weil es mit dieser Kunst nicht natürlich zu gehen könnte, ja weil sie an und vor sich verwerflich wäre, so müste es nicht einmahl erlaubt seyn sie zu lernen.

Nun können wir leicht von den Ungarischen Richtern urtheilen. Haben sie wirkliche Teufelkünstler mit dem Feuer bestrafet: so haben sie recht und wohl gethan. Haben sie aber Leute verbrannt, die vermöge einer natürlichen Magie Schaden gethan: so wird ihr strenges Urtheil ungerecht seyn, daferne nicht der Schade, den sie gethan, von der Wichtigkeit gewesen, daß er solche harte Ahndung verdienet. Wer aber die Grade der Lebens-

Lebens-Strafen in Erwägung ziehet, die bey Gerichten gewöhnlich sind, der wird sich kaum einbilden können, daß man solche wichtige Dinge den Ungarischen Zauberern erwiesen habe, weswegen ihnen das Feuer hätte zuerkannt werden können. Zum wenigsten hat man in den damahligen Zeitungen kein Wort davon angetroffen.

Neulich wollte mich ein gewisser Postmeister in der Nachbarschaft, ein grosser Verfechter der Hexereyen, die Kunst lehren, das Feuer zu löschen. Er sagte, daß er nur vor wenig Tagen abermahl eine neue Probe davon gemacht, indem er ein adeliches Dorf gerettet, darinn mitten in der Nacht der Brand angegangen und bereits ein paar Häuser verzehret gehabt. Er nannte den Ort, und erzählte sehr umständlich, wie er sich dabey verhalten. Er hätte nehmlich den Schulmeister im Dorfe aufgewecket, sich Feder und Papier geben lassen, und seine Beschwörungs-Formel aufgeschrieben. Hernach hätte er sich zu Pferde gesetzt und wäre um das eine brennende Haus herumgeritten. Sobald er seinen Kreis vollendet, hätte er seinen Zettel, darinn er ein kleines Steinchen gewickelt gehabt, mit Aussprechung der darinn geschriebenen Worte, ins Feuer geworfen; zugleich aber dem Pferde den Sporn gegeben, und sich zu dem nächsten Wasser verfüget. Denn das Feuer wäre ihm wie ein Drache so plötzlich hinterher gefahren, daß es ihm das Hemde am Leibe versenget, bis er mit dem Pferde fast mitten im Teiche gewesen. Da hätte es sich erst zertheilet und ihn also zu verfolgen aufgehört. Die Feuersbrunst hätte darauf nicht weiter um sich gegriffen, sondern wäre bey dem umrittenen Hause geblieben. Als ich nun sehr begierig war die Kunst zu erfahren, erbot er sich nicht nur, wenn es mir beliebte, eine Probe davon mit dreym Strohh- oder Holzhausen zu machen, davon man die beyden äußersten anzünden sollte, er aber machen wollte, daß der mittelste unverfehrt bliebe: sondern mir auch das ganze Geheimniß zu sagen. Das letzte war mir das liebste; aber ich hörte bald, daß solches in der Gesellschaft, wo wir waren, nicht angienge. Ich mußte mirs nehmlich zu dem Ende gefallen lassen, des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr auf einem Creutz-Wege mit ihm zu erscheinen, da er mir ein gewisses Alphabet von einer unbekanntten Schrift beybringen, und die Kraft und Gültigkeit solcher Charactere, durch eine gewisse Anrufungs-Formel vor mich erbitten wolle. Ich fragte zuvörderst, ob ich denn sein Alphabet nicht könnte zu sehen kriegen, und ob dasselbe seine Kraft nicht an und vor sich selbst hätte? Er antwortete: Nein; denn wenn ich gleich die Schrift wüßte, so würde sie doch keine Wirkung bey mir thun, wenn er mir dieselbe nicht durch sein Gebet zuwege gebracht; schrieb mir auch alsfort eine Zeile von seinem Zauber-Seegen auf ein Blatt Papier: da denn die Charactere aus vielen Griechischen Buchstaben mit untermischten Puncten und andern seltsamen Zügen bestunden, und die Worte selbst so lauteten: **Feuer, du heiße Flamme** ꝛc. Als ich aber fragte, ob denn diese Deutsche Worte nicht eben die Kraft haben würden, wenn man sie mit gemeinen Buchstaben schriebe; und an wen seine Anrufung gerichtet wäre? leugnete er das erste, mit dem andern aber wollte er nicht heraus; gab indessen genugsam zu verstehen, daß sein Gebet nicht zu Gott gerichtet würde. Wie mir nun dieses letztere einen billigen Abscheu vor seiner abgöttischen Kunst erweckte, also gab mir alles vorige sattfam zu verstehen, daß ein schändlicher Aberglaube, der keinem vernünftigen Menschen anstehet, dabey unterliefe; zumahl ich hernach aus andern Unterredungen merckte, daß mein Feuer-Beschwörer noch unzählliche andre viel ungläublichere Zauber-Tabeln glauben und verdauen konnte.

Siedermann.

Zwey und neunzigstes Blatt 1729. Den 7. Februarii.

Flemming.

= = = = Hier schärfet euch die Sinnen,
Ihr die ihr Weise seyd. Hier rathe wer da kan,
Hier löst den Knoten auf, das keiner hat gethan.



Wenn ich alle Herereyen erzählen sollte, davon mein neulich erwehnter Feuer-Banner sichere Nachrichten zu haben vorgab; würde dieses ganze Blatt nicht zureichen. Er nannte mir sonderlich einen gewissen benachbarten von Adel, der nicht nur das Gewehr auf verschiedene Art besprechen, sondern sich auch fest machen; ja einem andern den Degen in der Scheide, und selbst den Menschen auf seiner Stelle unbeweglich machen könnte. Von dem letztern hätte er die Probe mit etlichen Dieben gemacht, die einmahl bey Nacht auf seinem Korn-Boden eingestiegen, ihm sein Getrende zu stehlen. Diese wären rings um den Korn-Haufen gleichsam angefroren, hätten sich auch bis an den hellen Tag nicht von der Stelle rühren können. Er hätte sie selbst in diesem Zustande angetroffen, sie aber zur Strafe nicht eher von diesen Zauber-Banden befreien wollen, biß er aus der Nachbarschaft einen Tisch voller Gäste zusammen gebeten, und ihnen nach eingenommener Mahlzeit, die bey seinem Getrende feststehenden sitzamen Diebe gewiesen. Da hätte er ihnen denn allererst in seiner Freunde Gegenwart, die Erlaubniß gegeben davon zu gehen. Das ganze Geheimniß aber bestünde in einem gewissen Kreise, den er um sein Getrende, oder sonst auf einem Plage gemacht. Wer in denselben zu stehen käme, der könnte nicht von der Stelle kommen; und was dergleichen Einfälle mehr waren.

Ich finde unter den alten Salischen Gesetzen unsrer Vorfahren, die in Welschland eingefallen, eines, so im fünf-oder sechshundertten Jahre nach Christi Geburt gegeben worden: daß man eine Hexe, die sich in ein Unthier verwandelte, und den Leuten bey lebendigem Leibe das Eingeweide aus dem Bauche fressen könnte, um acht tausend damalige Heller oder Pfennige, wie mans nennen will, bestrafen solle. Unstre Alten waren also freylich auch abergläubisch. Allein was war dieses bey der damaligen Blindheit ihrer Zeiten zu verwundern? Das nimmt mich vielmehr Wunder, daß Rotharis, oder vielmehr Roderich, ein Longobardischer König in Italien, dieses alte Gesetz wieder abgeschaffet. Dieses geschah in der Heiße des siebenden Jahrhunderts, da er ausdrücklich befahl, es solle hinfort niemand eine Weibs-Person ums Leben bringen lassen, unter dem Vorwande, daß sie eine solche Hexe sey. Und die Ursache dieses vernünftigen Prinzen war diese: Weil es einem Christlichen Gemüthe unglaublich, auch an sich unmöglich sey, daß ein Weib, einem Menschen bey lebendigem Leibe von inwendig das Eingeweide verzehren könne.

Nun möchte ich unsre heutige Heren-Freunde fragen, ob denn diejenigen Gattungen der Zaubereyen, so sich noch igo zutragen sollen, einem Christlichen Gemütthe etwa glaublicher, oder an sich selbst möglicher wären? Ja ob sie sich nicht schämten Thorheiten vor Evangelia zu halten, dergleichen man schon in den finstersten Zeiten des Pabstthums ausgelachet? Doch es ist mit solchen Leuten nicht viel zu thun. Sie können und wollen ihre Vernunft nicht brauchen. Sie machen selbst die Augen zu, wenn ihnen was ungewöhnliches begegnet, damit sie nur das Vergnügen haben mögen, es vor eine Zauberey zu halten. Sie würden nehmlich einen Theil der Belustigung verlieren, die aus der Bewunderung entsteht; wenn sie bey solchen Begebenheiten die natürlichen Ursachen entdecken, und ihre Unwissenheit dadurch vertreiben sollten. Darum will man oft bey hellem Mittage nicht sehen, und die handgreiflichsten Zufälle der Menschen und Thiere durchaus einer unsichtbaren Macht böser Geister zueignen.

Was glaubte mein Feuer-Banner nicht von Erscheinungen? Den Drachen hatte er selbst mehr als einmahl gesehen. Sein Pferd hatte sich oft davor geschueet, und er wußte die feurigen Augen und rothen Flammen, die er aus dem Rachen gesprühet, recht lebhaft zu beschreiben. Er wäre aus einem Fenster längst der Mauer eines verdächtigen Hauses herabgeschossen gekommen, und ihm unten auf der Gasse entgegen gefahren: so daß er das Pferd umlencken und Sporenstreichs zurücke traben müßten. Mehr als einen Kerl ohne Kopf hätte er schon gesehen, und wenn er allererst von seinen Postillions die Erzählungen anführte, wie oft ihnen bey Nacht ein Gespenste hinten aufgesessen: So war fast kein Ende bey ihm zu finden. Ich mag mich bey allen solchen Wunder-Geschichten nicht aufhalten. Sie sind was altes, aber niemahls recht erwiesen worden: und wenn man sie erzehlet, so hat man sie auch wiederlegt. Viel lieber will ich meinen Lesern folgendes Schreiben vorlegen, worinnen mir eine ganz besondre Nachricht von einem Breslauischen Gespenste mitgetheilet worden. Es ist so wohl gesetzt, daß ein jeder selbst schliessen wird, was vor einen vernünftigen Geist es zum Vater habe.

Weiser Biedermann,

Siejenigen Blätter, darinnen ihr den Aberglauben bestreitet, geben mir so viel Vergnügen, daß ich sie gar nicht genug lesen kan. Denn ich finde darinnen die Spuren einer gründlichen Welt-Weisheit und einer grossen Aufrichtigkeit gegen eure Mitbürger.

Es ist zwar nicht zu läugnen, ihr waget viel, da ihr euch an einen Abgott macht, dem noch bey nahe der größte Theil der Welt das Wort redet. Und es kan also wohl nicht fehlen, daß ihr euch nicht viele Leute zu Feinden machen solltet. Jedoch da dieses nur derjenige Theil der Menschen ist, die nicht eben viele Vorzüge vor andern Thieren besitzen; so ist euer Ruhm desto grösser, wenn ihr euch eben dadurch alle verständige und Vernunft-liebende Gemütthe zu Freunden macht. Ja selbst die Religion muß sich euch vor diesen Dienst verbunden erkennen, da ihr bishero durch den Aberglauben so viel Unheil zugewachsen, als sie in langer Zeit nicht wird verwinden können. Wann nicht seit einigen Zeiten her beherrschte Männer diesem Ungeheuer widerstanden hätten; so würden wir vielleicht in kurzer Zeit mehr den Teufel und andre eingebildete Geister, als das ewige Wesen der Gottheit selbst gefährchet und verehret haben.

Ob nun zwar durch Vernunft und Großmuth diesem Reiche ein grosser Abbruch geschehen; so ist es doch keinesweges so gar vertilget, daß nicht noch hin und wieder betrübte Spuren davon sollten zu finden seyn. Man mercket dieses sonderlich, bey Erzählung gewisser, wiewohl erdichteter Begebenheiten von Gespenstern und Polter-Geistern. Ich selbst habe mich dieses Vortheils verschiedne mahl bedienet, um anderer Meynung hiervon zu erfahren? Wie erstaunete ich nicht, wenn ich dadurch Leute, die sich vor Gelehrte ausgaben, ja die sich wohl gar vor recht starcke Geister wollten gehalten wissen, zu einem lächerlichen Entsetzen, und unvernünftigem Beyfalle brachte: da doch in der That nichts einfältigers seyn kan, als der Beyfall, den man diesen gemeinen Erzählungen von Polter-Geistern giebet. Denn ich möchte wohl gerne wissen, was doch die Gespenster vor Ursache hätten, dergleichen Possen vorzunehmen? Warum sie sich nicht bey Tage eben so als bey Nachte lustig machten; ja warum sie gewisse Personen und Thiere mehr, als andere verirren? Von diesem letzten will ich doch ein Exempel anführen, so sich in Br. der ansehnlichsten Stadt in Schl. begeben haben, ja noch bis auf diese Stunde fort dauern soll.

Es ist daselbst ein gewisses altes Kloster-Gebäude, darinnen igo nebst andern Leuten, auch eine gewisse Anzahl junger Studenten wohnet, und gespeiset wird. In dem Haupt-Gemache dieses Gebäudes, wo sich ermeldete Studirende des Abends aufzuhalten pflegen, läßt sich seit langer Zeit ein Gespenste wittern. Dieses erscheinet zuweilen sichtbar, in der Gestalt eines alten Münches, der noch die Ordens-Kleidung dieses ehmaligen Klosters trägt. Es pfleget alsdenn niemand zu stöhren, und gehet die Stube auf und ab, ohne daß es zuweilen die Sand-Uhr umwendet. Zuweilen ist es unsichtbar, und man verspüret von ihm nur ein stetes Tapsen und Krachen auf den Tischen. Sonderlich aber ist der Geist einem Hunde sehr ungeneigt, der seinen Platz auf einem Stuhle bey der Thüre zu nehmen gewohnt gewesen. Denn indem er ihm das weiche Lager beneidet, so wirft er den armen Hund so lange herunter, biß er sich anderswo eine Schlaf-Stelle suchet. Noch zuweilen waget sich wohl gar an die jungen Studenten, indem es manchen zusamt seinem Gefässe von der Stelle rückt.

Ich kan durch mein eigen Zeugniß diese Sache weder wahr noch falsch machen, da ich niemahls an den Ort gekommen bin, und also keine genaue Untersuchung habe anstellen können. Es ist mir aber dieselbe von guten Freunden, die diese Spielwercke oft gehöret, vor gewiß erzehlet worden. Den Geist selbst haben diese auch niemahls zu Gesichte bekommen, vielleicht weil sie keine Sonntags-Kinder sind.

Man kan indeß hieraus die unterschiednen Neigungen der Gespenster erkennen. Vermuthlich ist wohl dieser alte Münch der Geist eines ehmaligen Haasen, weil er sich so starck an dem Geschlechte der Hunde rächet, die ihm vielleicht vor seiner Metamorphosirung sehr gefährlich mögen gewesen seyn.

Leget mirs indeß nicht übel aus, werthester Wiedermann, daß ich euch dieses Blatt zugeschicket. Ich will euch dadurch Gelegenheit geben, in eurem rühmlichen Vorhaben weiter zu gehen, und der Welt eure richtige Gedancken hiervon ferner mitzutheilen. Ihr werdet dadurch eure Hochachtung bey vernünftigen Leuten ferner unterhalten, sonderlich aber demjenigen das größte Vergnügen verschaffen, der stets ist

L. den 2. Febr. 1729.

Euer erachtenster
August Philalethes.

Ich möchte in der That eben so gern als mein Herr Philaethes die Frage beantworten hören, warum die Gespenster nur des Nachts erscheinen? Haben sie etwa Maulwurfs-Augen, die kein Sonnen-Licht vertragen können? Oder getrauen sie sich nicht es mit uns anzubinden, wenn wir den Gebrauch aller unsrer Sinne haben? Das müßten armselige Geister seyn, die sich bey aller ihrer unbegreiflichen Macht vor etlichen furchtsamen Menschen fürchten müßten. Hernach möchte ich wissen, warum es nur in alten Rüstern Gespenster giebt, und nicht in neuen Häusern? Sind die Geister etwa gesinnet wie die Ratten, daß sie nur in finstern Schlupfwinkeln und dumpfigten Gewölbern nisten? Warum erscheinen endlich mehrentheils lauter Mönche, und keine Rathsherrn, keine Kaufleute oder andre Bürger? Vielleicht wollen sich jene durch verglichen Zuspruch und Besuch ihrer alten Wohnungen, in dem Besitze ihrer Eigenthümer erhalten: da sie wohl wissen, daß sie durch eine vieljährige Präscription ihr Recht auf dieselben verlieren könnten. Die Römische Geistlichkeit ist in solchen Stücken sehr sorgfältig, und diese gutherzige Kloster-Brüder werden ohne Zweifel den Eifer vor ihre Güter auch im Fege-Feuer nicht vergessen können.

Aber warum wendet doch das Breslauische Gespenst die Uhr um? Dem guten Mönche muß die Zeit lang werden. Warum kan es ferner den armen Hund auf einer gewissen Stelle nicht leiden? Das muß ein eigensinniger Geist seyn, der selber nicht weiß was er will. Warum tapset und krazet er auf den Tischen? Ist es etwa ein Spiel-Geist, der die Würfel und Karten, oder gar das Geld zusammen scharren will? Ich gestehe es, alle meine Muthmassungen sind einfältig, und wenn man es haben will, gar ungereimt. Allein man sey von der wiedrigen Seite so gut, und sage mir was bessers; so will ich es mit Danck annehmen. Insonderheit beantwortete man mir die Frage: Ob denn diese mächtige Geister, die solche erstaunens-würdige Dinge vorzunehmen im Stande sind, nichts mehr zu thun haben, als daß sie mit unsern Hunden spielen können, und etlichen jungen Schülern einen kleinen Schauer einjagen?

In Engelland ist neulich ein gelehrter Tractat herausgekommen, darinnen ein tief-sinniger Geistlicher mit den wichtigsten Gründen aus der Vernunft und Offenbarung behauptet, daß der Satan keine Wunder-Wercke zu thun, vermöge. Ich wünsche nichts mehr, als daß dieses schöne Werck von einer geschickten Feder ins Deutsche übersehet werden möge. Denn daraus werden zugleich so viel unzeitige Hexen- und Gespenster-Mährchen auf einmahl zu Boden geschlagen werden. Der Verfasser desselben wiederlegt darinnen den berühmten D. Samuel Clarke, Königlichen Englischen Hof-Prediger in London, der in einem gewissen Buche behaupten wollen, Satan könne allerdings Wunder-Wercke thun. Wir alle wissen, daß die Wahrheit unsrer Religion auf Wunder-Wercken beruhet. Moses erwies dadurch daß er von Gott gesandt, und Jesus, daß er der Sohn Gottes sey. Könnte nun der böse Geist auf gleiche Weise zu Bestätigung eines Irrthums oder zu Ausbreitung seiner Ehre Wunder-Wercke thun; wo bliebe die Gewißheit unsers Glaubens? Wer gebe uns die Sicherheit, daß derselbe nicht durch die Wunder falcher Apostel ehestens zerstöret würde: so wie er durch die Wunder der Boten Christi vormahls ausgebreitet worden?

Biedermann.

Drey und neunzigstes Blatt 1729. den 14. Februarii.

J U V E N A L I S.

Credite me vobis folium recitare Sybillæ.

SDr einem Vierteljahre etwa, haben wir in den öffentlichen Zeitungsblättern gelesen, daß der Tripolitanische Abgesandte in London, einer versteinerten Stadt, die in Africa befindlich seyn solle, gedacht; und zu Bekräftigung seiner Erzählung, aus einem Arabischen Manuscripte folgende Nachricht übersetzen lassen.

Gott allein die Ehre.

SEil mich ein guter Freund ersuchet ihm schriftlich dasjenige zu berichten, was ich von einer in Stein verwandelten Stadt gehöret habe; so will ich ihm das alles melden, was ich von verschiedenen Leuten, sonderlich von einem recht glaubwürdigen Manne, der ausdrücklich an dem Orte gewesen, vernommen habe: Daß es nemlich eine grosse Stadt von runder Figur sey, die grosse und kleine Strassen, voller Kaufmannsläden, nebst einem prächtig-gebaueten Schlosse hat. Ferner erzehlet er, daß er in und ausser dieser Stadt verschiedene Bäume gesehen habe, sonderlich aber Del- und Palm-Bäume, alle von blauen und aschfarbigten Steinen. Imgleichen habe er auch Menschen von verschiedenen Handwercken und Kürsten, etliche seibene Stöffen tragend, andre Brodt in Händen habend, und s. f. einen jeden womit beschäftigt: aber alles versteinert angetroffen. So gar, daß er auch Weiber, die ihre Kinder säugeten, und andre mit Männern gepaaret, alles von lauter Steinen, daselbst gefunden. Er sey durch drey verschiedene Thore in das Schloß gegangen, ob gleich noch mehrere vorhanden gewesen, woselbst er einen Mann auf einem steinernen Bette liegend gefunden. Es hätten Schildwachen vor diesen Thoren gestanden, die steinerne Spieße und Partisanen in Händen gehalten. Endlich hätte er in dieser wunderbaren Stadt auch verschiedene Arten von Thieren, als Kameele, Ochsen, Pferde, Esel, Schaaf und Vögel, aber alles von Steinen der obgedachten Farbe wahrgenommen. Im übrigen läge diese versteinerte Stadt zwey Tagereisen von Onguela gegen Mittag, und Onguela sey 17 Tagereisen von Tripolis gegen Süd-Osten gelegen. So weit geht die Erzählung.

Wer das bekante Buch, Tausend und eine Nacht, gelesen hat, dem wird diese versteinerte Stadt so neu nicht vorgekommen seyn als andern: Aber eben diese Personen werden auch vielleicht einen grössern Zweifel an der ganzen Geschichte tragen; als andre. Es ist bekant, wie wenig Wahrheiten man in Romanen zu suchen hat; und wie verwegen die Verfasser derselben in ihren Erdichtungen zu seyn pflegen. Wenn sie nicht Verstand genug haben, durch die Erfindung anziehender aber doch wahrscheinlicher, und möglicher

Begebenheiten ihre Leser zu belustigen; so verfallen sie aufs Wunderbare, und erdichten solche seltsame Dinge, so allen Glauben übersteigen. Sie erlangen ihren Zweck dadurch. Der Einfältige, das ist der größte Theil ihrer Leser, liebt was ungewöhnliches und unerhörtes. Sachen, die man täglich vor Augen hat, sind viel zu eckelhaft vor sie. Natürliche Dinge haben lange nicht Reizungen genug vor ihre neugierige Gemüther: daher müssen Hexen, Zauberschlöffer, Wunderwerke und andre unerhörte Seltsamkeiten seyn, die einem im Traume nicht ärger vorkommen können. Das belustiget, das entzücket solche feichte Geister. Wahrscheinlichkeit genug vor sie, wenn der Scribent nur saget, daß es sich in Spanien, Africa, Türcken, Arabien oder Pegu zugetragen habe: wenn es nur nicht gestern oder vorm Jahre, sondern vor etlichen hundert, ja tausend Jahren geschehen seyn soll. Ein solcher Roman geht ab, und der Verleger kan nicht Bände genug fertig kriegen, die unersättliche Begierde der Liebhaber zu vergnügen.

Dadurch will ich indessen noch nicht behaupten, daß die Geschichte von der versteinerten Stadt eine lautere Fabel sey. Nicht alles, was in einem Romane steht, ist deswegen vor ein bloßes Hirngespinnste seines Verfassers zu halten. Wie leicht könnte es seyn, daß der Urheber von dem istsgedachten Buche eben dieses Arabische Manuscript, welches gewiß viel älter ist als die Tausend und eine Nacht, auf seinen Reisen zu sehen bekommen, es durchgelesen und sich hernach dieser Nachricht von der versteinerten Stadt bedienet, sein Werk damit auszuschnücken. So viel wird von verständigen Leuten vor gewiß gehalten; daß ermeldter Romanschreiber selbst in Arabien gewesen seyn müsse: weil er sowohl die Geographie der Länder davon er handelt; als auch die besondern Sitten dieser Völker überaus wohl beobachtet. Man würde also die Glaubwürdigkeit des ersten Geschichtschreibers untersuchen müssen, wenn man sich von der Wahrheit einer so seltsamen Begebenheit recht versichern wollte.

Mich anlangend, so habe ich einen besondern Einfall bey dieser versteinerten Stadt gehabt. Es ist mir in den Sinn gekommen: ob nicht etwa ein Arabischer Philosoph oder Moralist, der erste Vater dieser ganzen Erzählung sey. Sie hat nehmlich in meinen Augen ein so philosophisches Ansehen, daß mir dieser Ursprung am wahrscheinlichsten vorkömmt. Man wird mir vielleicht beypflichten, wenn man folgende Betrachtungen in Erwägung ziehen will.

Diejenigen, welche das menschliche Leben betrachten, und sonderlich auf die freyen Handlungen der Leute acht haben wollen, haben fast niemahls Zeit genug, sie in eine recht reife Überlegung zu ziehen. Es geht ihnen wie den Zuschauern eines Tuschenspielers. Derselbe ist in unaufhörlicher Bewegung. Seine Hände, sein Stäbchen, sein Maul steht ihm niemahls stille, und seine Künste folgen in solcher Geschwindigkeit auf einander, daß man dadurch gar zu sehr übereilet wird. Man giebt auf Eins noch Achtung, und will es recht genau wahrnehmen; so ist schon was anders da: Und ehe man eine Sache recht gesehen und erwogen hat; so stört uns schon ein neuer Anblick, der uns eben so irre macht als der vorige; und doch eben so geschwinde durch einen folgenden abgelöset wird.

So ist das menschliche Leben auch beschaffen. Jung und alt, Mann und Weib, reich und arm, groß und klein, ist in steter Unruhe. Will man sehen was sie vorhaben, machen, verrichten oder unternehmen? Es geht nicht an; man hat nicht Zeit genug dazu. Die Hand-

Handlungen folgen so schleunig aufeinander, daß man die eine vor der andern nicht recht zu Gesichte bekommen kan. Diese ist noch nicht recht völlig erschienen; so wird das Auge schon mit seiner Aufmercksamkeit auf was anders gezogen. Unsr Gedancen können so plöcklichen Veränderungen der Dinge nicht folgen. Wir kleben noch an den äußern Schalen einer Sache, und wollten auch gern ihr innerstes erforschen. Aber ein reissender Strom rückt uns gleichsam dieselbe vor den Augen hinweg, und stellet uns was neues vor, welches wir eben so wenig mit genugsamer Muße werden betrachten können. Die Wellen in der bewegten See folgen noch lange nicht so geschwinde aufeinander; und die unbeständigen Sommerwolcken, die der Wind in tausend neue Gestalten verkleidet, lassen uns vielmehr Zeit ihre Figuren zu bemercken: als die freyen Handlungen, daraus das ganze menschliche Leben zusammen gesetzt ist.

Ich habe mich in dieser Absicht nicht verwundern können, warum die wahre Natur und Beschaffenheit der menschlichen Berrichtungen uns bisher so unbekannt geblieben; und warum uns alles, was wir täglich sehen und hören, eben so schwer zu begreifen ist, als die Künste eines Taschenspielers. Alle Handlungen der Leute sind Räzel vor uns. Verborgene Quellen, verborgene Absichten, verborgene Mittel sie zu erlangen; alles ist daran versteckt und verborgen. Wer Heimlichkeiten errathen will, der muß sich Zeit dazu nehmen: sonst wird er stecken bleiben, und sie gewiß nicht treffen. Die Geschwindigkeit aber, darinn die Theile des menschlichen Lebens auf einander folgen, erlauben uns kein langes Nachdenken. Kein Wunder ist es also, daß man die meisten Handlungen der Menschen unrecht beurtheilet: Daß man die bösen so oft vor gut; die guten aber vor böse hält. Man müste uns mehr Zeit lassen, sie recht zu untersuchen: alsdann würden wir auch im Stande seyn, besser davon zu urtheilen.

Durch dergleichen Betrachtungen nun, ist meiner Muthmaßung nach, ein Arabischer Weltweiser bemogen worden, dasjenige in seiner Einbildungs-Kraft vorzunehmen, was sich in der That selbst nicht bewerckstelligen lästet. Er hat gleichsam das beständig umlaufende Rad unserer Berrichtungen und Geschäfte, durch einen kühnen und starcken Angriff in seinen Gedancen hemmen wollen: damit er desto genauer dasjenige in Betrachtung ziehen könnte, was ihm sonst gar zu schnell vor den Augen entwischet seyn würde. Daher hat er sich eine Fabel erdichtet, die dazu dienlich seyn könnte. Ich habe sonst gelesen, daß einesmahls ein hefftiger Donnerschlag zehn oder zwölf Feldarbeiter auf einmahl getödtet, als sie eben unter einem Baume bey einander gefessen, und ihr Mittagsmahl eingenommen. Das merckwürdige so bey diesem Donnerschlage gewesen, war dieses, daß alle Erschlagene eben in der Stellung und Positur, steif, starr und unbeweglich geblieben, darinne sie von dem Wetterstrahle getroffen worden. Wie wäre es, wenn mein Philosoph gedichtet hätte, daß ein Donnerstrahl eben die Wirkung, so er hier in einer kleinen Gesellschaft gethan, in einer ganzen Stadt vollführet hätte? hätte er nicht auch durch dieses Mittel die schnellen Bewegungen aller ihrer Einwohner in seinen Gedancen hemmen, und sich Muße genug schaffen können, alle ihre Handlungen mit der gehörigen Aufmercksamkeit zu betrachten?

Doch er ist auf eine andre Dichtung gefallen. Er hat zweifelsohne in den Arabischen Wüsteneyen allerley kleine versteinerte Sachen gefunden. Dergleichen Dinge sind auch bey uns nicht seltsam, und werden fast in allen Naturalien-Cabinettern angetroffen.

Der

Der berühmte Herr Linck in Leipzig zeigt unter andern auch das versteinerte Gerippe eines ziemlich grossen Thieres, in seinem trefflichen Vorrathe. Da ist es ihm nun leicht gefallen vom kleinen aufs grosse zu schliessen. Wie? hat er bey sich gedacht; wenn etwa ein Mensch versteinert würde. Wie? wenn solches im Augenblick geschehe; so daß er die Stellung behielte, darinn er betroffen würde? Wie? wenn ein ganzes Haus voller Menschen, eine ganze Gasse voller Leute, eine ganze Stadt voller Einwohner plötzlich zu Stein würde? Da würde man mit Vergnügen darinn herumspazieren, und die verschiedenen Handlungen der Menschen nach Belieben in Betrachtung ziehen können.

Ein jeder von meinen Lesern mag sich selbst die Belustigung machen, die sich dieser Weltweise in seinen Gedanken darüber gemacht. Jeder darf sich nur einbilden, als wenn diese oder jene Familie, dieses oder jenes Haus, diese oder jene Person, die man wohl kenne, zu einer gewissen Zeit versteinert würde. Was vor Posituren würde das geben? In was vor Handlungen würde man die meisten antreffen? Wie viel würde man zu lachen, wie viel zu zürnen, wie viel zu klagen Gelegenheit finden? Ein Mann würde vielleicht seine Frau, eine Frau ihren Mann; eine Mutter ihre Tochter, eine Tochter ihre Mutter; der Priester sein Beicht-Kind, das Beicht-Kind seinen Priester; die Obrigkeit ihren Bürger, und der Bürger seine Obrigkeit in solchen Umständen antreffen, daß ihnen die Haare darüber zu Berge stehen würden. Ich überlasse es andern, die eine lebhaftere Einbildungs-Kraft haben als ich, diese Dichtung höher zu treiben und weiter fortzuführen. Genug, daß ich eine geringe Anleitung dazu gegeben habe. Ein jeder bemühe sich nur, daß er selbst in keiner unanständigen Gestalt angetroffen werde, wenn ihn an seinem Orte eine solche Arabische Versteinerung überfallen sollte.

Ohne Zweifel lacht man über diese Ermahnung, und hält sich so sicher vor meiner Drohung, als vor dem Einfalle des Himmels. Es ist gut; ich fürchte mich selbst nicht vor einer solchen Versteinerung. Wie aber? Würde es uns lieb seyn von Menschen in gewissen Handlungen gesehen zu werden? Warum scheuen wir uns denn nicht vor Gottes allsehenden Augen täglich darinn zu erscheinen; vor welchen gewiß alles so unveränderlich gegenwärtig bleibet; als ob es in den festesten Marmor und Stahl verwandelt wäre.

Folgendes Schreiben soll dieses Blatt vollends anfüllen.

Wertheater Biedermann.

Ich habe mich neulichst nicht genug verwundern können, als ich das erste von euren Blättern dieses iezigen Jahres, zu lesen bekam: da ihr unter das unvernünftige Gebete, in welchem man unbillige Dinge von Gott begehrete, auch dieses zehletet, daß die Einwohner am See-Ufer Gott auf den Knieen anruffen, daß er den Strand seegnen solle. Ich meines Ortes sehe hierinnen nichts thörichtes, sondern mich deucht und bin es bey mir überzeuget, ob ich gleich kein grosser Philosoph bin, daß sie darinnen recht thun. Denn lasset euch dienen: sie verlangen nicht etwan von Gott, daß die Seefahrer Schiffbruch leiden möchten, sondern sie bitten nur, daß die Waare so Schiffbruch gelitten, nicht in der See umkommen, sondern zum Gebrauch an Land getrieben werden möchten. So viel weiß ich nun, wertheater Biedermann, warum dieselben Leute bitten, daß ihr Strand möchte geseegnet werden, und weil ihr einem jeden, dem was in euren Blättern bedenklich vorkäme, freygestellt, euch solches zu melden, so hoffe, ihr werdet meine Kühnheit nicht übel nehmen. Sollte meine Schreib-Art nicht förmlich vorgetragen seyn, so wisset daß ich lebe als

An der Elster, den 28 Jan. 1729.

ein Fischer.

Biedermann.

Vier und neunzigstes Blatt 1729. den 21. Februarii.

H O R A T I V S.

- - - Heu Fortuna, quis est crudelior in nos
Te Deus! ut scmpet gaudes illudere rebus
Humanis!



Es will dießmahl meinen werthen Lesern ein paar von den Briefen mittheilen, so seit einiger Zeit bey mir eingelaufen sind. Denn alle lassen sich zu meinen Absichten nicht brauchen, welches denen zur Nachricht dienet, die ihre Zuschriften in meinen Blättern nicht finden werden. Dahin gehört sonderlich derjenige, im übrigen sehr geschickte Correspondent, der mir neulich von der Prediger-Kunst seine Gedancken eröffnet hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die Verstellung in den Geberden eines geistlichen Redners, ein verwerfliches Wesen ist: hingegen aber ist es auch ausgemacht, daß ein Redner mit der Sprache, den Augen, Mienen und Händen, seinem Vortrage viel Krafft und Nachdruck geben kan, wenn er sich nur aller dieser Dinge, der Vernunft und Naturgemäß zu bedienen weiß. Ich würde hierüber eine weitläufigere Betrachtung, als eine Antwort auf sein Schreiben angestellet haben, wenn ich dasselbe hätte hieher setzen können. Weil aber eine gewisse Gemüths-Bewegung aus demselben hervorleuchtet, die dem Verfasser selbst nicht rühmlich seyn würde: so habe ich ein Bedencken getragen, ihm auf diese Weise zu willfahren. Vielleicht nehme ich einmahl Gelegenheit, von dem äußerlichen eines geistlichen Redners, ohne alle Absicht, auf gewisse Personen zu handeln.

Folgendes Schreiben ist meines Erachtens eine artige Satire auf die Projectenmacher, wo ich nicht irre, die sich an vielen Orten einschleichen. Ich würde mehr davon sagen, wenn ich meinen Lesern das Vergnügen rauben wollte, die eigentliche Meynung des Verfassers selbst zu errathen.

Mein Herr,

By den vielen so vortheilhaftten und wohleingerichteten Lotterien, so hier und da fast um die Wette angestellet werden, bin ich als ein ziemlich glücklicher Projectmacher auf die Gedancken gerathen, auch einen Entwurf einer besondern Lotterie auszufinnen, dadurch vielen Leuten geholffen, eines Prinzen Schatz-Kammer aber, mercklich bereichert werden könnte. Wie mir nun meine Erfindung gelungen sey, werden sie aus folgenden Puncten satfsam ersehen.

I. Nenne ich meine Lotterie, eine Ehren-Lotterie; weil man darinn lauter ansehnliche Aemter, Bedienungen und Würden gewinnt. Ich setze nehmlich an statt der

Gewinnste in allen Classen, nichts als lauter Ehren-Stellen. Premier-Minister, Geheime-Hof-Commissions-Steuer-Accis-und andre Rätthe; ferner Amtleute, Secretarien, Advocaten, Canzellisten, Accis-Einnehmer, Copisten, Schösser und Schreiber von allerley Gattungen; weiter, Feldmarschalle, Gouverneurs, Generale, Obristen, Majors, Com-mendanten, Hauptleute, Fähnriche, und Unter-Officirer zu Pferde und zu Fusse; imgleichen Doctores und Professores in allen Facultäten, Licentiaten, Magister, Baccalaurei und Candidaten, von allerley Gattungen; nachmahls General-und andre Superintenden-ten, Pröbste, Pfarrer, Capläne, Substituten, Catecheten, Küster und Glöckner, bey Stadt- und Land-Kirchen; Noch ferner allerley Schul-Dienste, Rectoren, Con-Pro-und Sub-Rectorem, Collegien und Collaboratores. Endlich auch die Städtischen Bedienungen, a. d. s. Bürgermeister, Syndici, Hauptleute, Bauherrn, Stadtrichter, Rathsherrn, Schöppen, Stadtschreiber, Protonotarien, und wie die übrige alle heißen. Alle diese Aem-ter und Ehren-Stellen sind, wie gedacht, in meiner Lotterie zu gewinnen, an statt das in andern nur Geld, Porcellan, Juvelen, oder andre dergleichen Dinge vorkommen.

II. Werden diese Bedienungen alle in eine Ordnung gebracht, nachdem sie in die- sem oder jenem Lande den Rang haben. Denn weil ich noch nicht weiß, welchem Potenta- ten oder Fürsten von Europa, mein Vorschlag anstehen möchte, so kan ich den Entwurf noch nicht ausführlich machen. Ich muß erst wissen, wie erwehnte Aemter in dem Gebiete, wo meine Lotterie ins Werck gerichtet werden soll, dem Vorzuge und den Einkünften nach, auf- einander folgen, wie viel Geheime Rätthe gegen einen Feldmarschall, wie viel Hofrätthe ge- gen einen Geheinten Rath, u. s. w. an dem Hofe vorkommen; Alsdann kan ich meinen Plan erst völlig zu Stande bringen.

III. Eben so verhält sichs mit den Classen. Denn da die Stellen so sehr ungleich sind, so halte ichs vor rathsam, zehn auch wohl mehr Classen zu machen: so daß die wichtig- sten Ehren-Aemter bis in die letzten aufgehoben bleiben, die meisten von geringerer Wich- tigkeit aber, in den ersten heraus kommen. Deswegen aber kommen doch in die untern Classen auch wohl Gewinnste von Wichtigkeit. Z. E. In der ersten könnte ein Superin- tendenten-oder Doctor-Titel der größte Gewinnst seyn; In der andern eine Hofraths- Stelle, in der dritten eine Lands-Hauptmannschaft, u. s. w. Der allergrößte Gewinnst in der letzten Classe, wäre eine Premier-Minister-Stelle.

IV. Wegen der Einlage ist folgendes zu merken. Ich dächte in der ersten Classe müßten etwa 10 in der andern 20 in der dritten 30 Thaler, oder Ducaten, nach dem das Land reich wäre, eingelegt werden. In der zehnten Classe legte man also 100 Thaler ein; welche aber gegen die ansehnlichen Gewinnste, so darinnen vorkommen, vor nichts zu rech- nen sind. Die in den ersten bekämen auch nach Beschaffenheit ihrer geringen Einlage, nur geringere Bedienungen, womit sie indessen vollkommen zufrieden seyn könnten. Wer bald heraus käme, dürfte nichts mehr zu Erneuerung der folgenden Classen erlegen: wer aber bis zuletzt drinnen bliebe, müste zwar alles in allem 550 Thaler einsetzen, bekäme aber auch dagegen solche wichtige Ehren-Stellen, die ihm in einem Jahre zum allerwenigsten dop- pelt soviel eintrügen.

V. Wegen der Mieten, müste der Prinz die Einrichtung nach der Bedürfniß sei- ner Schatz-Kammer, und der Menge der vorhandenen Bedienungen machen. An Einle- gern

legern würde es nicht fehlen, wenn gleich nur ein einziger unter zehnen was gewönne. Pfllegt man doch sonst bey der ungewissen und so weit entferneten Hoffnung, eines Gewinnstes von etlichen 1000 Thalern, blindlings zuzufallen. Wie viel eifriger würde man nicht einlegen, wenn man sein ganzes Glück auf Lebenslang, durch einen glücklichen Gewinnst machen könnte.

Alles was ferner dabey zu beobachten wäre, käme darauf an, daß 1) kein Frauenzimmer einlegen dürfte; weil selbiges zu keinen Aemtern fähig ist. 2) Keine Kinder, sondern lauter Leute von 16 und mehr Jahren, denn dergleichen können zum wenigsten Baccalaurei und Magistri werden. 3) Keine Leute, die schon in Bedienungen stehen; denn diese möchten etwa unglücklich seyn, und schlechtere Bedienungen gewinnen, als sie schon haben. Hingegen wäre der Nutzen in einer solchen Lotterie überaus groß. I) Bekäme der Prinz dadurch einen trefflichen Schatz in seine Banck, und dürfte sich weder den Kopf mit Erfindung neuer Auflagen zerbrechen, noch den Land-Ständen viel gute Worte geben. II) Bekämen ungemein viel Leute die Anwartschafft auf Aemter, denen es entweder an vornehmen Freunden oder Patronen fehlt: ja auch die würden versorget, denen man weiter nichts erheblicheres vorzurücken weiß, als daß sie nicht geschickt wären, eine solche Stelle zu bekleiden. Diejenigen nehmlich, die Hoffnung zu einem Amte kriegten, dem sie noch nicht gewachsen wären, bekämen dadurch Gelegenheit, sich beyzeiten darauf zu legen.

Denn daß so viel unwürdige Leute in Bedienungen seyn, kommt meines Erachtens daher, weil meine Lotterie noch was unerhörtes in der Welt ist. Die armen Leute, die sich gerne worzu geschickt machten, wissen nicht wo sie anfangen oder aufhören sollen, ihren Fleiß anzuwenden. Dieser studiret auf einen Doctor, und wird ein Soldat. Jener will Superintendent werden, und das Glück macht ihn zum Hofrath. Jener sollte ein Langmeister werden, und stirbt als ein Major. Wie mancher hat einen Geheimten Rath im Kopfe, und wird kaum ein Thorschreiber. Kurz, meine Lotterie wird einem jeden, der was gewinnt, zeigen, worauf er sich zu legen habe. Davon wird der Prinz und das Land, wo sie zu Stande kommt, den größten Vortheil zu gewarten haben.

Daß ich ihnen, mein Herr, diesen meinen Vorschlag mittheile, und durch den Druck bekannt zu machen bitte, thue ich deswegen, damit ich beyzeiten die Urtheile meiner Brüder, der Projectenmacher, davon erfahren möge. Ich werde wie Apelles, hinter der Tafel lauren, um zu vernehmen, was man dazu sagen wird. Wenn ich nun meinen Plan ganz werde ins Reine gebracht haben, will ich eine Reise an die vornehmsten Europäischen Höfe thun, und als ein andrer Law, grossen Herrn meinen Anschlag, gegen eine ansehnliche Vergeltung offenbahren. Ihnen aber, mein Herr, verspreche ich zur Danckbarkeit, zehn freye Loosse, sobald nur alles zu Stande seyn wird. Sie können dadurch wenigstens ihr Glück versuchen, und wenn es ihnen wohl will, auch dessen zuweilen gedencken, der sich mit aller Ergebenheit nennet

Semmeldorf, 1729. den 20. Januar.
Da der grosse Winter war!

Ihren dienstgestiffenen
Sinnreich Vielwitz.

Auf folgendes Schreiben will ich nächstesmahl antworten.
Mein Herr!

Es ist mir Dero 76stes Blatt vom vorigen Jahre, igo allererst von ohngefähr in die Hände gerathen. Sie geben sich darinnen Mühe, die Herereyen, so durch Hülf des Satans

Satans geschehen, gänglich zu verwerfen. Sie nennen den Herrn von Hoffenbach einen Hexen-Patron, und suchen diejenigen mit Fleiß lächerlich zu machen, so dem Satan dergleichen Macht zuschreiben. Ich bin zwar nicht so abergläubisch, daß ich alle diejenigen fabelhafte Märchen vertheidigen sollte, welche nicht nur von dem gemeinen Pöbel, sondern auch öfters von denen, so sich von demselben zu unterscheiden suchen, erzehlet werden. Man weiß daß es diesen öfters an einer reifferen Überlegung, Einsicht und genauer Untersuchung aller Umstände fehle; bey jenen aber eine grosse Unwissenheit herrsche. Allein ich kan auch nicht gänglich glauben, daß dem Satan alle Macht, die Menschen durch Hexen oder Zauberer zu erschrecken, oder andern Schaden zuzufügen, sollte benommen seyn. Will man dieses behaupten, so muß man auch sagen, daß keine dergleichen Personen gefunden würden, welche mit dem Satan in einem genauen Verständnisse stünden. Zeugnet man aber dieses, so wird man gestehen müssen, daß die Hexe zu Endor, die Gestalt des verstorbenen Samuels, vermöge natürlicher Künste, hervorgebracht. Und so sind die Zeichen, welche die Egyptischen Zauberer vor Pharaos gethan, ganz natürlich gewesen? Man hat zwar hierwieder eines und das andere einzuwenden, allein weil solches mehrentheils sehr schlecht ist, verdienet es nicht angezogen zu werden. Die H. Schrift gedencet unter andern auch des Zauberers Simonis, und einer Magd, welche durch den Wahrsager-Geist ihrem Herren viel Nutzen zugewandt. Hat sie dieses durch Hülfe des Satans verrichten können, so wird sie auch andern Menschen, auf welche sie einen Haß gehabt, Schaden zuzufügen, vermögend gewesen seyn. Anderer Exempel von Hexen zu geschweigen.

Sie gestehen, daß es Zaubereyen gäbe, da man durch die verborgenen Kräfte gewisser Kräuter, oder anderer Sachen, seinem Nächsten Schaden zufügen könne; Wie können aber noch nicht erkannte Kräfte, zu einem gewissen Endzwecke angewandt werden? Solche Würckungen müssen den Hexen entweder von dem bösen Geiste selbst entdecket werden, oder sie gebrauchen dergleichen Mittel, ohne zu wissen, was darauf erfolgen werde. Kan auch nicht der Satan durch Gottes Zulassung, gewissen Sachen eine Wirkung beylegen, welche sie an und vor sich nicht gehabt? Es war ja allerdings die Rede der Schlangen im Paradiese eine außerordentliche Eigenschaft, wenn man den eigentlichen Verstand der Worte Moses beybehält, und eine vom Satan besessene natürliche Schlange versteht. Auch hatte der Egyptischen Zauberer Stab an und vor sich nicht die Kraft, zu einer lebendigen Schlange zu werden. Inzwischen gereichten diese, durch Hülfe des Satans hervorgebrachte Zaubereyen, unsern ersten Eltern und dem Pharaos, zu einem nicht geringen Schaden; Inzwischen leydet die eingeschränkte Macht des Satans dennoch nicht, ihn bey dergleichen Verrichtungen, einen wahrhaften Wunderthäter zu nennen.

Ich könnte diese meine Meynung weiter zu behaupten, unterschiedliche Exempel anführen, so ich selbst erlebet; es würde aber viel zu weitläufig seyn, solche aniso herzusetzen. Werden sie künftig von mir verlangt, so will sie gerne einsenden. Zülich bitteet nach Dero bekannten Bescheidenheit, diese Gründe zu beurtheilen

Mein Herr,

Sagacropolis, am 2ten Tage des Jenner, 1729.

Dero ergebenster
Alexander von Blocksberg.

177

Der
Biedermann.

Fünf und neunzigstes Blatt 1729. den 28. Februarii.

Canig.

Mein Gott! wie rasen nicht die Lichter = =



Ich muß meinem Versprechen nachkommen, und meine Gedanken von Opern ausführlicher entdecken, weil ich mich neulich einmahl dazu anheischig gemacht. Dem Herrn Herander von Blocksberg aber, will ich deswegen die Antwort auf sein Schreiben nicht schuldig bleiben. Über acht Tage soll sie unfehlbar folgen: ich muß ich meinen Lesern, die keine Liebhaber von Teufeleyen sind, zur Abwechselung, auch von einer andern Materie was einrücken.

Fraget man mich: Was eine Oper ist? so kan ich nicht besser, als mit dem gelehrten und galanten St. Evremont, einem scharfsinnigen Kenner und Meister in freyen Künsten antworten: sie sey ein ungereimter Mischmasch von Poesie und Music, wo der Dichter und Componist einander Gewalt thun, und sich überaus viel Mühe geben, ein sehr elendes Werck zu Stande zu bringen.

Die Bewundrer der Opern rechnen diese ihre Diana, unter die glücklichsten Erfindungen neuerer Zeiten, und nennen sie ein Meister-Stücke der zwo schönsten freyen Künste, einen Sammel-Platz aller poetischen und musicalischen Schönheiten. Diese und dergleichen Lob-Sprüche darf ich nicht ins besondere wiederlegen, denn am Ende dieses Papiers werden sie von sich selbst wegfallen. Ich will nur das bemerken, daß man sie musicalische Tragödien und Comödien zu nennen pflegt: da sie doch nichts weniger als diese Nahmen verdienen. Wären sie Tragödien und Comödien zu nennen: so müsten sie nach den Regeln dieser beyden Schau-Spiele verfertigt seyn; welches aber nicht von einer einzigen Oper, die noch zur Zeit aufgeführt worden, zu erweisen steht. In einer Tragödie hat man nach Anleitung der alten und neuen Meister, in der Dicht-Kunst auf folgende sechs Stücke zu sehen. I) Die Fabel, mit ihrer Verwirrung, welche sich anfänglich wie ein Knoten in einander wickelt, und zulezt auf eine ungezwungene Art wieder auflöset. II) Die Charactere der Personen, so darinnen vorkommen. III) Die Sitten oder Affecten, von welchen sie regieret werden. IV) Die Gedanken und Ausdrückungen. V) Die Verzierungen des Schau-Plazes, und VI) tens die Music. Ich getraue mir zu behaupten daß die besten Opern in allen diesen sechs Stücken wieder die Regeln der Tragödie und Comödie verstossen.

Von dem ersten Stücke, nemlich der Fabel, lehren die Meister und Kenner der Poesie Aristoteles, Horaz, Scaliger, Boileau, Bossu, Dacier, Evremont, Schafftsbury ic. Daß sie eine allgemeine moralische Fabel seyn müsse, die eine sittliche Wahrheit zum Grunde hat. Z. E. Sophoclis Antigone die Opiz ins Deutsche übersetzt hat, lehret durch viel schreckliche Begebenheiten die Wahrheit dieses Sages: Gott läßt die Frevelthaten der Könige und Fürsten nicht ungestraft; und rottet oft ganze Geschlechter gottloser Regenten aus. Dergleichen Lehr-Sätze nun, sucht die Tragödie ihren Zuschauern

auf eine sehr empfindliche Art einzuprägen. Sie bedienet sich dazu der heftigsten Affecten, das ist des Schreckens, der Bewunderung und des Mitleidens. Dadurch sucht sie ihre Zuhörer durchgehends zu rühren, und so zu reden ganz mürbe zu machen. Ja sie bringt es zuweilen so weit, daß die Thränen denselben in die Augen steigen, zum Zeugniß, daß ihre Gemüther von Schmerz und Bejammerung ganz übermeistert worden. Die Absicht eines tragischen Poeten ist also ganz moralisch. Er will die Leute durch die Vorstellung hoher Unglücks-Fälle zu ihren eigenen vorbereiten. Er will ihnen kleine Trübsalen gedultig ertragen lehren, indem er ihnen die Standhaftigkeit der Grossen dieser Welt, in weit entseßlichen Zufällen vor Augen stellet. Er will endlich zeigen, daß die Rache der Gottheit sich auch über diejenigen erstreckt, die in der Welt keinen über sich haben. Das ist der rechte Character einer vollkommenen tragischen Fabel.

Nun zeige mir doch ein Opern-Freund irgend eins, von seinen sogenannten musikalischen Trauer-Spielen, welches nach ist-erwehnter Art verfertigt ist. Wer ist jemahls auf die Gedanken gekommen, eine Opera zu Verbesserung der Sitten zu schreiben? Wer hat sich träumen lassen, die Leute durch das unverständliche Singen weiblicher Castraten, gelassener im Unglück, standhaffter im Leiden, und gesekter im Guten zu machen? Ein oder das andre moralische Sprüchelchen von der Beständigkeit in einer romanistischen Liebe, oder eine weichliche Arie von der Gedult, bey der Härtigkeit einer unerbittlichen Opern-Göttin, das macht die Sache nicht aus. Das sind Ländelepen, die vor Kinder gehören, zum höchsten das Ohr kügeln; das Herz aber niemahls angreifen. Wer ist jemahls mit thränenden Augen aus einer Oper gekommen, wie dort der Tyrann Hierocles, welcher dem Poeten darum das Leben nehmen wollte, weil er ihn durch eine bewegliche Tragödie, aller seiner Grausamkeit und Unempfindlichkeit ungeachtet, zum Schrecken und Mitleiden gezwungen hatte? Eine verliebte Seele kan zur Noth in Opern, ihre vermeynte unglückselige Schicksale, nach einer zärtlichen Melodey beseufzen lernen: Mehr aber wird wohl in diesem Stücke nicht zu hoffen seyn.

Ja, wird man sprechen, die Oper ist nicht sowohl eine Tragödie, als eine Comödie, wo alles hübsch lustig zugeht. Gut; wir wollen sehen, obs wahr ist. In einer Comödie muß nach den Regeln der obgedachten Meister, das lasterhafte Leben des Bürger-Standes, lächerlich gemacht werden, damit die Thoren sich ihrer Narrheit schämen, u. sich künftig davor mögen hüten lernen. Die Absicht der Lust-Spiele ist also wiederum moralisch. Sie suchen freylich wohl das Gelächter zu erwecken: aber ein vernünftiges Gelächter, über lauter ungeremte und lasterhafte Dinge. Zoten und Fragen sind nicht das Werck eines wahren Comödien-Schreibers. Dadurch suchen sich nur seichte Geister zu helfen, die sonst das lächerliche in den menschlichen Handlungen nicht finden oder abbilden können. Menander, Terentius und Moliere sind hierinnen drey Muster, wiewohl der letztere es dennoch in etlichen wenigen Stücken versehen hat, die man aber mehr zu entschuldigen, als zu loben, oder nachzuahmē verbunden ist.

Wie verhält sich aber die Oper bey dem allen? Treten da bürgerliche Personen auf? Sind ihre Fabeln so beschaffen, daß dadurch das Laster lächerlich gemacht wird? Welcher Poet hat jemahls die Absicht darinnen gehabt, einen Misantropen, Geizigen, Betrüger, Spieler, Lügner, Verschwender, Zänckischen, Grillenfänger, Lasterer, u. s. w. als einen Spott der Leute vorzustellen? Alle Opern sind ja von Anfang bis zum Ende mit verliebten Romanstreichchen angefüllt. Die geile Liebe unzüchtiger Personen ist ja das einzige, wovon

die Schau-Plätze erschallen. Die wahre tugendhafte Verbindung zweyer Gemüther, würde lange nicht Reizungen genug haben, auf einer Opern-Bühne zu prangen. Man sage also was man will; die Opern sind weder musicalische Tragödien noch musicalische Comödien zu nennen. Sie thun der Republic soviel Schaden, als jene ihr Nutzen bringen, wenn sie nur unter der Aufsicht verständiger Leute gespielt werden. Sie sollten also von rechtswegen gar nicht geduldet werden.

Bey einer tragischen oder comischen Fabel erfordern ferner die Kunst-verständigen, daß eine genaue Wahrscheinlichkeit darinn beobachtet werde. Man stellet in regelmäßigen Schau-Spielen keine unglaubliche Dinge vor; sondern lauter solche Begebenheiten und Handlungen, die in der Zeit, an dem Orte, und bey den Umständen wirklich hätten vorgehen können. Daher fließt nun die Einigkeit der Zeit und des Orts. Der Schau-Platz muß nicht in der ersten Handlung zu Rom, in der andern zu Constantinopel, in der dritten zu Lissabon, u. s. f. seyn; denn die Zuschauer, die an einem Orte sitzen bleiben, können wahrscheinlicher weise solche Reisen nicht im Augenblicke thun, wo sie nicht etwa auf D. Fausts Mantel durch die Luft hingezaubert werden. Eben daher kommt auch die Einigkeit der Zeit. Wenn es möglich ist, soll von rechtswegen die Fabel in eben soviel Stunden wirklich können geschehen seyn, als sie auf der Schau-Bühne währet. Geht das aber nicht an, so mag sie auch 6. 8. 10 höchstens aber 12 Stunden dauern. Währte sie länger; so, daß sich die Leute etlichemahl auf der Bühne eine gute Nacht anwünschen, und hernach wieder aufstünden, ihre Handlungen fortzusetzen: oder wohl gar etliche Wochen oder Monate damit zubrachten: so würde es abermahl unwahrscheinlich seyn, daß man ohne zu essen und zu schlafen so lange auf einer Stelle sitzen geblieben.

An aller dieser regelmäßigen Einrichtung fehlt es den besten Opern, die wir haben. Die unwahrscheinlichsten Dinge sind darinnen allemahl glaublich genug. Man muß seinen Verstand entweder zu Hause lassen, und nur die Ohren mitbringen, wenn man in die Oper geht; oder man muß sich Gewalt anthun, und alle Unmöglichkeiten die uns darinn vorgestellt werden, verdauen können. Die Sing-Spiele sind im Absehen auf Zeit und Ort so beschaffen, wie die Spanischen Schau-Spiele. Cervantes, der ungemeyne Verfasser des bekanten Don Quixote, verweist es seinen Landes-Leuten, daß sie keinen bessern Verstand von Theatralischen Sachen haben. Unfre Poeten, sagt er, stellen uns einen Helden in der ersten Handlung in der Wiege, in der andern als einen Knaben, in der dritten als einen Jüngling, in der vierten als einen Mann, und in der fünften auf seinem Parade-Bette vor. Imgleichen sieht man zuweilen einen Ritter in einem Spiele alle vier Theile der Welt durchwandern. Dieß geschieht in den ersten vier Handlungen, und wenn die Welt fünf Theile hätte, würde er zuletzt nicht einmahl wieder nach Europa kommen können. Eben so gehts auch in Opern. Man suchet das Wunderbare, und findet das Ungereimte; man will was neues und seltsames vorstellen, und macht lauter unglaubliche Dinge.

Ich komme auf die Charactere, und davon mercke ich nur dieses an, daß in Opern niemahls eine sattsame Mannigfaltigkeit derselben vorkommt. Lauter verliebte Helden, die sich um eines scheelen Blickes halber das Leben nehmen wollen! lauter grausame Schönheiten, die im Herzen ganz anders dencken als sie reden! Es ist immer dasselbe: Und wer drey Opern gesehen hat, der hat sie alle gesehen. Ich schweige noch wie diese Charactere zuweilen beobachtet werden. Mancher Held geberdet sich weibischer als ein Weib; und man-

Die Opern-Prinzessin viel heldenmüthiger als ein Held. Mancher Bediente übertrifft seinen Herrn, und umgekehret Die Römer werden wie Deutsche gebildet, und die Aftatischen Könige, reden wie Italienische Phantasten, 2c. Kurz, die Opern-Charactere taugen gemeinlich nichts.

Eben das gilt von den Sitten und Affecten. Dieß ist ein verborgenes Geheimniß vor die meisten Opernmacher. Da sie ihre Moral aus einem Recueil des Opera zu studiren pflegen, so finden sie in dieser ihrer Sitten-Lehre auch weiter keine Neigungen, als die Schönheit anzubeten, die Treue zu brechen, und sich aus Verzweifelung das Leben zu nehmen. Alles übrige schicket sich in die poetische Opern-Welt nicht. Was ist nun also aus den Sitten der Personen in Sing-Spielen vor Erbauung zu hoffen?

Ich komme auf die Gedanken und Ausdrückungen, da diese nach Beschaffenheit der Charactere wohlstandig und wahrscheinlich seyn sollten: So denken und reden die Opern-Personen fast lauter Phöbus und Galimatias. Man sollte oft schweren daß zwey Verliebte, die in einem Auftritte miteinander umgehen, selbst nicht wissen, was sie denken oder sagen. Es sind lauter Augen-Sonnen, Thränen-Regen, Corallen-Lippen, Felsen-Brüste, Diamant-Herzen, Helfen-bein-Hände: so vieler in Brand-stehenden Seelen, tyrannischer Gestirne und heiß-glühender Seufzer zu geschweigen. Dieß ist das Hohe der Opern: dieß ist ihre prächtige Sprache, die an innerm Werthe oft weniger beträgt, als die Perlen und Edelgesteine, so auf den schimmernden Kleidungen der Spielenden, so sehr das Auge blenden. Kein Mensch redet da wie es die Natur, sein Stand, sein Affect mit sich bringt; sondern wie der Componist es gern haben möchte. Um eines langen Trillers halber den er gern anbringen möchte, muß eine sonst vernünftige Person oft die größte Thorheit von der Welt begehen, indem sie uns dasjenige Italienisch vorsinget, was sie uns auf Deutsch weit besser hätte sagen können.

Die Zierrathe der Schau-Bühne anlangend, so sind dieselben in der Oper eben dasjenige, was dem Höbel am meisten die Augen blendet. Nach den Regeln der Kunst stellet die Bühne in Tragödien und Comödien den Ort vor, wo die Handlung vorgeht; und dieser bleibt wegen der Einigkeit des Orts von Anfang bis zum Ende so. Allein in der Oper ist die Natur und Wahrscheinlichkeit viel zu schlecht. Im Augenblicke verwandelt sich ein Pallast in eine Einöde; Ehe man sich versteht wird diese zum Garten, und gleich darauf ist es eine wilde See mit Felsen und Klippen umgeben. Wo bleibt da die Wahrscheinlichkeit? Die Maschinen gehören auch hieher. Ohne die höchste Noth mischet die Tragödie keine solche Wunder-Dinge in die Thaten ihrer Helden: weil es gar keine Kunst ist, durch die Götter einer Verwirrung abzuhelfen. Die Oper hergegen sucht sich mit Fleiß Gelegenheiten ihre Luft-Schiffe anzubringen. Wenn nur sein viel vom Himmel Götter kommen daher bey uns viel häufiger auf die Schau-Bühne; als vormahls bey ihren Anbetern; welches unsrer Religion eine treffliche Ehre ist. Und daher lernet auch oft ein Oper-Freund mehr die Venus und Juno, den Jupiter und Mars, als den wahren Gott, oder die Tugenden und Laster kennen.

Das allerleste ist die Music, und dieß ist der rechte Kern und Mittel-Punct aller Opern-Schönheiten. Die Alten brauchten das Spielen und Singen nur zwischen den Handlungen der Schau-Spiele. Der Chor, der mitten auf der Bühne stand, stimmte eine Ode voll ernsthafter Betrachtungen über dasjenige Stücke der Fabel an, so vor seinen Augen geschehen war. Diese Lieder waren nun reich an Sitten-Lehren, und voll von dem Lobe der Tugend, der Verabscheuung des Lasters, und dem Preise der Götter. Folglich können sie mit unsern geistlichen Gesängen verglichen werden, die wir in Kirchen singen. Die Schau-Spiele waren ohnedem bey den Alten eine Art des Gottes-Dienstes. Das Volk lernet darinn von den Poeten mehr gutes, als von allen ihren Pfaffen, die nichts als den Schlendrian ihrer Ceremonien wusten. Sonderlich lernten die Zuschauer allmählich die Lieder des Chores auswendig, und behielten daraus die herrlichsten Lebens-Regeln. So nützlich war die Music der Alten angebracht. Unsre Opern haben alles mit einander muscallysch gemacht. Die Personen müssen nach Noten lachen und weinen, husten und schnupfen. Niemand untersteht sich dem andern einen guten Morgen zu bieten, ohne den Tact dazu zu schlagen. Und die zornigste Person sieht sich genöthiget, so lange auf die Zunge zu beißen; bis ihr Wiederfacher seine Triller ausgeschlagen. Alsdann ist es ihr erst erlaubt ihre Antwort im Kammer- oder Chor-Tone anzustimmen.

Der
Biedermann.

Sechs und neunzigstes Blatt 1729. den 7. Martii.

L U C R E T I U S.

Quid dubitas, quin omne sit hoc rationis egestas?
Omnis cum in tenebris præsertim vita laboret.

Der Herr Herander von Blocksberg scheint mir an und vor sich selbst keiner Antwort auf sein neulichs Schreiben benöthiget zu seyn. Der Name, den er sich beyzulegen beliebt hat, zeüget sattfam, daß er es mit seinen Entwürfen so ernstlich nicht meine. Ich würde also dieselben mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht auffer ihm viele andre wären, die seine Gründe vor sehr starck halten. Diesen nun einiger maßen zu begegnen, will ich eine kurze Antwort auf seine damahlige Einwendungen hersehen, und also darthun, daß die Wahrheit sich vor keinen Widersachern zu fürchten habe.

Man hält davor, es könne dem Satan alle Macht die Menschen durch Zauberer zu erschrecken, oder ihnen andern Schaden zuzufügen, nicht benommen seyn; und dieses zwar deswegen, weil man sonst sagen müste, daß es keine Personen gebe, die mit dem Satan in einem genauen Verständnisse stünden. Vor erste antworte ich, daß diese Art mich zu widerlegen nicht die geschickteste und beste ist. Ich habe Gründe angeführet, warum ich dem Satan nicht die Macht zugestehen kan, die Geseze der Bewegung, welche von der ewigen Weisheit in der Welt beliebt worden, zu stören, und also wahrhafftige Wunderwercke zu thun. Hierauf hätte man antworten sollen, ehe man seine Meynungen auf eine andre Art zu vertheidigen gesucht. Man hätte es entweder zugeben müssen: Der Teufel könne wirklich eigentlich so genannte Wunder thun: und alsdann wäre unser ganzer Glaube über einen Haufen gefallen. Denn kan Satan nicht weniger als Gott selbst Wunder thun: So kan es wohl seyn, daß Moses und die Apostel, ja Christus selbst falsche Lehrer gewesen. Sie beriefen sich alle auf ihre Wercke, um ihre Geseze und Predigten dadurch zu bekräftigen. Könnten nun ihre Wercke und Wunderzeichen eben sowohl von der endlichen Macht des Satans, als von der unendlichen Krafft Gottes herrühren: Was hätten wir denn vor ein Merckmahl, daß unsre Religion von göttlichen Boten, nicht aber von den Aposteln des bösen Geistes gestiftet worden. Hätte man aber dieses nicht zugeben wollen; so hätte man den Unterscheid unter den Wundern Gottes und des Satans anzeigen müssen. Unsre Gottesgelehrten sagen, ein Wunder sey eine Wirkung in der Welt, die nach den Gesezen der Natur nicht erfolgen kan, sondern ihnen zurwieder läuft. Bey dieser Beschreibung bleibe ich, und glaube mit David, daß Gott allein Wunder thue. So lange nun diese meine Schlüsse und Beweise nicht umgestossen werden, steht meine Meynung noch feste; daß Satans Gewalt in der Welt so groß nicht sey, als man sich dieselbe insgemein einbildet.

Weil man mich nun nicht auf die gehörige Art zu widerlegen sucht, so wäre ich in der

That nicht verbunden, mich mit meinen Widersachern einzulassen. So lange meine Gründe noch fest stehen, können mir alle Einwürfe nichts schaden. Allein ich will ein übriges thun, und aus Freygebigkeit meiner Gegner Einwürfe untersuchen. Der Herr von Blockberg macht eine Folgerung wieder mich, die ungereimt seyn und also zeigen soll, daß mein Grund, daraus dieselbe fließet, eben so ungereimt seyn müsse. Diese Art gelehrte Streitigkeiten zu entscheiden, ist nicht die beste, und sonderlich in neuern Zeiten unter dem Nahmen der Consequenzenmacherey, sehr verhaßt geworden. Wie wäre es, wenn ich diese Folgerungen leugnete, weil sie aus meinem Satze gar nicht fließen? Mein Satz ist: Satan kan nicht Wunder thun; man eignet ihm zu viel Gewalt zu, wenn man glaubt, er könne die Regeln der Bewegung oder die Geseze der Natur verletzen; die gemeinen Erzählungen von Hexen und Hexerereyen sind entweder Fabeln müßiger Köpfe, oder Einbildungen furchtsamer und einfältiger Leute. Wie folget es nun daraus: Also hat die Hexe zu Endor nicht die Gestalt Samuels hervorbringen können? In Wahrheit entweder ich sehe nicht was vor Sätze aus einander hergeleitet werden können: oder meine Gegner betrügen sich. Ich könnte von ihnen also abermahl den Beweis fordern, daß mein Satz an ihrer Folgerung wirklich Schuld habe: Allein ich will wiederum freygebig seyn, und ihnen solches einräumen. Und doch traue ich mir zu behaupten, daß die Hexe zu Endor mir ganz und gar nicht im Wege stehe; wenn wir uns nur an die Worte der H. Schrift halten wollen.

Vors erste mercke ich also an, daß in der ganzen Erzählung des I. B. Sam. 28. nichts anders von dem Satan gedacht werde, als daß Saul befohlen, ein Weib zu suchen, die den Wahrsager-Geist habe; und daß seine Leute gesagt, zu Endor wäre dergleichen Weib anzutreffen. Ob dieses sich in der That so verhalten oder nicht, das sagt der H. Geschichtschreiber nicht; und wenn ich also gleich zugestünde, daß Saul sich ein solches Weib gewünschet, auch seine Bediente dergleichen zu kennen vermehnet: so wäre es deswegen doch noch nicht ausgemacht; daß sie wirklich einen Wahrsager-Geist, oder Teufel zu ihren Diensten gehabt. Und in der That war es lauter Betrug mit dem Vorgeben des Weibes, wie alle Umstände der Geschichte es geben, wenn man nur Acht darauf haben will. Vors 1) kommt Saul in verstellter Kleidung hin; und siehe, dieses so kluge Weib, welches einen noch klügern Geist zum Gehülfen hat, kennt den König nicht einmahl. Die erste Wahrsagererey, so sie hätte ausüben können, sollte von rechts wegen diese gewesen seyn, daß sie dem verkleideten Könige von weitem entgegen geruffen: Du bist Saul; ich kan dir nichts prophezenhen. So machte es dort der Prophet zu dem das Weib Jerobeams kam, ihn wegen der Krankheit ihres Prinzen zu befragen. Er war bereits vor Alter blind: doch als er nur das Klawschen ihrer Füße von ferne hörte; rief er ihr entgegen: Komm herein du Weib Jerobeams, ich bin zu dir gesandt, ein harter Bote! Allein unsre Wahrsagerin läßt sich betrügen, und mercket die Verstellung nicht eher, als bis sie den Saul gefragt, wen sie ihm hervorbringen soll? Sobald sie nehmlich höret, daß es Samuel seyn soll, und vielleicht andre Kennzeichen mehr, bey genauer Betrachtung seiner Person wahrnimmt; wird sie erstlich gewahr, daß es der König selber sey. Und in der That war Saul leicht zu erkennen. Er war ja eines Kopfes länger als das ganze Volck Israel, und konnte also seine Person unmöglich verbergen. Folglich konnte das Weib ohn alle Hexerey, aus seiner Länge, Sprache und Forderung schon schliessen; daß Saul selbst gekommen wäre, sie um Rath zu fragen.

Ja wird man sagen: Man sieht gleichwohl Götter hervorsteigen aus der Erden; und wer können die anders als böse Geister gewesen seyn? Ich antworte: Wer sah sie denn hervorsteigen? War es etwa Saul, oder die Heye, oder sonst jemand? Wäre das erste oder das letzte; so wäre ich völlig überwunden. Allein im Texte steht nichts davon. Saul sieht nichts; andre Leute sehen auch nichts; nur das Weib sieht sie. Ja sie sieht sie nicht einmahl; sondern sie sagt nur, daß sie dieselben hervorsteigen sehe. Daß sie wirklich was gesehen habe, steht mit keinem Buchstaben in dem angeführten Orte. Konnte also diese leichtfertige und verwogene Bettel sich nicht der Leichtgläubigkeit eines verzagten Königes, der aus Verzweifelung wegen seiner bevorstehenden Schicksale zu ihr gekommen war, zu ihrem Vortheile mißbrauchen? Was war nehmlich einem so abergläubischen Fürsten nicht möglich weiß zu machen; der allbereit die niederträchtigsten Dinge vorgenommen hatte, seine künftige Verhängnisse zu erfahren? Die Historie bestätigt uns noch mehr in diesen Gedanken. Denn was erwiedert er auf ihre Worte? Fordert er etwa die Erscheinung selbst zu sehen? Nein, er bauet auf ihr Wort, und fragt nur wie er gestalt sey? Was hätte er nöthig gehabt, diese Frage zu thun, wenn er selbst was gesehen hätte, oder sonst seiner selbst mächtig gewesen wäre? Sie antwortet ihm nichts mehr darauf, als daß es ein alter Mann mit einem seidenen Rocke sey. Das war abermahl keine grosse Kunst zu wissen: Denn Samuel war so lange nicht todt, und jedes Kind mußte dazumahl wissen, daß dieser Prophet ein alter Mann gewesen, und als ein Priester und Richter im Volcke einen seidenen Rock getragen.

Aber was geschieht weiter? Saul mercket aus der Beschreibung, daß es Samuel sey, und neiget sich mit seinem Antlitze zu Erden: abergläubisch genug! Doch nunmehr geht die Rede dieses erscheinenden Propheten selber an. Samuel sprach zu Saul; fährt der Text fort: Und also ist es gewiß, wird man sagen, daß nicht mehr das Weib, sondern sonst jemand mit dem Könige geredet habe, dessen Stimme er wirklich gehöret. Ich gebe dieses zu: allein vors erste bemercke man nur, daß der Text unmöglich nach dem Buchstaben zu verstehen seyn kan: denn sonst müste der wahrhaftige Samuel da gewesen seyn. Ist es aber wahr daß der Gerechten Seelen in Gottes Hand sind: so kan gewiß Samuel weder dem Geiste noch dem Leibe nach zugegen gewesen seyn. Der Geschichtschreiber erzehlt also die Sache nach den Einbildungen Sauls und dem Vorgeben der Heye. Derjenige Samuel sprach zu Saul, den Saul fälschlich davor hielt: Ob dieses aber ein geistlicher oder fleischlicher Samuel gewesen; davon steht kein Wort im Texte, und wir müssen es also durch unser Nachdencken untersuchen.

Hätte dieser falsche Samuel nun entweder Sauls Anbringen gewußt, ehe derselbe solches entdecket; oder hätte derselbe ihm solche Prophezenhungen gemacht, die unmöglich durch menschlichen Verstand wären herauszubringen gewesen: So wollte ich gleich zugeben, daß es ein Geist oder Teufel gewesen seyn müsse. Allein keines von beyden hat hier statt. Der verstellte Prophet fragt erst: Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest? Das klingt noch alles sehr menschlich; und Saul fängt darauf an seinen ganzen Zustand ausführlich zu erzehlen. Ich bin sehr geängstet, sagt er: Die Philister streiten wieder mich; Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht. Darum habe ich dir rufen lassen, daß du mir weisest, was ich thun solle. Die Antwort, so darauf erfolgt, ist diese. Was wiltu mich fragen, da der Herr von dir gewichen und dein Feind worden ist? Der Herr wird dir thun, wie er durch mich geredet hat, und das Reich von deiner Hand reißen

und es David deinem Nächsten geben. Hier kommt noch nicht das allergeringste vor, das nicht damahls ein jeder Israelit dem unseeligen Saul eben so gut als der beste Wahrsager-Geist hätte zur Antwort geben können.

In Wahrheit alles und jedes, was mit Saul und David vorgegangen, war gewiß nicht im Winckel geschehen. Alles Volck wußte, daß Saul von Gott seines Ungehorsams halber verworfen, David hergegen zum Könige gesalbet worden: Alles Volck sahe die Heeres-Krafft der Philister vor Augen. Alles Volck sahe wie verzagt ganz Israel war, weil Gott in der Stifftshütten den Saul keiner Antwort würdigte. Nichts war also natürlicher, als die Vermuthung; Nunmehr würde der Untergang Sauls vor der Thüre seyn. David, der tapfere Verfechter seines Volckes, war ohnedem nicht bey ihnen; sondern dem gemeinen Auff nach auf der Seite ihrer Feinde. Man mußte gar besorgen, daß er nunmehr die Gelegenheit ergreifen würde, sich an seinem Verfolger und Feinde Saul zu rächen. Alles gab also fattsam an die Hand, daß die Drohungen Gottes nunmehr erfüllet werden, Israel den Kürzern ziehen, Saul aber und seine Söhne das Leben einbüßen würden: welches auch der verstellte Samuel wirklich dem Saul zur Antwort gab, ja nothwendig geben mußte, wenn er nicht ganz unwissend in dem damahligen Zustande seines Vaterlandes erfunden werden wollte. Zum wenigsten getraute ich mir selbst, alle diese Weissagungen aus bloßen Kräften der Vernunft und ohn allen Beystand eines bösen Geistes eben so gut gemacht zu haben.

Hierwieder kan meines Erachtens nur zweyerley eingewendet werden, I) ob denn Saul den falschen Samuel nicht an der Stimme gekannt? II) Wie derselbe so genau den Tag, da Saul und seine Söhne umkommen sollten, haben wissen können? Aber die Antwort ist leicht. Samuel war bereits etliche Jahre todt, und Saul hatte ihn schon eine geraume Zeit vor seinem Tode nicht zu sprechen bekommen; wie aus der Geschichte bekannt ist. Also konnte ja Saul leicht vergessen haben, wie er eigentlich in seinem Leben geredet hatte. Ferner ließ die Beängstigung und der starcke Aberglauben ihm den Gebrauch seiner Sinne und Vernunft damahls nicht. Und wer weiß in was vor einem finstern Gewölbe, an was vor einem dumpfigten Orte Saul diese vermeynte Stimme eines Verstorbenen gehöret? Denn vermuthlich wird ihn die Hexe wohl gewiß nicht am hellen Mittage, oder in freyer Luft seiner Bitte gewehret haben. Der Tag aber und der Tod sein und seiner Kinder war nicht so schwer vorher zu sehen, als man denckt. Wenn der Feind in voller Positur steht und so viel Muth hat, als Zaghafigkeit auf der Gegenparthey ist, da säumet man nicht lange. Und wer weiß ob nicht der Tag zum Treffen schon vorher ist angezehet, und dem ganzen Volcke bekannt gewesen? Den Tod Sauls und seiner Söhne zu vermuthen, das war eben so leicht. Jonathan schonte sich im Kriege nicht, und pflegte wohl gar der erste zu seyn, der den Feind angriff. Eben das war hier von ihm zu vermuthen, und da er lauter zaghafte Soldaten, ja so gar einen verzweifelnden Vater neben sich hatte: war es denn wohl möglich zu hoffen, daß er dem siegenden Schwerdte der Feinde entrinnen würde?

Wer nun dieses alles unpartheyisch in Betrachtung ziehen will, der wird ohne Zweifel gestehen, daß man keinen schwächern Beweis zur Bestätigung der Zaubereyen anführen könne, als eben diese Hexe zu Endor. Eben das könnte ich von den Egyptis. Zauberern erweisen; wenn dieß Blatt es zuließ: Von Simon dem Zauberer im N. T. finden wir gar keine Probe aufgezeichnet, daraus man schließen könnte, ob es mit seinen Künsten natürlich oder übernatürlich zugegangen. Auf die wahr sagende Magd in der Apostel-Ges. kan gleichfalls viel geantwortet werden, welches ich vielleicht ein andermal nachholen will, wenn ich das übrige aus dem Schreiben des Herrn Heranders nach der gesunden Vernunft beleuchten werde.

Siedermann.

Sieben und neunzigstes Blatt 1729. den 14. Martii.

Opitz.

Beschaut dieß weite Haus
 Vom höchsten Giebel an zu allen Seiten aus
 Mit Augen der Vernunft. Verschicket das Gemüthe,
 In seines Schöpfers Werck, da alles reich an Güte,
 Und voller Weisheit ist.



Ich verwundere mich oft über einige von unsern geistlichen und weltlichen Scribenten, die sich ein Vergnügen zu machen scheinen, wenn sie uns das Meisterstück der göttlichen Weisheit, Güte und Allmacht, ich meyne dieses prächtige und wunderbare Weltgebäude, mit den heßlichsten Farben abmahlen, und so viel an ihnen ist, sein viel Böses und mangelhaftes darinnen zu entdecken bemühet sind. Sie scheinen mir nehmlich ganz offenbar wieder die Ehrerbietung zu handeln, die man dem allervollkommensten Wesen schuldig ist. Was würde ein grosser Künstler von uns halten, wenn wir ein Werck tabeln wollten, daran er alle seinen Verstand und alle seine Geschicklichkeit sehen lassen; dazu er sich zwanzig oder dreyßig Jahre, ja seinen halben Lebenslauf Zeit genommen; bloß in der Absicht recht was vollkommenes und unverbesserliches hervorzubringen? Würde er nicht sagen, daß wir entweder die unverständigsten Leute von der Welt seyn müsten: da wir dasjenige meisterten, was doch nach allen Regeln der Kunst gemacht, voller Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit wäre? Oder wenn er uns nicht alles Erkenntniß absprechen könnte, würde er uns nicht vor boßhafte Meider ansehen, die wieder ihr besser Wissen und Gewissen ein Kunststück verachteten, von dessen Fürtrefflichkeit wir doch selbst innerlich überzeuget wären?

In allen diesen Umständen befindet sich der ewige Gott im Absehen auf die Tadler seiner Werke. Er hat alle seine Macht, alle seine Weisheit, alle seine Güte zusammen genommen, eine Welt zu bauen, daraus man die Größe seiner Vollkommenheiten, als in einem Spiegel erkennen könnte. Er hat, menschlich davon zu reden, eine halbe Ewigkeit angewandt, unter allen möglichen Weltgebäuden, die er eben so wohl als dieses ieszige hätte hervorbringen können, ein solches zu wehlen, welches seinen Eigenschaften anständig, seiner göttlichen Hoheit gemäß, und zu Beförderung seiner Absichten bequem seyn möchte. Kurz, Gott hat das allervollkommenste Werck, die allerbeste Welt erschaffen, so wir Menschen uns vorzustellen vermögend sind: damit man ihn mit Grunde weder einer Ohnmacht, noch eines Unverständes, noch endlich einer unvollkommenen Güte beschuldigen könnte. Er selber ist mit seinem Meisterstücke zufrieden. Es gefiel ihm, als ers geschaffen hatte; es gefällt ihm noch bis auf diesen Tag: Denn er erhält es in seinem ordentlichen und natürlichen Laufe, und findet sich weder genöthiget durch unmittelbare Wunder etwas darinn zu ändern,

noch aus Mißfallen gar was zu vernichten. Gleichwohl kommt der elende Mensch, die unvollkommenste unter allen vernünftigen Creaturen, der Einwohner einer der kleinsten Weltkugeln, der nichtige und thörichte Erden-Wurm, der kaum zwey Spannen weit um sich sehen kan, der sich selbst nicht einmahl kenne; und untersteht sich seinen Schöpfer zu meistern, der doch ihn selbst, alles seines Unverständes ungeachtet, vor geschickt gehalten, nicht nur seinem Körper nach, einen Theil der materialischen Welt auszumachen, sondern gar seiner Seele nach einen Bürger in der Stadt Gottes, in der grossen Republic der Geister abzugeben.

In Wahrheit, ich würde mich über ein so verwegenes Verfahren erzürnen, wenn ich nicht wüßte, wie viel die menschliche Schwachheit Theil daran habe. Es ist auch schon Strafe genug vor diejenigen, die in solchen Irthümern stecken, daß sie ihrer Meynung nach, wie Sclaven in einem Gefängnisse leben, an einem Orte der Quaal haufen, und in einem Aufenthalte alles Elendes ihr unseeliges Leben zubringen müssen: Da hergegen ein vergnügter Weltbürger in einer Wohnung der Glückseligkeit, in einer Befreiung des gütigsten Vaters, ja in dem Sammelplaz alle Schönheit und Vollkommenheit, seine Zeit frölich zubringet, und gleichsam einen Himmel auf Erden genießet. Denn in der That werden die meisten Dinge bloß durch die Einbildung der Menschen dasjenige, was sie sind. Nicht als wenn ihre Natur durch unsre Meynungen geändert würde: sondern, weil sie in unserm Gemüthe Wirkungen nach sich ziehen, die denen Vorstellungen gemäß sind, so wir uns in Gedanken davon gemacht. Und hier trifft das Sprichwort ein: Wie man glaubt, so geschieht es einem. Wer die Welt vor einen Abschaum alles Bösen, vor ein Vaterland alles Unglücks und Verderbens ansieht, der kan wohl gewiß wenig vergnügte Stunden haben. Wer sie aber vor eine Schaubühne der Wunder Gottes, vor einen Augzug aller Schönheit und Vollkommenheit hält: wie könnte der eine einzige mißvergnügte Stunde hier haben?

Es fragt sich hiebey nur, wer den meisten Grund vor seine Meynung anführen kan? Allein meines Erachtens ist dieses gar leicht zu entscheiden. Dürfen wir doch nur das Böse, so in der Welt ist, mit dem Guten vergleichen: so wird sich gleich zeigen, welches von beyden die Oberhand habe. Das Böse und Gute ist dreyerley. Entweder es steckt in dem Wesen der Dinge, und heißt Unvollkommenheit und Vollkommenheit; oder es ist in den freyen Handlungen vernünftiger Creaturen anzutreffen, und heißet Laster und Tugend; oder es kömmt auf die Empfindung solcher Geschöpfe an, und heißet Schmerz und Belustigung. Wir wollen alle drey Gattungen durchgehen und sehen, ob mehr Gutes oder Böses in der Welt zu finden sey.

Das erste betreffend, so ist es zwar gewiß, daß ein Ding in der Welt mehr oder weniger Vollkommenheiten besizet als das andre, so, daß eins im Absehen auf das andre unvollkommen genennet werden kan: In der That aber ist doch auch dieses unleugbar, daß eine jede Sache an sich selbst betrachtet, alle die Vollkommenheit besizet, so sich vor sie schicket, und zu ihrem Wesen gehöret. Es ist wahr, ein Baum ist vollkommener als eine Staube, und diese vollkommener als ein Kraut-Scengel: aber weder diesem noch jenem fehlt was, so zu seinem Wesen nöthig wäre. Ein Adler ist besser als ein Falcke, und eine Gans besser als ein Sperling; allein beydes ist an und vor sich selbst so vollkommen, als es seiner Natur nach seyn können und sollen. Es geht wie in der Music. Die Trompete übertrifft die Pseife; Eine laute geht der Geige vor, und eine Paucke ist der Trummel vorzuziehen: Aber keines von allen ist deswegen zu verwerfen. Eine gute Bass-Stimme ist in ihrer Art so schön und ange-

angenehm als die beste Discant-Stimme; und folglich haben wir nicht die mindeste Ursache, das allergeringste in der Welt vor Böse auszusprechen. Die Mücke ist sowohl vollkommen, als der Elephant, und die subtilste Made giebt dem größten Wallfische nichts nach. Eine Ameise zeigt in ihrem kleinen Körper so viel Schönheit und Ordnung, als ein grosser Crocodill, und das schlechteste Gräschen, so wir mit Füßen treten, ist der höchsten Cedar auf dem Libanon gleich zu schätzen. Noch mehr, der Mond ist so gut a's die Sonne, das Wasser ist in seiner Art so untadelich als der Wein; und die wüscste Einöde darf dem fruchtbarsten Lande nichts nachgeben. Die Eisberge in Nova Zembla, sind nicht schlechter als ein fettes Egypten. Mit einem Worte: Gott hat nichts in der Welt gemacht, das nicht seiner guten Eigenschaften halber werth gewesen wäre, von ihm erschaffen zu werden. Und gesetzt endlich, es gäbe einige Dinge, so an sich selbst sehr verächtlich schienen; so tragen sie doch im Zusammenhange mit andern sehr viel zur Vollkommenheit des Ganzen bey. Jedes Sandkorn, jedes Sonnenstäubchen ist gleichsam ein kleiner, ja fast unsichtbarer Stiff, den ein künstlicher Uhrmacher in einer Taschenuhr eben so wenig entzathen kan, als die Feder so alles treiber. In dem Meisterstücke des allerweifesten Werckmeisters ist gar nichts vergebliches, nichts unnöthiges, nichts überflüssiges zu finden.

Eben das kan meines Erachtens von Tugend und Laster erwiesen werden. Die Quelle aller Tugenden ist das ewige Gesetz der Natur: Daß ein jedes vernünftiges Wesen, durch alle seine freye Handlungen, seine und anderer Menschen Glückseligkeit suchen, und dadurch Gottes Ehre befördern solle. Die Beobachtung desselben macht eine Handlung moralisch gut; die Ubertretung aber böse. Wer eine Fertigkeit besitzt, nach dieser Regel zu handeln, der wird tugendhaft, wer aber eine Fertigkeit hat dawieder zu sündigen, der wird lasterhaft genennet. Sollte nun der größte Haufe der Menschen lasterhaft, und die größte Zahl ihrer Handlungen moralisch böse seyn: So müste eins von diesen dreyen daran Schuld haben: Entweder sie müsten das Gesetz der Natur nicht wissen; oder nicht beobachten wollen, oder nicht beobachten können. Aber keins von allen kan mit sattem Grunde vertheidiget werden.

Das menschliche Geschlecht ist mit Vernunft begabt, und so schwach das Licht derselben bey dem grossen Haufen auch ist; so kan sie doch durch einigen wenigen Gebrauch ihrer Kräfte gar wohl das natürliche Gesetz erkennen. Die Schrift selbst spricht den blindesten Heyden dieses Erkenntniß nicht ab: sondern gesteht ihnen zu, daß sie durch ihre Werke gemiesen, das Gesetz stehe geschrieben in ihren Herzen. Unmöglich konnte Gott ein vernünftiges Wesen erschaffen, ohne ihm eine Regel seiner freyen Handlungen kund zu thun. Einer besondern Offenbarung brauchte es dazu nicht. Henoch, Noah, Sem, Abraham, Isaac, Jacob, Joseph, Hiob und tausend andre, so vor Mose den Ruhm frommer Leute davon getragen, hatten kein ander Gesetz als dieses. Selbst Moses hat auf seine steinerne Tafeln nichts anders als die vornehmsten Pflichten desselben, daraus man alles übrige herleiten kan, eingegraben, und dieselben sehr sorgfältig von allen Ceremonial-Gesetzen unterschieden. Incurgus, Draco, Solon, Minos, Numa, u. a. m. die berühmtesten Gesetzgeber unter den übrigen Völkern, was haben sie anders gerhan, als daß sie dem einfältigen Haufen diese natürliche Gesetze bekannt gemacht? Sind sie nicht voll der weifesten Einrichtungen, der nützlichsten Anstalten und Verordnungen, dadurch Länder und Städte in Flor gesetzt, und viel tausend Menschen glücklich gemacht

gemacht worden? Selbst die barbarischen Nationen auf dem Erdboden, die von geschriebenen Gesetzen nichts wußten, machten sich ihre gute Gewohnheiten zu Gesetzen. Bey ihnen that auch oft die Unerfahrenheit im Bösen, mehr, als bey andern die Wissenschaft des Guten. Und wo ist wohl in aller Welt ein Volk zu finden, welches das Widerspiel von allen Zehn Geboten bey sich als ein Gesetz eingeführet? Kan man nicht im Gegentheil zeigen, daß die allerschärfsten Regeln der Jüdischen und Christl. Sittenlehre, so gar die Liebe der Feinde nicht ausgenommen, in den philosophischen Büchern derer, die wir Heyden nennen, anzutreffen sind.

So wußte denn das menschliche Geschlecht ganz wohl was es thun oder lassen müsse: Vielleicht aber hatte es keine Lust darnach zu handeln? Auch dieses kan ich nicht zugeben. Befiehlt denn das Gesetz der Natur eine Sache, davor man einen so grossen Abscheu tragen könnte? Fordert es nicht von uns, unser wahres Bestes zu suchen; unsre Glückseligkeit zu befördern? Ist nicht ein jeder von sich selbst schon dazu geneigt? hat nicht Gott diesen Trieb einem jeden ins Herz gepräget? Haben sichs wohl jemahls ganze Völker in den Sinn formen lassen, mit Fleiß an ihrem Verderben zu arbeiten; oder sich mit Gewalt unglücklich zu machen? Was bewog ganze freye Städte, daß sie sich Gesetzgeber setzten, und sich verbindlich machten, ihnen zu gehorchen? Wer zwang sie dazu, als ihre eigene Begierde, nach guten Gesetzen zu leben und also glücklich zu werden? So hatten sie denn den guten Willen, der Fürschrift ihrer Vernunft zu folgen, vor sich und die ihrigen zu sorgen, gerecht, friedlich, leutselig und dienstfertig bey einander zu leben, die gemeine Wohlfahrt ihres Vaterlandes zu befördern. Und alle diejenigen wurden vor strafbare Bastarte ihrer Republicken gehalten, die ihren so heilsamen Grundgesetzen zumieder handelten. Eben dadurch aber beförderten sie unvermerckt die Ehre Gottes; als welche nothwendig aus dem guten Zustande und der pflichtmäßigen Lebensart vernünftiger Geschöpfe entstehet. Man konnte seine Weisheit, Macht, Güte, Gerechtigkeit, Vorsehung u. s. w. zu preisen Anlaß nehmen, ja man that es auch wirklich; so oft man eine wohlbestellte Republick durch die Tugend ihrer Bürger in Flor gerathen, und zum Gipfel des Glücks ge'angen sahe.

Drittens behaupte ich auch, daß es nicht unmöglich sey, dem Gesetze der Natur nachzuleben. Gott fordert niemahls Dinge von uns, die unsre Kräfte übersteigen: und er wird uns gewiß nicht vergebens die Begierde glücklich zu werden eingepräget haben, ohne uns ein Vermögen dazu mitzutheilen. Ich leugne die menschliche Schwachheit deswegen nicht. Wir fehlen alle mannigfaltig, aber nur darum, weil wir nicht allemal wissen was wahrhaftig gut ist. Ich leugne auch nicht, daß alle das Gute, was wir dergestalt thun, nur natürl. Tugenden zu nennen sind. Sie sind nur natürlich; aber deswegen sind sie doch Tugenden: das ist, wahrhaftig gute Handlungen die Gott wohlgefallen, weil sie nach seiner Fürschrift, so er uns ins Herz gepräget, verrichtet werden. Und was haben diese natürl. Tugenden nicht vor gutes in der Welt gestiftet! Ohne sie hätte die Welt längst zu Grunde gehen müssen. Es wäre nicht möglich, daß ein Dorf, ich will nicht sagen kein Jahr, sondern keinen Monat, keine Woche, keinen Tag hätte bestehen können. Alles geht zunichte, sobald keine Tugend mehr im Schwange geht. Die Laster allein sind eine Pest der menschl. Gesellschaft. Da sich nun so viel Völker, in so viel grossen Reichen, Republicken, Ländern und Städten etliche hundert, ja tausend Jahre in gutem Stande erhalten haben: so ist ja dieses ein unwiedertreiblicher Beweis, daß nothwendig mehr Gutes als Böses in den freyen Handlungen ihrer Bürger müsse im Schwange gegangen seyn. Das übrige folgt nechstens.

Biedermann.

Acht und neunzigstes Blatt 1729. den 21. Martii.

Rachelius.

Ich weiß sehr guten Rath,
Ihr müßt ein Stücklein Speck am Freytag Abend bitten,
Dasselbe theilet denn recht eben in der Mitten,
Und legt's ihm kreuzweis drauf, und sprecht denn geschwind,
Der Wind der beißt den Fuchs, der Fuchs der beißt den Wind,
Es hilft von Stunden an.

Sich gleich noch vom vorigen Stücke eine Fortsetzung meiner angefangenen Betrachtungen schuldig bin; so kan ich doch nicht umhin, folgendes Schreiben hier einzurücken. Es ist vermuthlich aus einer weiblichen Feder geflossen; oder doch sowohl nachgeahmet, daß man es davon kaum unterscheiden kan. Dabey befindet sich ein Entwurf zu einem völligen Wercke vom Aberglauben, der unter dem schwächern Geschlechte noch im Schwange geht. In einem beyliegenden Zettel wurde mir das Versprechen gethan, die Fortsetzung davon ehestens einzuschicken. Weil ich aber mit dem hundertsten Stücke, meine Blätter zu beschliessen Willens bin: als dürfte ich wohl den Eifer wieder dieses schädliche Ubel künftig meinen Nachfolgern in dieser Gattung von Schrifften überlassen. Mir ist das erste Blatt des verwegenen zu Gesichte gekommen, dem ich auch Verstand und Geschicklichkeit genug zutraue, seine Mitbürger in diesem und andern Stücken zu erbauen. Die beyden noch übrigen Blätter von mir, haben schon ihre bestimmte Materien; und ich bin also nicht länger im Stande, meinen Herren Correspondenten zu dienen. Hier ist das gedachte Schreiben, so wie ichs erhalten habe:

Got zuhm Grus liber Herr Biedermahn.

Sehn ihr nog bei guter Gesundheit seid, ist es uns lib. Was uns anghet, habn wir grose Glachen. Mir mechten dog gehrne wifen, was wir eich zwidehr getahn hetten. Mir habn neilig zsammen kummen misen, weil wir so greßlich runter kragt worten. Es wahren ser Wehmither, virzeen Werberin, und sibzeen Ahmmen beysamen, aug edliche Kinder Megtlein dabei, Mir muhsten uns bratschlagen, was ztun. die alde Mutter Efa musthe schreiben, weil sunst kehine nigds gunte. Dehn neilig hat dehr Her son Lindenheim sein Maul gar servlugt über uns zehrrisen, Ihr eben auch mid, was habn mir eich dehn gtan, unt sagfts nur eirn Corbsontenden dehn Schneperlinch, das er einandehrs mal seyn Maul Wo andehrs hinhalden sol, eh ehr alde öhrliche Wenber und Leide runder magd, auf dledzd fragd man gahr nigds mehr nag alden Leiden, di alden seind keine nahrn gwehst. sie habn viel auf althe Leide ghalten. ach liber Got, dwelt wird ihmer schlimer. Die alten soln nichts mer geltn, izunder sol mahn schon in Franzusen Land Weh - Väter habn, En wens bei uns auch gscheh was wohltn wir anfangen, keine rechtgschaffne Frauh

fahn schon kein dienst mehr grigen, wens soh fort geht. Wen mir dehn Lindenheim hetten, mir wohltren das Maul wischen. Wen er Smauhl nit wird halben so wollhn mirn aufm Pock hochl lasen, da wehln mirn schohn zausen. Hehr Bidermahn, ihr seid jah auch ein alter Mah.1, helfft doch den alden, wehn eire frau einmahl ein kind had, wolln mir als umsuast thun: dmit uns aber nimant nir mehr sagn darff so wohln mir eine gwise Ordnung aufrigten, unt gwise regeln geben und aufschreiben, die eine jede grechtschafne frau bis hehr beobacht, und allzeit bobachten soll. Wers nicht dhut, sol nigt in unsre Cunfft kohnen. Wer bithen euch hehr Bidermahn sachts doch alln leiden, es wird sehr niz ich sein, unsre ordnung hat diese Artitel bringt sieh ein wehnig ins Gschick, damit sie alle leide verstehn kennehn. Warlich mir habn sie zeither gahr fleisig in acht gnohmen. Dhuts doch immehr, laßt sie mit in euern Biedermahn dricken. Unser Her Got wird euch sehgen in euren Ehebeche geben. Wir bithen eug alle mit ein andehr. Die liebe Muther Unfernunft hat die Artitel aufschreiben laßen durg ihrn ungeradhenen Sohn, ders aber nicht gern hat schreiben dhun wolln, hat ein greßlichs Glechter drierer ghabt, sagt sein gahr dazu, wir wehrn aberglaubische Narren. Gelt Hr. Biedermahn ehs ist nicht wahr. Wihr habn aber diese gute Ordnung alle fleisich angenohmen und underschreibehn lasen. Die Muther Unvernunft stunt oben, das Kindermegdleen Aberwiß zlez. Die andern in der mitte.

Waschdorf am 10 Dage des Mohnads
da die Tazen rahmlehn.

Gschribn von dehr Mutter Esa
auf Bfehl dehr andehrn.

Das erste Buch.

Von Weh- Müttern, oder Amm- Weibern.

Erste Abtheilung.

Was die Weh- Mütter bey und nach der Geburt thun müssen.

- 1) Eine geschickte Weh- Mutter soll den linken Arm oder Fuß eines Kindes in der Geburt nicht mit bloßen Händen anrühren, denn das linke ist heilig.
- 2) Sie soll gleich dem Neugebohrnen etliche rothe Fleckchen an die Hände binden, damit es nicht verschrien wird.
- 3) Etliche Schreck- Steine anhängen, damit es vor Schrecken verwahrt sey.
- 4) Das erste Kleidchen, das die Kinder mit auf die Welt bringen, soll sie aufheben, nachgehends jemand geben, der es einnehet, damit es dem Kinde kan auf die rechte Seite gehangen werden, dadurch wird das Kind glücklich in der Welt werden.
- 5) Sie soll bey dem ersten Bade des Kindes einen rothen Fleck nehmen, das Kind wird schön.
- 6) Dann einen Strohwisch ins Bade- Wasser legen. Ist sehr nützlich. Denn dieser Stroh- wisch muß biß nach Ausgang der 6 Wochen aufgehoben werden, dann auf einen Baum geworfen werden. Je höher derselbe ist, je besser ist es. So lernt das Kind bald laufen, und kan nachgehends ohne Schaden auf alle Bäume steigen. Diß ist besonders zu beobachten bey Kindern, die mit der Zeit sollen Bau- Leute abgeben.
- 7) Sie soll die Bade- Wanne unter der Wöchnerin Bett verkehrt stellen, das Kind schläft wohl.
- 8) Nach dem ersten Bad soll sie gleich mit ihrem Speichel des Kindes Haupt salben. Die Haare wachsen wohl.

9) Wenn

- 9) Wenn sie das Kind zum erstenmahl einbindet, soll sie es vorher in des Vaters Hemde wickeln. Es gewinnt den Vater lieb.
- 10) Wenn sie das Kind einbinden will, muß sie vorher 3 + unten auf die Windel machen, dann nachgehends oben über das ganze Rücken, vornehmlich aber über den Knotten; sonst löset der Teufel das Band auf, nimt das Kind weg, und legt einen Wechselbalg davor hin.
- NB. Dieses muß auch bey jeden Einbinden beobachtet werden, die Ursache ist die vorige.

Anderer Abtheilung.

Was eine verständige Weh-Mutter bey einer unwissenden Wöchnerin zu beobachten hat, ob sie es gleich nicht selber verrichtet, soll sie es doch andern sagen.

- 1) Soll sie ihr Dorant und Osta anhängen, damit derselben der Teufel nichts anhaben kan. Denn man sagt: Es war einmahl eine Sechswöchnerin, die aus dem Keller Bier holte; zu dieser sagte der Geist: Hätst du nicht Dorant und Osta, So wolt ich dir das Bier lern' kosta.
- 2) Die Wöchnerin soll in ihren 6 Wochen nicht aus dem Hause gehen. Es stellt ihnen nach.
- 3) Auch nicht zur Stuben-Thür hinaus gehen, wenn sie nichts von ihres Mannes Kleidern an hat. Es schlägt das Wetter ein.
- 4) Sie soll auch nicht nehen. Es stehen sonst dem Kinde die Kleider nicht wohl.
- 5) Vielweniger spinnen. Denn wenn das Kind, oder ihr Mann etwas auch nur einen Faden von diesem Gespinste an sich bekommt; so schlägt ihn der Donner todt.
- 6) Die Weh-Mutter soll anordnen, daß bey der Wöchnerin beständig ein Licht brennet; sonst plagt es dieselbe.
- 7) Sie soll in der Wöchnerin Bett ein Gesang- und Gebeth-Buch legen oder legen lassen. Das Kind lernt wohl singen und bethen.
- 8) Stirbt die Mutter in ihren 6 Wochen; so soll sie verordnen, daß das Mandel-Holz ins Wochen-Bett geleyet, das Bett alle Tage zweymahl gemacht werde, als wenn sie am Leben wäre. Sonst kan sie nicht im Grabe ruhen, kömmt wieder und plaget das Kind.

Dritte Abtheilung.

Was eine Weh-Mutter die Gevattern lehren soll, wenn sie unerfahren sind.

- 1) Sie soll die Gevattern ermahnen, daß sie ja das Wasser nicht mehr lassen, wenn sie zur Taufe angekleidet sind, und das Pathen-Geld bey sich haben. Es lassen es sonst die Kinder beständig ins Bett.
- 2) Ferner, die Gevattern sollen der Wöchnerin abbitten, was sie ihr etwan zuwieder gethan. Wenn man es unterläßt, wird das Kind unversöhnlich.
- 3) Der Pathe soll das Kind nicht mit der lincken Hand zu erst angreifen; das Kind wird linckisch.
- 4) Bey der Tauffe muß der Pathe nicht mit dem lincken Fuß voran stehen. Es ist nicht gut.
- 5) Man muß nothwendig 3 Stück Geld von dreyerley Münzen einbinden. Sonst ist's nicht gut.
- 6) Das Pathen-Geld darff man durchaus nicht auf die lincke Seite legen. Es ist nicht gut.
- 7) Der Pathe soll beyzeiten dem Kinde eine Klapper senden. Es lernt bald reden.

Das

Das andere Buch.

Von Ammen und Wärterinnen.

Erste Abtheilung.

Was beyde bey der Pflege der Kinder zu beobachten haben.

- 1) Sie müssen die Kinder nicht auf den linken Arm tragen. Sie werden links.
- 2) So oft jemand das Kind lobet, eine oder die andere Eigenschaft an ihm rühmet; soll ordentlich der es thut, dazu sprechen: Behüts Gott; geschichts aber nicht, so soll es die Amme oder Wärterin thun. Sonst wird das Kind verschrien.
- 3) Ist es aber verschrien worden; so müssen sie sich folgender Mittel bedienen:
 - a) Ein Messer mit drey + in ein Stück Brod stecken, und dasselbe unter des Kindes Kopff in die Wiege legen.
 - b) Ein halbes Huf = Eisen, das an einem Freytrage ist gefunden worden, untern Kopff geleyet, ist auch gut.
 - c) Es hilft auch, wenn man in des Vaters Hand Hocken-Mehl streut, und das Kind drein wickelt.
- 4) Hat ein Kind die Mit = Esser, so sollen sie dasselbe drey Freytagen nach einander baden; Hilft davor.
- 5) Ist das Kind beheret; so sollen sie drey Freytagen nach einander die Stube auskehren, jedesmahl mit einem neuen Besen, und das Kehrigt in den Ofen werffen.
- 6) Wo aber die Mutter bezaubert ist, muß es ein alter Besen seyn. Das andere wie zuvor.
- 7) Sie sollen nicht mit der Hand über des Kindes Trinck-Becher greiffen, auch andere davor warnen. Es bekommt das Herz = Gespan.
- 8) Hat es aber das Kind, so müssen sie es bey den linken Einbüscheln auf beyden Seiten um die Gegend wo die Nabel-Schnur ist, wacker dehnen und dazu sprechen: Hast du das Herz = Gespan, So muß doch bald vergahn.
- 9) Sie sollen nichts an denen Kindern nehen, man neht ihnen sonst die Sinne zu.
- 10) Sie sollen die Kinder, ehe sie ein Jahr alt sind, nicht bey Regen = Wetter auf die Gasse tragen. Sie bekommen Sommer = Flecke.
- 11) Wenn das Kind im Schlaf weinet; so plagen es die Elmen, wie Erwachsenen der Alb. Sie sollen daher demselben in jeden Arm ein Püppchen oder Docke legen. Hilft davor.
- 12) Wenn aber das Kind im Schlafe lacht; sollen sie es ja nicht stöhren. Das Gütchen spielt mit ihm, welches sehr gut ist.
- 13) Hat ein Kind grosse Ballen von zusammen gepackenen Haaren auf dem Kopfe; sollen sie solche durchaus nicht austammen, vielweniger abschneiden. Denn das Schrödelein hat solches gemacht.
- 14) Die erste Lauff, so sie bey einem Kinde finden, muß auf dem Boden einer Pfanne geschlachtet werden. Es lernt hübsch singen.
- 15) Wenn zwey Kinder zusammen kommen, die noch kein Jahr alt sind, sollen sie verhindern, daß sie nicht einander küßen. Sie lernen lange nicht reden.
- 16) Sie sollen unter einem Jahre die Kinder kein Wley ins Maul nehmen lassen. Sie bekommen eine schwere Zunge.
- 17) Auch vor einem Jahre in keinen Spiegel sehen lassen; sie werden ungestalt.
- 18) Bekommt ein Kind die ersten Schuhe; so muß man zuerst den rechten Fuß damit versehen. Es ist sonst nicht gut.
- 19) Die Wärterin soll die ersten Schuhe eines Kindes aufheben, sie sind vor vieles gut. Es ist daher eine löbliche Gewohnheit, wenn man solche am Hochzeit = Tage der Braut übergiebt. Denn dadurch bekommt sie einen grossen Schatz, die ehmalige Wärterin aber etliche Thaler zum Tranck = Geld.

Ein mehreres verbietet der Raum.

193

Der
Biedermann.

Neun und neunzigstes Blatt 1729. den 28. Martii.

PALINGENIUS.

Non etenim, quum sit Deus optimus & sapiens, vult
Quicquam, quod careat ratione: sed optima semper
Eligit, atque jubet fieri divina voluntas.



Ich habe meines Erachtens vor vierzehn Tagen erwiesen, daß sowohl in den Wesen der Dinge, als in den freyen Handlungen vernünftiger Creaturen mehr Gutes als Böses anzutreffen sey. Das dritte bin ich noch zu erweisen schuldig, daß nehmlich auch in den Begebenheiten der Welt, die wir Glück und Unglück nennen, jenes vor diesem die Oberhand behalte. Hierinn muß ich fast noch mehr Wiederfacher vermuthen als in dem vorigen; weil zu allen Zeiten nichts gemeiner gewesen und noch ist, als die Klage über allerley Creuß und wiederige Zufälle. Allein ich getraue mir dem Urheber der Welt zu Ehren, gang leicht den Ungrund dieses Vorurtheils zu entdecken. Und zwar auf folgende Weise.

Alles Leiden, so in der Welt ist, betrifft nur die vernünftigen Geschöpfe. Diese allein sind vermögend Böses und Gutes zu thun, und folglich Belohnungen und Strafen ihrer Handlungen zu erhalten. Diese allein sind einer Überlegung fähig, ohne welche die allerichmerzhaffteste Empfindung unvernünftiger Thiere kein Ubel zu nennen ist. Aus dieser Anmerckung fließet nun schon eine grosse Verminderung des Bösen in der Welt. Die meisten Dinge wissen von keinem Unglücke, ja sind nicht einmahl fähig, dergleichen zu leiden. Der unermessliche Weltraum ist durch und durch ohne Schmerz, Quaal und Leiden: Nur die geringe Anzahl vernünftiger Creaturen betrifft dergleichen Ungemach. Ich sage mit Bedacht die geringe Anzahl: Denn gesetzt, daß nach der vernünftigen Meynung der neuern Weltweisen, alle Planeten Erdfugeln, und alle Fixsterne Sonnen wären, die wiederum, so wohl als unsre Sonne, ihre bewohnte Planeten um sich hätten: So würde doch die grosse Menge der auf so vielen Weltkugeln befindlichen mit Vernunft begabten Geschöpfe, gegen die übrigen unvernünftigen und leblosen zu rechnen, vor sehr wenig oder gar nichts zu achten seyn. Man hat vorlängst ausgerechnet, daß Adam mit allen seinen Nachkommen bis auf unsere Zeiten und noch viel weiter hinaus, auf einem ebenen Platze, der dreyßig Meilen ins Gevierte hätte, gar bequemlich stehen könnte. Was wäre nun dieses gegen die ganze Erdfugel zu rechnen, die 5400 Meilen im Umkreise und 1720 Meilen in der Dicke hat? Was ist aber diese nebst allen übrigen Planeten, gegen den gewaltigen Sonnencörper, der 1000000 mahl größer ist als unsere Erde? Ja was ist endlich die Sonne selbst gegen den unermesslichen Lufttraum, der sie und alle andre Sterne umgiebet? Soll ichs sagen? Die Sonne ist ein Punct, die Erde ein Nichts, wir selbst aber mit unserm ganzen

Geschlechte noch weniger als Nichts zu nennen. Wo bleibt nun die grosse Menge des Unglücks, davon man so viel Wesens zu machen pflegt?

Doch das ist noch nichts. Selbst unter den vernünftigen Geschöpfen ist des Unglücks soviel nicht, als man dencket. Denn giebt es unter denselben viele, die nach dem göttlichen Willen unverrückt einher gehen, und also ihrer Pflicht ein Gnügen thun: So ist es gewiß daß diesen nichts Böses wiederfahren kan. Die Gerechtigkeit Gottes läßt es nicht zu, daß in seinem Reiche ein einziger treuer und rechtschaffener Unterthan unglücklich werde. Die Strafen sind nur die Folgen böser Handlungen. Giebt es nun Geschöpfe, die unschuldig leben: so müssen sie nothwendig auch von keinem Schmerze oder Ungemache was wissen. Es giebt aber allerdings dergleichen unsträfliche Creaturen; und zum allerwenigsten sind die H. Engel dahin zu rechnen: wiewohl es nicht ausgemacht ist, daß eben alle Planetische Einwohner so unvollkommen seyn müssen, als die Bewohner unsrer armseligen Erde. Folglich entgeht uns hier abermahl eine Menge von Ubel und Elend; indem solches nur bey denen angetroffen wird, die sichs durch ihre Thaten selbst zuziehen.

Hierwieder kan man nichts einwenden, als daß auch die Frommen nicht von allem Ungemach und Leiden befreyet sind. Ich antworte: Einem Frommen ist selbst das Unglück, so ihm wiederfährt, was Gutes; denn es dient zu seinem Besten. Die Blase, so einem Kinde am Finger aufläuft, den es ins Licht gesteckt, ist nebst allen Schmerzen, so sie verursachet, mehr was Gutes als was Böses vor dasselbe zu nennen. Denn wer wollte das böse nennen, wodurch man klug und vorsichtig gemacht wird? So wiederfährt auch einem Tugendhaften nichts, was er nicht vor eine Wohlthat Gottes ansehen könnte. Selbst die natürlichen Strafen bessern ihn: Selbst das Leiden macht ihn glücklich. Krankheit, Armuth, Dienstbarkeit, Ketten und Banden, Lasterungen, Verfolgungen, u. s. w. sind nur vor ruchlose Gemüther was Böses. Vernünftige Leute wissen auch in diesen bitteren Blumen ihr Honig zu finden. Wie manchen hat die Unpäßlichkeit fromm, die Armuth fleißig, die Dienstbarkeit gelassen, die Ketten geduldig, die Lasterung tugendhaft, die Verfolgung berühmt und beliebt gemacht. Auch das Gift wird zur Arzenei, wenn mans recht anzuwenden weiß; und wieviel Unglück wird nicht aus der Welt verschwinden, wenn wir alles das abziehen, was sich ein Christ und weiser Mann zur Besserung dienen lästet?

Ich gehe noch weiter. So gar die Ruchlosen und Unvernünftigen geniessen mehr Gutes als Böses in der Welt. Giebt es etwa mehr Krancke als Gesunde, mehr Hospitäler als andere Häuser, mehr Bettler als solche Leute, die an keiner Nothwendigkeit Mangel leiden? Ich glaube es nimmermehr: und niemand wird vermuthlich so unverschämt seyn, das Gegentheil zu behaupten. Gesezt aber daß einige Krancke gefunden werden: sind sie denn von Jugend auf bis an ihr Ende so elend daran? Haben sie mehr schmerzhaftes als ruhige Stunden, mehr böse als gute Tage in ihrer Schwachheit? Weit gefehlt. Gegen zehn francke Tage, die wohl noch sehr leidlich sind, kan ein jeder Patient wohl zehn gesunde Jahre, oder doch zum allerwenigsten soviel Monathe zehlen. Dergestalt wäre ja des Bösen sogar bey den geplagtesten Leuten dreyßigmahl weniger als des Guten: Wiewohl auch die bösen Tage nicht durchgehends, zu allen Stunden gleichviel schmerzhaftes bringen. Je heftiger ein Ungemach ist, je kürzer währet es allezeit; und je länger es dauret, desto leidlicher und erträglicher ist es. Mit der Armuth ist eben so. Niemand ist so gar aller
Dinge

Dinge entblößet, daß er Hungers sterben müßte; wenn er nur vernünftig und tugendhaft ist. Die nothwendigsten Dinge sind allemahl am leichtesten zu haben, und je schwerer etwas zu erlangen fällt, desto unnöthiger ist es. Folglich giebt es sehr wenige Arme in der Welt, die diesen Nahmen verdienen: aber unzählig viel Reiche, die nemlich auffer dem Nothwendigen noch vieles genießen, so nur zum Wohlstande und zur Lust dienen. Wo ist nun die große Menge des Unglücks, darüber man soviel Beßlagen zu hören pflegt?

Ja, wird man sprechen: Wo bleiben soviel Pestilenzialische Seuchen, unfruchtbare Jahre, Überschwemmungen, Feuersbrünste, Sturmwinde, Ungewitter, u. d. gl.? Wo bleiben soviel verderbliche Kriege, dadurch oft ganze Länder und Königreiche verwüstet und verheeret werden? Ich antworte: Sind denn die Seuchen häufiger in der Stadt als die gesunden Jahre? Hat man mehr Pesthäuser, als andere Wohnungen in der Welt nöthig? und sterben mehr Menschen an giftigen Kranckheiten, als eines natürlichen Todes? Eine Pest kommt sehr selten; und wenn sie kommt, trifft sie nur einige wenige Länder, ja wohl nur etliche wenige Städte eines einzigen Landes. Und in diesem bleibt wohl noch allezeit der größte Theil am Leben, wird auch durch die Güter der verstorbenen mehrentheils gebessert. Unfruchtbare Zeiten sind gleichfalls nichts ordentliches und gemeines in der Welt. Die meisten Jahre trägt Feld und Garten soviel als wir brauchen, und wenn die reichen Erndten selten kommen, so sind gewiß die ganz schlechten eben so seltsam. Niemahls aber ist die Unfruchtbarkeit allgemein. Was hier nicht geräth, das schlägt anderwärts desto besser ein: Und was dort nicht gedeihen wollen, ist hier desto besser fortgekommen. Die Länder und Witterungen wechseln miteinander. Eine Gegend kan allezeit der andern aushelfen, und vielleicht bedient sich die Fürsorge eines einfallenden Mißwachsens mit Fleiß, die Gemeinschaft unter uns desto besser zu erhalten.

Alles übrige, was oben angeführet worden, begegnet uns so selten und an so wenigen Orten, daß es fast unsichtbar wird, wenn man es gegen das viele Gute hält, so uns wiederfähret. Wieviel schöne Tage haben wir nicht gegen einen stürmischen? Wieviel ruhige Wasser, gegen eins so sich ergießet? Wieviel wohlgebaute Häuser, gegen ein abgebranntes? Man muß verseßlich blind seyn wollen, wenn man eine so unleugbare Sache in Zweifel ziehen will. Und was sind doch die allergrößten Kriege im Abschen auf das ganze menschliche Geschlecht anders, als ein Zwen-Kampf in einer volkreichen Stadt. So wenig man hier eine oder zwey Personen vermisset, so in dem Winkel eines Hauses ums Leben kommen: So wenig vermisset die Welt, etliche tausend überflüssige Leute, die auf der Wahlstatt bleiben, und der Gesellschaft niemahls besser als durch ihren Tod haben dienen können. Dergleichen Kriege sind noch darzu sehr seltsam. Hat nicht Europa schon seit vielen Jahren in Friede und Ruhe geseßen? Was neulich bey Gibraltar vorgegangen, war mehr ein Drohen als Kriegen zu nennen. Und selbst die Ungarischen, Nordischen und Sicilianischen Kriege, die wir vor zehn oder mehr Jahren erlebt, haben noch den allergrößten Theil von Europa ruhig und stille gelassen: Derer vorieße zu geschweigen, die bey solcher Gelegenheit glücklich geworden. Was hat man also auch in diesem Stücke Ursache, die Kriege so sehr zu vergrößern, die doch mehrentheils die sichersten Mittel zum Frieden zu seyn pflegen?

Wie wäre es auch möglich, daß des Leidens in der Welt so viel seyn sollte, da doch der Laster

laster nicht mehr ist als des Guten, wie ich oben erwiesen habe. Gottes Güte läßt es nicht zu, daß die Strafe größer werde als das Verbrechen ist: Ich habe aber sonst schon gezeigt, daß die wenigsten freyen Handlungen der Menschen verwerflich, die meisten hingegen löblich und recht sind. Es giebt viel mehr Wohnungen guter Bürger, als Stockhäuser, Kercker und Galgen. Man darf keine Belohnungen auf die Tugend setzen; weil ein jeder von sich selbst ihre Fürtrefflichkeit einsiehet. Nur auf etliche Laster setzet man Strafen. Da nun das Unheil in der Welt bloß von den bösen Handlungen der Leute entstehet: so ist es unmöglich, daß mehr Unglück als Glück in der Welt seyn kan. Es giebt sehr wenig recht tugendhafte Personen; das gebe ich zu: Allein auch sehr wenige Erst-Bösewichter. Die andern alle halten ein gewisses Mittel; doch so, daß die meisten sich als natürlich-tugendhafte Glieder des gemeinen Wesens verhalten. Daher kommt es denn, daß man eben so wenige ganz unseelige, als vollkommen glückselige; die allermeisten aber in einem sehr guten Zustande in der Welt antrifft. Wer das Gegentheil behaupten wollte, der würde uns erst darthun müssen, daß jemahls ein Feld mehr taube, als volle Aehren; ein Land mehr Wölfe als Schafe, die Luft mehr Habichte als Tauben, das Wasser mehr Schlangen als Fische, eine Wiese mehr Nesseln als Gras, ein Garten mehr Dornhecken als nützliche Bäume, hervorgebracht habe.

Nunmehr bin ich mit meinem Beweise fertig, und die Wahrheit meines obigen Satzes, daß unendliche mahl mehr Gutes als Böses in der Welt zu finden sey, wird meines Erachtens allen Vernünftigen in die Augen leuchten. Ist ja noch bey manchem eine Schwierigkeit übrig; so kommt sie daher, weil man immer mehr auf das Böse als auf das Gute zu sehen gewohnt ist. Man wende nur seine Gedanken auf alle Vollkommenheiten und Schönheiten der Creaturen; Man überlege nur alle tugendhafte Handlungen der Menschen, die in der Stille begangen werden, und kein großes Aufsehen machen; Man bedencke endlich mit Fleiß alle das Gute, so wir und andre täglich, stündlich, ja augenblicklich genießen: So wird man inne werden, daß es wahr sey, was der Psalmist sagt: Die Erde ist voll der Güte des Herrn. Man wird Gott preisen, der alles so wohl gemacht hat, und sich selbst nichts mehr wünschen, als ein höheres Maas des Erkenntnisses, die Weisheit des Höchsten in seinen Wercken wahrzunehmen. Meinem Begriffe nach wird auch der bevorstehende glückliche Zustand nach dem Tode, den wir vermuthen, glauben und hoffen, in nichts anders als darin bestehen, daß wir die Vollkommenheit Gottes, und seiner Werke recht deutlich einsehen, und eine unaussprechliche Lust dabey empfinden werden. Alsdenn werden uns die Augen aufgehen. Alles Böse wird in der Welt verschwinden, und wir werden begreifen lernen, daß unmöglich was schöners und bessers, als eben dieselbe hätte erdacht werden können. Ich meines Theils bin von diesen Wahrheiten so gerühret und durchdrungen, daß ich mich in allen Fällen derselben erinnere, und mich in meiner Zufriedenheit jemehr und mehr dadurch stärke. Nichts erfreuet mich mehr, als wenn ich bedencke, daß ich in einer bessern Republick lebe, als Plato sich eingebildet, oder einige Neuere von Utopia, oder den Sevarambern erdichtet haben. Dieses ist die Republick des allerweifesten, gütigsten und gerechtesten Monarchen, die Stadt Gottes, in welcher alle vernünftige Wesen als Bürger anzusehen sind: und in welcher niemand unglücklich seyn kan, als wer wieder Gott murret, und also einen Rebellen in dem allervollkommensten Staate abgiebt.

197

Der

Bieder mann.

Hundertes Blatt 1729. den 4. Aprill.

B. Kentirch.
Aus Thoren Menschen machen,
Aus Menschen Weise ziehn, das ist kein Werck vor mich.

WIch habe noch ein gutes Stück, von dem neulichen Entwurfe zu einem Wercke vom Aberglauben der Weiber, in Händen, und kan nicht umhin, dasselbe, ehe ich von meinen Lesern Abschied nehme, hieher zu setzen. Es lehret also des andern Buches

Andere Abtheilung

Was die Amme bey dem Entwehnen eines Kindes in Acht nehmen soll.

- 1) Wenn sie das Kind entwehnen soll; muß sie den Kalender zu rathe ziehen. Stehet eine Bulle in demselben, so ist es gut.
- 2) Sie soll es aber durchaus an keinem Frentage thun. Die Kinder werden sonst verliedt.
- 3) Auch nicht im 1. Merz. Es ist nicht gut. Denn der Teufel ist an diesem Tage von Himmel gefallen.
- 4) Ueberhaupt soll sie es an keinem unglücklichen Tage thun. Ein guter Kalender giebt davon weitläufig Nachricht.
- 5) Damit aber das Kind die Mutter-Milch bald vergessen möge; so soll sie demselben ein warmes Ey in die Hand geben. Denn so bald das Kind das Ey fallen läßt, so bald vergießt es die Brust.

Das IIIte Buch

Enthält etliche allgemeine Lehren, die jedem, besonders aber unserer Junft zu wissen nöthig sind.

- 1) Wenn ein Kind gebohren wird, so muß man gleich in dem Kalender sehen, was vor ein Zeichen regiert, besonders aber nach seinen Planeten sehen, den ein verständiger Kalender-Macher unten schon dazu gesetzt, damit man sich bey der ganzen Auferziehung darnach richten kan. Wird ein Kind im Zwillinge gebohren; so wird es einst viel Kinder zeugen. Im Löwen, wird es großmüthig. In der Jungfrau, verliedt. In der Waage, starck und fett &c.
- 2) Die güldnen Sonntags-Kinder sehen alle Gespenster und Polter-Geister. Können Schätze heben. &c.
- 3) Wenn das Kind nach der Geburt gleich nieset; so wird es ein grosser Mann werden.
- 4) In denen 6 Wochen soll man kein Licht in der Wochen-Stube anzünden lassen. Das Kind kan nicht schlafen.
- 5) Wer die 6 Wochen über in die Wochen-Stube geht; soll sich nicht bücken. Das Kind wird bucklicht.
- 6) Man

D d d

- 6) Man muß sich nieder setzen, wenn man in eine Wochen-Stube kommt. Das Kind kan sonst nicht schlafen.
- 7) Wenn die Mutter nach den 6 Wochen ihren Kirch-Gang hält, von was vor Geschlecht ihr ein Mensch begegnet, dergleichen wird sie nachgehends gebären.
- 8) Die abgefaulte Nabel-Schnur soll in ein Bindlein genehet, und in eine junge Tanne oder Bircke verpföckelt werden. So lange der Baum grünet, hat das Kind Glück.
- 9) Wenn man vermuthet, ein Kind wär ein Wechselbalg, so kan man die Wahrheit erfahren durch folgende Probe: Man mache ein grosses Feuer an; stelle darum lauter Eyer-Schalen. Man sehe oder lege den vermeinten Wechselbalg dazu, und gebe in einem verborgenen Winkel acht: Ist es ein wahrhafter Wechselbalg; so wird er sprechen:
- | | |
|------------------------|---------------------------|
| Bin ich so alt | Hab mein Tag nicht gesehn |
| Als der Ungrische Wald | Mehr Löffchen stehn. |
- 10) Wird ein Kind das erste mahl in ein Haus gebracht, so soll ihm die Haus-Mutter drey oder sonst von einer ungeraden Zahl Eyer geben. Eins davon ins Maul stecken und drey-mahl herum drehen. Die Kinder lernen bald reden. Es müssen aber die heylsamen Worte dazu gesprochen werden:
- | |
|-----------------------|
| Lern schwazzen |
| Wie die Hühner gazen. |
- 11) Wenn die Kinder harte Speisen vertragen können; so muß man ihnen, ehe sie anderes Fleisch gekostet, Lerchen zu essen geben. Sie bekommen eine schöne Stimme.

Anhang einiger nöthigen Sätze, die im vorhergehenden vergessen worden.

- 1) Die Wöchnerin muß zu keiner Zeit allein gelassen werden, am allerwenigsten in der 12ten Stunde. Es ist nicht gut.
- 2) Bleibt sie aber alleine, und man gehet zur Stuben-Thür hinaus, so muß solche mit dem Rühr-Löffel zugesteckt werden; sonst kommen die Hexen hinein.
- 3) Noch besser aber ist's, wenn man einen alten stumpfigten Besen verkehrt vorlehnet.
- 4) Man muß nicht über die Kinder weg schreiten; sie bleiben klein.
- 5) Ist es aber geschehen; so muß man auf der andern Seite wieder drüber springen, so ist es wie zuvor.
- 6) Wenn das Kind bey der Taufe schreyt; so lebet es lang.
- 7) Schweiget es aber; so stirbts bald.
- 8) Der Pathe soll bey der Taufe nicht stammeln; sonst thut es auch das Kind.
- 9) Auch den ganzen Tag über weder jemand küssen, noch sich küssen lassen, das Kind wird verliebt.

Nöthiger Zusatz vor die Kinder-Mädchen.

- 1) Sie sollen die alten verständigen Weiber nicht fragen, was sie mit dem Kinde machen; auch solche nicht verspotten und auslachen.
- 2) Sie sollen auch denen Kindern den Nuß oder Brey nicht wegessen, das Kind wird ein Bielfraß.
- 3) Sperret das Kind das Maul auf u. gehnet; so sollen sie ihm gleich 3 + ins Maul werfen
- 4) Sie sollen sich um alle die vorigen Regeln bekümmern, aber nicht nach der Ursache fragen. Die Mädchen müssen solche Dinge nicht wissen.

Ich vermuthe, daß aus diesem kleinen Register der gemeinen Thorheiten alter Betteln, auch Leute von mittelmäßigem Verstande die Auslachenswürdigkeit derselben leicht einsehen werden. Es ist ja in allen den Regeln keine Spur des menschlichen Verstandes zu sehen, und man sollte kaum muthmassen, daß die Fortpflanzer solcher ungereimten Gebräuche ein Fünckchen Vernunft übrig hätten. Ich erfreue mich derowegen herzlich, daß dieser Uberglaube von Tage zu Tage schwächer wird, und je länger je mehr in Verachtung kömmt. Man fängt sich allmählig an solcher Alfanzeren zu schämen, und wenn es so fort gehet, wird man mit der Zeit gar nichts mehr davon wissen wollen. Wer nun zu gänglicher Ausrottung dieses Unkrauts schriftlich oder mündlich, ernstlich oder mit Lachen was beitragen kan, der wisse, daß er der Vernunft und Religion einen Dienst thut, und sich um die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts dadurch verdient macht.

Ich sollte noch einen Brief von dem Herrn von Hoffenbach hier einrücken, darinn er auf meine letztere Forderungen zu antworten bemühet gewesen ist. Allein der Platz erlaubet mir nur einen Auszug daraus mitzutheilen. Nach einigen Anfangs-Formeln, will er den Verdacht eines Neidischen von sich ablehnen, und zeiget zu dem Ende, woher er seine Ueberzeugung von Hexen habe. Aus eigener Erfahrung hat er sie nicht: Weltliche Scribenten will er auch nicht anführen, weil er alle die Eigenschaften an ihnen nicht erweislich machen könnte, die ich von ihnen gefordert habe, wenn sie glaubwürdig seyn sollen. Er berufft sich also auf die Schrift, welche sich zu vielen mahlen des Worts Zauberer bedienet. Daß dieses kein guter Beweis wieder mich sey, scheint der Herr von Hoffenbach selbst wahrzunehmen; weil nehmlich die Schrift nirgends sagt, daß der Satan unmittelbar und wieder die Regeln der Natur die Zaubereyen wircke. Hernach beruft er sich auf die Hexe zu Endor, darauf ich schon neulich zur Gnüge geantwortet habe. Die Gewalt der bösen Geister zu beweisen, beruft er sich auf das Buch Hiobs, wo der Leviathan ein König über die Stolzgen genennet wird, ja wo es heißt: Er mache, daß das Meer siede wie ein Topf, und rühre alles in einander, wie man eine Salbe menget. Hier irret mein Herr Gegner sehr in der Erklärung dieser Stelle. Der Leviathan ist, nach aller Ausleger Meinung, der Wallfisch, als das größte Ungeheuer in den Wassern. Was geht nun der Wallfisch den Satan an? Und wie folget es daraus, daß dieser in die Körper wircker, ja gar, die von Gott gesetzte Ordnung der Natur stören könne; welches doch der Herr von Hoffenbach daher folgern will. Hierauf fängt er an, sich auf den Hiob zu beziehen, um zu erweisen, daß Satan auf Gottes Zulassung alles verrichten könne. Allein es ist bekannt genug, daß unsre Gottes-Gelehrten noch biß auf diese Stunde in Erklärung dieses ersten Capittels im Buch Hiob, nichts gewisses bestimmen haben. Unzählige Schwierigkeiten hindern es, daß man nicht alles dem Buchstaben nach verstehen kan, sondern seine Zuflucht zur Allegorie nehmen muß. Zu dem ist das Buch Hiobs ein poetisches Buch, wo alles unter lebhaftten Bildern vorgestellt wird. So fallen denn alle Schlüsse, so man daraus auf den Teufel ziehet, über einen Haufen: zu geschweigen, daß kein Wort von Zaubereyen darinn vorkommt und Hiob selbst, alles was ihm wiederfährt, Gott selbst, und nicht dem Satan zuschreibet. Zulezt nimmt der Herr von Hoffenbach seine Zuflucht zur Beredsamkeit, um mich dadurch zu verblenden. Ein höllischer Geist sagt er, habe auch höllische Wissenschaften. Er ziehe in der Welt herum. Er komme ungerufen, Wer ihn suche, von dem lasse er sich willig finden. u. s. w.

Allein

Allein ich beklage daß diese und andre Sprüche in mehr, so alt und gewöhnlich sie sind, bey mir keine Krafft haben. Ich pflege überall aufs gründliche, nicht aber aufs scheinbare zu sehen. Unmaßgeblich könnte der Herr von Hoffenbach seine vermeynte Überführung nach den Regeln der Vernunftlehre in ordentliche Schlüsse bringen, und sich bemühen, alle Fordersätze wieder mit neuen Schlüssen zu beweisen; so würde er selbst wahrnehmen, daß er eine schwache Meynung, vor eine festerwiesene Wahrheit angenommen habe.

Und so kan ich nunmehr von meinen bisherigen Lesern Abschied nehmen. Ich dancke ihnen, daß sie meine Blätter mit so gütigen Augen aufgenommen, und wohl gar selbst durch ihre geschickte Beyträge auszieren geholfen. Meine Umstände leiden es nicht, ihnen ferner durch diese Art wöchentlicher Schrifften aufzuwarten. Ich werde indessen nicht aufhören, auf andre Art meiner Mitbürger Bestes zu suchen. Der Biedermännische Character ist mir keine angenommene Verstellung gewesen; daher darf ich ihn auch nicht ablegen, indem ich diese Blätter schliesse. Ich bleibe also was ich bin, und so wie ich mich zwey Jahre her erwiesen, soll man mich lebenslang finden. Ich will nicht hoffen daß es mir so gar an Nachfolgern fehlen werde; und vielleicht finden sich solche, die weit geschickter sind ihren Lesern was nütliches mitzutheilen, als ich gewesen. Ein jeder arbeitet nach Beschaffenheit seiner Gaben und Kräfte; und mein Gewissen überführet mich, daß auch ich mein mögliches gethan habe. Mein vornehmster Zweck ist gewesen, die Unvernunft und das Laster auszurotten; hingegen Verstand und Tugend unter meinen Landesteuten zu befördern. Daher habe ich denn den Aberglauben, theils ernstlich zu bestreiten, theils lächerlich zu machen gesucht: Daher habe ich auch theils die Schädlichkeit, theils die Thorheit vieler bösen Gewohnheiten, oder besondern Handlungen gewiesen. Dieses alles hat mein Nañme und der damit übereinstimmende Vorsatz erfordert. Denn da ich gern alle meine Mitbürger glücklich machen wollte, die wahre Glückseligkeit aber aus guten Handlungen der Menschen entsteht; Die Handlungen auch aus Verstand und Will'n herfließen: So mußte ich nothwendig auf diese beyde Gemüths-Kräfte sehen, und dieselben zu förderst auszubessern suchen. Ich habe aber auch die Zufriedenheit der Gemüther zu befördern, von der weisen und untadelichen Regierung Gottes in der Welt, zuweilen gehandelt. Dadurch habe ich das Murren der Mißvergnügten zu dämpfen gesucht, welche sich immer über die Vorsehung beschweren, sich aber dadurch nur das Leben sauer machen, weil sie nehmlich wieder den Stachel lecken. Dieses ist der kurze Begriff von allem was ich geleistet habe. Wissen andre nach mir, was bessers; oder auch eben dasselbe mit mehrerm Fortgange zu thun, so wünsche ich ihnen Glück dazu, und werde der ersten einer seyn, der ihre Schrifften lesen und sich daraus erbauen wird.

Zum voraus kan ich melden, daß der junge Philalethes, meines oftgerühmten Freundes Sophroniscus ältester Sohn, den ich sonst meinen Philosophen zu nennen pflege, nicht übel Lust hat, sich mit einer wöchentlichen Schrift eine zeitlang zu versuchen: Es scheint sein Ernst zu seyn, und daß es ihm an Geschicklichkeit dazu nicht allerdings fehle, wird man bald aus seinen ersten Blättern, die er mir schon gewiesen hat, wahrnehmen können. Er will sich darinn meiner Vorschläge bedienen, auch alle seine Blätter meinem Urtheile unterwerfen, ehe sie gedruckt werden. Worinn ich ihm denn meine Dienste niemahls versagen werde.

Über 14 Tage soll Titel und Register zu diesem andern Jahre meiner Blätter ausgegeben werden.

Vollständiges Register

über die andern 50 Blätter des Biedermanns.

A berglauben, ist einfältig und leichtgläubig	42	Kleinen Gesellschaft.	69	ein Goldmacher.	77
ein Exempel davon.	44	warum diß Wort so fremde ist.	149		
wird durch die Poeten fortgepflanzt.	63.64	Bilder, warum die Scribenten die Ihrigen vor die		Bücher setzen.	1
wird von wenigen bestritten.	82	Bild, ein sehr ungereimtes.	65. 66. 67		
ob er gleich sehr allgemein ist,	83	Blockberg (Hexander von) sein Brief.	176		
und selbst von den Lehrern der Religion un-		Böses, ist weniger in der Welt als Gutes.	186. 188. 192		
stüset wird.	84	Borneo, ein Brief von da.	142		
abgem. hlt.	105	Brief an die Matrone.	36	den Groß-Bezier.	52
in ein System gebracht.	190. 167	den Musti.	55.	den König von Portugall.	85
Abdalla Mohammed, sein Brief.	144	Buch, ein neues Englisches.	2	dencket des Bieder-	
Academie, die Portugiesische.	85. 88	manns rühmlich.	4	wird recensirt.	6. 7
Adesidamon, sein Schreiben.	88	Buchdruckeren in Constantinopel.	51		
Adel, dessen ungegründeter Stolz.	29	Bündniß mit dem Teufel wird untersucht.	114. 115		
ihrer Ebdne Auferziehung.	30	Cabala, daher kommt das Wort Biedermann.	149		
Agobard ein Bischoff, eifert wider die Thoeheit der		Cabalise, erzicht den Mlogius.	62		
Christen.	84	Carneval, was davon zu halten sey.	13		
Albrecht Schmierer, sein Brief.	76	Carreaubube, sein Brief.	104		
Alchimisten, schreiben unsinnig Zeug.	79. 86	Cervantes sein Urthel von Spanischen Schanspiel.	179		
Alexis, ein seltsam gemahlter Schäfer.	65	Cessi, hat die Opem aufgebracht.	140		
Allegorie, von der Christlichen Religion.	142	Charactere der Opem.	179		
Mlogius, der Wahrsager gesteht seinen Betrug im		Chloe, ein Schäfer-Gedichte von ihr.	49. 59. 68. 73.		
Wahrsagen.	61	Cicero, erkennet, daß Gott das vollkommenste Welt-		Gebäude geschaffen habe.	128
Alphabet, ein besonders von grosser Krafft.	164	Clarke, (D. Sam.) behauptet Satan könne Wun-		der thun.	168
Alte Betteln, ihre Erzehlungen.	41	Classen, wieviel zur Ehren Lotterie gehören.	174		
Amarillis, eine Schäferin im Guardian.	67	Comet, ein Schertz darüber.	106		
Ammen ihr Aberglauben.	192. 197	Combdien, ob sie zu duiden sind.	239		
machen die Kinder wollüstig.	150	Contusche, ob solche auch in die Elyfischen Felder kom-		men?	130
Antigone, ein Trauerspiel, was vor eine Lehre darina-		Constantinopel man legt daselbst eine Buchdruckeren		an.	51
ne stecke.	177	Copernische Weltbau, ob er an der Seligkeit schadet.		106. ist der beste.	193
Andrienne und Contusche, ob solche auch in Elyfische		Creaturen, die meisten wissen von keinem Schmerz,		Unglück und Leiden.	193. 194
Felder kommen.	130	Criticus ein künstlicher wird um etwas gebethen.	2		
Antwort auf eine Critick.	23	Cypressen Wald, sein Brief.	88. 105. 137		
Artigkeit, eine Schweizerische.	22	Erprikinds seine Briefe.	55. 72		
Aspasia, eine Philosophin.	109	Damasus, was ein Weib daselbst vor Einsicht ge-		habt.	89
Attheisten: n, ob sie besser ist als Aberglauben.	81	Dame, eine Abergläubische wird betrogen.	44		
beyde sind gleich schädlich.	82	Daphnis und Chloe ein Gedichte.	49 = 59. 68. 73		
Auferziehung, eine Abergläubische	62	Deutschland legt den Aberglauben ab.	43		
eine Wollüstige.		Diebe, eine Kunst sie unbeweglich zu machen.	165		
Ausprache, eine falsche.	118	Dionysophanes ein Bürger zu Mitylene.	49		
Regeln davon.	124	Donnerschlag, eines sonderbahren Wirkung.	171		
B ach, ein grosser Meister in der Music.	140	Dorffunker, können kein Latein.	30		
Barons ihr Ursprung.	31	Doucement (Jean Chretien) dessen Brief.	635. 136		
Baple, seine besondere Meynung.	81	Drache einen teuflischen hat man gesehen.	166		
Bedienungen, warum so viel unwürdige Leute darinn		Dresden soll untergehen.	107		
stehen	175	Edelmann, eine Historie von einem.	17		
Beelzebub den macht man zum Gott.	42	Egyptische Zauberer.	176		
Be- hnung dadurch wird niemand tugendhaft.	89	Egattin, eine junge bessert sich.	17		
Ben Adams Traum-Gesichte.	77				
Beredbarkeit, dadurch will man die Hexereyen er-					
weisen.	199				
Beschreibung, eine gekünstelte.	23				
Beschwerungs-Formel.	164				
Betrug des Mlogius.	64				
Biedermann ist nicht galant, sondern altväterisch in					
Kleidung. § soll heyrathen. §2 ein Mitglied der					

Ehen, mißvergnügte, woher sie kommen.	110	Gönner, ein verstellter.	16
Socratis seine.	112	Gott muß man doch glauben, wann gleich keine Zeu- fel wären. 48. hat die beste Welt geschaffen.	127
Ehestand, Gespräch davon.	9	Grimhildin ihr Gespräch.	9
Eifer vor die Religion, verleitet einige zum Aberggl.	47	Gros-Bezier, ein Schreiben an ihn. 52. seine Antwort	72
Eingewende, ob es einem lebendigen Menschen könne aus dem Leibe gehert werden.	165	Gürtel der Venus.	26
Eloge de la gouste.	4	Güte Gottes erscheinet in der Welt.	126
Eltern bitten oft schädliche Dinge von Gott.	145	Gutes ist mehr als Böses in der Welt.	186
Eli-fische Felder ob dahin auch die Coutuschen und Andriennen kommen.	130	Habermann, sein Brief.	117
Epicurus lehrte evidently 91, lehrte aber falsch von der Göttheit.	92	Hamburgische Matrone, Brief an sie.	36
Erasmii Gespräch vom Ehestande.	9	Handschrift, eine unnöthige.	115
Meinung vom Herrathen.	112	Hanns Eisenhardt 70. seine Wissenschaft.	71
Erben zu haben ist keine Glückseligkeit.	34	Harlekin ist nicht unentbehrlich in der Comödie.	140
Erfahrung von Herereyen, was darzu gehört.	162. 163	Hase läßt sich in den Löwenstand erheben.	37
Erhabene Ausdrückungen der Opern.	180	Haasfrau, das Verfahren einer klugen.	19
Ejorus, wer ihm ähnlich ist.	2	Heimlich (Theodor) ein Poet in Duodez.	67
Eulen verkündigen den Tod.	138	Hendel, ein Deutscher Musicus.	140
Euphrosyne.	109	Herauder von Blocksberg sein Brief.	175. 181
Eustachius heyrathet Sophonisben.	25	Here zu Endor 176. war keine Here. 182. = Patron, wer es ist? 161. 176. = Prozesse, hat Thomastius abgeschafft. 108. in Ungarn. 84. in Portugal 97 warum man sie glauben kan.	162
Eva, eine Hebamme ihr Brief.	189	Heyden glaubten keine Bündnisse mit bösen Geist.	116
Evremoni, seine Meinung von Opern.	180	Heyrath Sophonisbens.	26
Fabel, vom Hasen und Löwen 37. von der Religion.	142	Heyrathen, der Biedermann hat nicht Lust dazu.	33
Fener, was eine Frau damit thun wollen, löschten eine Zanberer.	89	Himmel, Betrachtung desselben	135
Fischart. Joh. sein Ehebruch-Düchlein.	9	Hiob, das Buch desselben ist allegorisch.	199
Fischer, eines solchen Brief.	172	Hölle, will ein Weib ausleschen.	89
Flurze, ein junger Stuber.	70	Hoffenbach, sein Schreiben.	32. 102. 156. 159
Fonteneinische Schäfer sind zu galant.	67	Hofcute fangen an gut Deutsch zu schreiben.	121
Francose, der Deutsche, und dessen Brief.	135	Hoffnung, eine gar zu freche 93. eine wohlgegründ.	96
Frau, eine vernünftige bessert ihren Mann. ist nicht eifersüchtig.	19. 20	Hohe Schreibart, eine falsche.	180
Frauenzimmer, ein verstelltes. ist von der Lotterie ausgeschlossen.	15	Hufeisen, ein Sprichwort davon.	88
Furcht eine gar zu große 94. eine vernünftige	96. 97	Hund, ein Gespenste kan ihn nicht leiden.	167
Galathee, eine seltsam gemahlte Schäferin.	65	Inquisition's- Gericht, das Portugisische wird ab- geschafft.	141
Gamophilus sein Schreiben	23	Johann's- Abend ist merkwürdig.	41
Gebet, vor den König in Portugall. 107 was es hilft. 146. welches unvernünftig ist.	147. 148. 172	Joseph Philo von Lindenhann sein Schreiben.	155
Gedanken von der Beredsamkeit.	21	Joseph Zuchtfreund sein Schreiben.	131
Geillicher, eines vernünftigen Rath.	63	Journalisten, ihre Art.	4
Geld, wird den Kindern zu früh in die Hände gegeb.	153	Italiener haben die Oper erdacht.	140
Gelehrten sind abergläubisch 106. arm	144	Jugend, wird durch die Wärterinnen und Ammen verderbt.	150
Geschwindigkeit, der menschlichen Handlungen. im Drehen taugt nichts.	171	Jungfern ihre ieszige Kranckheit 35. worauf sie bey Freuern sehn 112. sind rar, und woher es kommt 129	132
Geser, eben die berühmtesten.	187	Junger, läßt sich Romane hinterher tragen, wenn sie zur Kirche geht.	153
Gespens'er in Leipzig 88. in Dresden 134. in Bres- lau.	167	Keuschheit, warum sie so seltsam ist,	150. 154
Geistliche, wie sie galant werden 7. ein schönes vom Ehestande 9. ob davon Kinder gebohren werden.	129	Kindbetterinnen ihre Regeln.	190. 191
eins im Reiche der Todten.	129	Kindermädchen, Regeln vor sie.	198
Geattern, ihre Regeln.	191	Kindewärterinnen verderben die Jugend.	150
Geheimnisse einer Lotterie.	174	Kirche, in derselben lieft man Romane.	153.
Gilbert ein Holländer, seine Historie.	19. 20	Kirchen-Scribenten, ob sie Bündnisse mit dem Satan geglaubt.	116
Glückseligkeit, das Verlangen darnach ist die Quelle alles Guten.	89	Klage des Ehestands.	9
Goldmacher sind ungercimte Köpfe. 78. 79. verdienen den Nahmen der Philosophen nicht,	80	Kleiderordnung der Gespenster.	134
		Kleidung eines jungen Stuckers. 5. wie sie recht ga- lant wird. 6. einer Schäferin.	76
		Kleine Leute machen eine Gesellschaft.	53
		Kleinig-	

Kleinigkeiten gehören auch in die Moral.	153	mählig von fremden Brocken gesäubert.	121
Klecker, darinn zeigt sich ein Gespenste.	167	Myrtale eine Schäferin.	49
warum nicht anderwärts.	168	Nachtszeit, warum die Gespenster nur alsdann kommen?	168
Klugheit, ob man dawieder handelt, wenn man die Thorheiten verwirft.	158	Nahmen, die Fortpflanzung desselben ist eine Etokk.	34
Knabe, des wilden von Hameln, Vater schreibt ein Buch.	3	Nase, eine grosse was sie bedeute.	104
König von Portugall wird gelobt.	85	Natur, hat die Absicht, daß der Mensch klein seyn solle. 55 lehret was Gut und Böse ist.	187
vor ihn ein Gebt.	107	Naturalien Cabinetter.	171. 172
Kranckheit des ieszigen Frauenzimmers.	35	Natürlich, ob alles natürliche erlaubt ist?	102
Kriege sind eine Kleinigkeit im Absehen auf den ganzen Erdboden.	195	Nrauburger Messe beschrieben.	41
Kupferstich von schöner Erfindung.	1	Neujahrs-Wunsch.	145
Lappländer verkauffen Wind.	101	Nymphen werden von den Heyden verehret.	51
Laster der beleidigten Kleinigkeit.	55	Occident und Orient beyde gehen einen Weltbürger gleich viel an.	85
Woher es kommt, daß die meisten nachbleiben.	90	Opern werden verworffen.	137. 138
sind so läufig nicht in der Welt als man dencket.	187	ausführlich untersucht.	177
Lebensart, die einsame doch vergnügte	33	Opken seine Gedanken von der Standhaftigkeit eines Weisen.	160
Leibniz hat die Stoische Lehre von der vollkommensten Welt wieder hervorgesucht.	128	Pabst, dessen Herrschsucht.	86
Leiden, ist sehr geringe in der Welt.	192	Paradies, eine Frau will es in Brand stecken.	89
Leipzig soll mit Feuer untergehen.	88	Patriarchen haben nichts von Zauberen gewußt.	43
Leipziger lieben den Schäfer-Stand 65. kommen in Verdacht wegen ihres guten Geschmacks.	66.	Patriot gelobt.	24
glauben nicht viel Thorheiten.	88	Pfaffen, ihre Gewalt wird eingeschräncket.	141
Periathan ist nicht der Teufel.	199	Philologus sein Brief.	98. 100
Liebe, was sie sey.	60	Philosoph, ein scheinbahrer 15. die Goldmacher verdienen den Nahmen nicht.	80
Liebste, wird den Kindern beygelegt.	182	Philosophie ist niemahls unnütze.	122
Lotterie, eine besondere.	173	Plutarchi Chezuchtbüchlein.	9
Lucern, dessen Verragen.	86. 141	Poesie, ihr Nutzen.	123. 177
Lut, wie er von seinen Opern geurtheilet.	136	Poet, was seine Pflicht ist. 57. 58. 131. viele verstehen die Caractere der Schäfer nicht. 76. sind Unflätter. 130. der tragischen ihre Absichten.	178
Macht Gottes erblickt aus den Creaturen.	125	Priester-Tracht, was sie verdeckt.	15
Magd, hat den Wahrsager Geist.	176	Projectmacher, ein lustiger.	173
Magie, die natürliche was sie sey?	161	Pus der Weiber.	10
Mahlzeit, Aufführung dabey.	7	Quintilian, wie er die Kinderzucht abmahlet.	152
Mahometanerin, ihr Begriff von der Tugend.	89	Quixote ein guter Roman. 49. darinnen werden die ungeremten Schauspiele getadelt.	179
Mancheischer Gott, dazu macht der Aberglaube den Satan.	48	Rachelius ist kein Freund von Toten.	131
Männer, ihr Betragen nach der Hochzeit.	111. 112	Redner, ein geistlicher soll sich nicht verstellen.	173
Marinor = Mahleren.	75	Regenten sollen ihren Unterthanen eine Lust gönn.	14
Matrone, die Hamburgische soll der Biedermann begerathen. 32 Brief an sie.	39	Religion beruhet auf Wunderwerken.	169
Menschen quälen sich selbst durch ihre thörigte Einbildung 186. wollen das Gute von Natur gern thun. 188	188	Religions = Spötter sind oft abergläubischer als andere.	48
Menschliche Geschlecht dessen Erhaltung zu befördern ist nicht eines jeden Pflicht.	34. 35	Reinigkeit der Mutter Sprache wird allmählich besser als sonst beobachtet.	121
Missbrauch der Poesie.	132. 158	Reinlichkeit.	8
Mönch, ein Gespenste in Dresden 134. in Breslau. 167	167	Republicken, darinne geht mehr Gutes als Böses im Schwange. 188. die Welt ist eine bessere, als Plato erdacht.	195
Monarch, des allerbesten Republic ist diese Welt.	196	Romane, welche die besten sind.	49
Moralische Ehe.	37	werden den Kindern in die Hände gegeben.	152
Moralisch, ob diese Blätter so zu nennen sind.	157	Romanschreiber, ein Fehler derselben.	170
Muffti, Brief an ihn 55. 56. seine Antwort darauf.	143. 144	Rosemunde ihr Gespräch.	9
Musen einiger Dichter sind grobe Bauermägde.	130	Rotharis ein Longobardischer König schafft eine Heeren Strafe ab.	165
Music, Lob derselben 140. in Opern ist sie unnatürlich.	180	Rubeen eine Critick über ihn.	98. 99
Müßiggang, eine Quelle der Wollust.	153	Ruhetich sein Schreiben.	98
Musiapha Secretär des Groß-Beziers.	62		
Muttersprache soll man treiben. 117. 118. wird all-			

S adducäer leben ordentlich.	91	Peuten die einander heyrathen wollen.	311
S atan wird zum Odit gemacht.	48	Vielwiß sein Brief	175
kan nicht Wandler thun.	168	Vollkommenheit der Dinge.	186. 187
S aul ließ sich von der Hese betrügen.	182	W ahl einer Ehegattin ist schwer.	35
S chäfergedichte, was sie sind.	58. 75	Wahrscheinlichkeit einer Oper.	179
S chiff, Kunst eins im Sturme stille zu halten.	103	Wechselbalsg.	198
S chönpinsler, mal't bunte Häuser.	75	Wehklage, was sie ist.	133
S chreibart eine sonderbare.	23. 74	Wehmütter, ihr Aberglaube.	190
S chrift, die heilige lehret nichts von Bündnissen mit dem Satan.	116	Weib zu Damascus will die Hölle ausleschen.	89
S cribenten sollen den Niedermann nicht aus ihrer Zahl verstoßen 2. die Unfähigen werden angeklagt.	130	Weiber, ihre böse Art 10. der guten, Aufführung 11. 12 sind schwer zu wehlen.	35
S eneca von der Vorsehung.	159	Weiser Mensch, wie er sich in Furcht und Hoffnung bezieget.	97
S icherheit ist schädlich.	96	Weisheit Gottes leuchtet aus der Welt hervor.	126
S ingspiele verworffen.	177. 178. 179. 180	wird beleidiget.	185
S innreich Vielwiß, sein Brief.	175	Welt, was sie ist. 14. ein Abriß davon 125. die hefte 127. Thoren verachten sie.	185
S onne, wie groß sie ist. 193. wieviel ihrer sind?	125	Weltweise machen das Volk klug 43. eines Arabischen Einfall.	170. 171
S ophonisbe heyrathet.	25	Wercke, zeugen am besten von der Meinung.	92
S perantius sein Character.	92	Wiederbringung aller Dinge, was ihre Vertheidiger von der Hölle lehren.	90
S pielwerke in der Schreibart sind kindisch.	137	Widniß, giebt die besten Regeln der Galanterie. 6. 7. 8	
S pötter, eine Fabel.	100	Wille, sein Verderben kommt aus dem Verstande.	92
S prachen, können nicht ohne Philosophie studiret werden 122. was die Poesie darzu thut.	123	Windverkauf der Lappländer.	92. 101
S tadt, eine versteinerte 169. ist eine Fabel sinnreicher Philosophen.	110	Wirkungen der natürlichen Dinge, wer sie den Heren entdeckt.	176
S tein der Weisen, Regeln ihn zu finden.	78. 99	Wittwer, ob sie lediges Frauenzimmer heyrathen sollen.	179
S trafe der Zauberer, 163. eine Longebardische wird abgeschaffet.	165	Wolfs Philosophie gelobet.	22
T adlerinnen, die vernünftigen.	22	Wollust warum sie so gemein ist 150. ist ein Verbotthe des Unglücks.	155
T aschenspieler, ihre Künste sind den menschlichen Handlungen gleich.	170	Wünschen, man eignet ihnen gar zu viel Krafft zu.	146
T eufel werden nicht geleugnet, wenn man gleich Heren leugnet. 47. 48. einer erscheinet in Gestalt eines Officiers.	113	Wunderwerke darauf beruhet unsre Religion. 168. 181	
T eufelsbanner was sie thun.	47	F antippe, die konnte Socrates nicht fromm machen.	112
T heatralische Stücke sind oft sehr schädlich. ihre Einrichtung.	138 177	Xenophon hat eine üble Ehe. 109. seine Frau schämt sich etwas zu beantworten. 109. Er selbst auch.	109
T hirs, eines Schäfers Brief.	67	Z ahn, ein goldener in Schlesien, was er bedeutet.	135
T imorine ihre Lebensart.	94	Zauberen, Mittel davor 41. wird nur von alten Weibern geglaubt 34. hat ihren Ursprung aus Egypten 44. ist von den Poeten fortgepflanget. 45. 46. wird vertheidiget. 101. wie sie erwiesen werden müße, wenn man sie glauben sollte. 162. 163	
T ragödien ob sie nützlich sind?	139	Zauber Regen das Feuer zu löschen.	164
T ugend ihr Vorzug vor dem Laster.	57	Zebedäus Eypriacks, sein Schreiben.	55. 72
T ugendlust häufiger in der Welt als das Laster.	187	Zeitvertreib ein unschuldiger.	33
U bereilung im Heyrathen taugt nicht.	83. 111	Zeloander, sein Schreiben.	129
U mgang mit Frauenzimmer. Regel dazu.	6	Zierrathen, der Opern-Bühnen.	180
U nglück, machen sich die Menschen selbst. ist so groß nicht in der Welt als man dencket.	159 194. 295	Zipfel eines Schnupstuchs voller Wind.	103
U niversal-Medicin eine Grille.	77	Zotenreisen, ein Fehler neuer Scribenten.	129
U nrecht, wird durch Opern befördert.	178	Zuchtfreunds Klagschreiben.	131
U rgende eine abergläubische.	41	Zueignungs-Schrift, eine lange.]	22
U rr: eile, ungereimte und gottlose von der Welt.	135	Zufriedenheit, was sie befördert.	96. 196
U rdammniß ob man eine endliche lehren soll.	90	Zween, zwei, zwey, wird vermischt.,	119
U rer:chter, ein kleiner. 70. curiret sich artig.	71		
U erstand ist die Quelle alles Bösen.	92		
U erfremung einer Stadt. 159. warum man sie erdicht.	170		
U erstellung in der Welt ist groß. 19. ist thöricht bey			

